



Nach Starke, gest. v. Präzel & Geyer.

Religion ist Erkenntnis aller Dinge als göttlicher Gebote
 die nicht als nur äußerliche Gebräuche an sich das in Gottes Ansehen
 und die Moral für sich zu haben in einem gewissen Verstande
 zwar in demselben Punkte der Vernunft ist. (1793)

Immanuel Kant (1794)

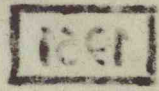
Jan. / 4015

Jan. 11058.

306323

IMMANUEL KANT'S

BRIEFE,



ERKLÄRUNGEN.

FRAGMENTE

AUS

SEINEM NACHLASSE.



HERAUSGEGEBEN

VON

FRIEDR. WILH. SCHUBERT.

15475.



Donafunece Maiorescu

LEIPZIG,

LEOPOLD VOSS.

1842.

BIBLIOTECA CENTRALA
UNIVERSITARA
BUCURESTI


83-6
19 (Kant)

CONTROL 1953

BIBLIOTECA CENTRALA UNIVERSITARA
COTA 11058

RC 73/01

CONTROL 1957

B.C.U. Bucuresti

C15475

Die hier mitgetheilten Briefe werden zum grössten Theile hier zum ersten Male aus der Handschrift des abgesandten Originals oder des von Kant eigenhändig gemachten Entwurfs öffentlich bekannt gemacht. Solche Entwürfe befinden sich mehrfach in dem der Königsberger Universitätsbibliothek angehörenden Nachlasse Kant's. Ich habe jedoch nur solche zum Abdruck hier gewählt, die durch ein vollständigeres Detail im Zusammenhange für sich selbst ein wissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen. Andere, namentlich kleine Handschreiben, welche vorzugsweise zur Charakteristik Kant's in seinem gelehrten Wirken und in seinem Verhalten gegen Freunde und Amtsgenossen dienen, werden am angemessensten in die Biographie selbst verflochten: ich bezeichne darunter das Handschreiben an den Professor der Physik Reusch über das Fahrenheit'sche Thermometer und a. Die Zahl der Briefe ist allerdings für ein so ausgedehntes reiches literarisches Leben sehr gering. Aber Kant's grosse Abneigung gegen das Briefschreiben trat schon in seinen jüngeren Jahren ein, wie bereits Johann George Hamann 1759 klagte und nahm mit den Jahren so zu, dass nach den Entwürfen oft von ihm selbst gern gegebene Antworten doch Jahre lang verspätet wurden. Dessen ungeachtet würde die Anzahl stattlicher ausfallen müssen, wenn alle mir verheissenen Zusagen von Briefen Kant's, auf deren Einsendung ich sehnsüchtig wartete, erfüllt worden wären. Um so mehr fühle ich mich von dem herzlichsten und angelegentlichsten Danke gegen diejenigen Männer durchdrungen, die diesem Unternehmen ihre thätigste Beihülfe gewährten: ich werde ihre Unterstützung bei den einzelnen Mittheilungen dankbar besonders erwähnen.

In diese Sammlung sind nicht mit aufgenommen:

- 1) der Brief an Fräulein Ch. von Knobloch über Swedenborg vom 10. Aug. 1758; ist bereits abgedruckt in Bd. VII, Abthlg. I. S. 1 — 11.
- 2) der Brief an Frau von Funk über den Tod ihres Sohnes vom 6. Jun. 1760; schon abgedruckt in Bd. VII, Abthlg. I. S. 123 — 34.
- 3) der Briefwechsel zwischen Lambert und Kant, vom 13. Novbr. 1765 — 1770; bereits abgedruckt in Bd. I. S. 343 — 70.

Schubert.

1.

An

Moses Mendelssohn

in Berlin

1766 – 83 *

A Monsieur

Monsieur Moses Mendelssohn

à Berlin.

Mein Herr

Es giebt keine Umschweife von der Art, wie sie die Mode verlangt, zwischen zwei Personen, deren Denkungsart durch die Ähnlichkeit der Verstandesbeschäftigungen und die Gleichheit der Grundsätze einstimmig ist. Ich bin durch Dero gütige Zuschrift erfreut worden und nehme Ihren Antrag wegen künftiger Fortsetzung der Correspondenz mit Vergnügen an. Herr Mendel Koshmann hat mir den jüdischen Studenten Leon zusammt Dero Empfehlung zugeführt. Ich habe ihm sehr gern meine Collegien und andere Dienstleistungen zugestanden. Allein vor einigen Tagen ist er zu mir gekommen und hat sich erklärt, dass er sich der Gelegenheit, welche die jetzigen polnischen Zufuhren geben, bedienen wolle, um eine kleine Reise zu den Seinigen zu thun, von da er um Östern allhier wieder einzutreffen gedenkt. Es scheint, dass er sich bei der hiesigen jüdischen Gemeinde durch einige Vernachlässigung in der

* Diese vier Briefe verdanke ich der wohlwollenden Beisteuer des Herrn Bennoni Friedländer in Berlin, dessen reiche Sammlungen bei dem hochherzigen Sinn des wahrhaft gelehrten Besitzers zur Förderung literarischer Unternehmungen gern sich öffnen.

Observanz ihrer gesetzmässigen Gebräuche nicht gänzlich zu seinem Vortheile gewiesen habe, und da er ihrer nöthig hat, so werden Sie ihm deswegen künftig die gehörige Vorschrift geben, in Ansehung welcher ich ihm schon zum voraus einige Erinnerung, die die Klugheit gebeut, habe merken lassen.

Ich habe durch die fahrende Post einige Träumerei an Sie überschickt und bitte ergebenst, nachdem Sie beliebt haben, ein Exemplar für sich zu behalten, die übrigen an die Herren: Hofpred. Sack, Oberconsist. R. Spalding, Propst Süsmilch, Prof. Lambert, Prof. Sultzer und Prof. Formey gütigst abgeben zu lassen. Es ist eine gleichsam abgedrungene Schrift, und enthält mehr einen flüchtigen Entwurf von der Art, wie man über dergleichen Fragen urtheilen solle, als die Ausführung selber. Dero Urtheil in diesen und andern Fällen wird mir sehr schätzbar seyn. Gelehrte Neuigkeiten Ihres Orts und eine Bekanntschaft durch Dero Vermittelung mit den guten Köpfen Ihrer Gegend wird mir nützlich und angenehm seyn. Ich wünschte, dass ich meiner Seits etwas zu Ihrem Vergnügen ausrichten könnte und bin mit wahrer Hochachtung,

mein Herr,

Königsb. d. 7. Febr. 1766.

Dero ergebenster Diener

I. Kant.

Mein Herr.

Die gütige Bemühung, die Sie in Bestellung einiger überschickten Schriften auf mein ergebenstes Ersuchen zu übernehmen beliebt haben, erwiedere ich mit dem ergebensten Danke und der Bereitwilligkeit zu allen gefälligen Gegendiensten.

Die Befremdung, die Sie über den Ton der kleinen Schrift äussern, ist mir ein Beweis der guten Meinung, die

Sie sich von meinem Charakter der Aufrichtigkeit gemacht haben, und selbst der Unwille, denselben hierin nur zweideutig ausgedrückt zu sehen, ist mir schätzbar und angenehm. In der That werden Sie auch niemals Ursache haben, diese Meinung von mir zu ändern, denn was es auch für Fehler geben mag, denen die standhafteste Entschliesung nicht allemal völlig ausweichen kann, so ist doch die wetterwendische und auf den Schein angelegte Gemüthsart dasjenige, worin ich sicherlich niemals gerathen werde, nachdem ich schon den grössesten Theil meiner Lebenszeit hindurch gelernt habe, das meiste von demjenigen zu entbehren und zu verachten, was den Charakter zu corrumpiren pflegt, und also der Verlust der Selbstbilligung, die aus dem Bewusstseyn einer unverstellten Gesinnung entspringt, das grösseste Ubel seyn würde, was mir nur immer begegnen könnte, aber ganz gewiss niemals begegnen wird. Zwar denke ich vieles mit der allerkläresten Überzeugung und zu meiner grossen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke.

Ich weiss nicht, ob Sie bei Durchlesung dieser in ziemlicher Unordnung abgefassten Schrift einige Kennzeichen von dem Unwillen werden bemerkt haben, womit ich sie geschrieben habe; denn da ich einmal durch die vorwitzige Erkundigung nach den Visionen des Schwedenborg sowohl bei Personen, die ihn Gelegenheit hatten selbst zu kennen, als auch vermittelst einiger Correspondenz und zuletzt durch die Herbeischaffung seiner Werke viel hatte zu reden gegeben, so sahe ich wohl, dass ich nicht eher vor der unablässigen Nachfrage würde Ruhe haben, als bis ich mich der bei mir vermutheten Kenntniss aller dieser Anekdoten entledigt hätte.

In der That wurde es mir schwer, die Methode zu ersinnen, nach welcher ich meine Gedanken einzukleiden hätte, ohne mich dem Gespötte auszusetzen. Es schien mir also am rathsamsten, anderen dadurch zuvorzukommen, dass ich über mich selbst zuerst spottete, wobei ich auch

ganz aufrichtig verfahren bin, indem wirklich der Zustand meines Gemüths hiebei widersinnig ist und sowohl, was die Erzählung anlangt, ich mich nicht entbrechen kann, eine kleine Anhänglichkeit an die Geschichte von dieser Art, als auch, was die Vernunftgründe betrifft, einige Vermuthung von ihrer Richtigkeit zu nähren, ungeachtet der Ungereimtheiten, welche die erstere, und der Hirngespinnste und unverständlichen Begriffe, welche die letztere um ihren Werth bringen.

Was meine geäußerte Meinung von dem Werthe der Metaphysik überhaupt betrifft, so mag vielleicht hin und wieder der Ausdruck nicht vorsichtig und beschränkt genug gewählt worden seyn, allein ich verhehle gar nicht, dass ich die aufgeblasene Anmaassung ganzer Bände voll Einsichten dieser Art, sowie sie jetziger Zeit gangbar sind, mit Widerwillen, ja mit einigem Hasse ansehe, indem ich mich vollkommen überzeuge, dass der Weg, den man gewählt hat, ganz verkehrt sey, dass die im Schwang gehende Methode dem Wahn und den Irrthümern aller dieser eingebildeten Einsichten nicht so schädlich seyn könne als die erträumte Wissenschaft mit ihrer so verwünschten Fruchtbarkeit.

Ich bin soweit entfernt, die Metaphysik selbst, objectiv erwogen, für gering oder entbehrlich zu halten, dass ich vornämlich seit einiger Zeit, nachdem ich glaube, ihre Natur und die ihr unter den menschlichen Erkenntnissen eigenthümliche Stelle einzusehen, überzeugt bin, dass sogar das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechts auf ihr ankomme, eine Anpreisung, die einem jeden andern als Ihnen phantastisch und verwegen vorkommen wird. Solchen Genies wie Ihnen, mein Herr, kommt es zu, in dieser Wissenschaft eine neue Epoche zu machen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs blosse Gerathwohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen. Was aber den Vorrath vom Wissen betrifft, der in dieser Art öffentlich feil steht, so ist es kein leichtsinniger Unbestand, sondern die Wirkung einer langen Untersuchung, dass ich in Anse-

hung desselben nichts rathsamer finde, als ihm das dogmatische Kleid abzuziehen und die vorgegebenen Einsichten skeptisch zu behandeln, wovon der Nutzen freilich nur negativ ist (*stultitia caruisse*), aber zum positiven vorbereitet; denn die Einfalt meines gesunden aber ununterwiesenen Verstandes bedarf, um zur Einsicht zu gelangen, nur ein Organon; die Scheineinsicht aber eines verderbten Kopfs zuerst ein Katartikon. Wenn es erlaubt ist, etwas von meinen eigenen Bemühungen in diesem Betracht zu erwähnen, so glaube ich seit der Zeit, als ich keine Ausarbeitungen dieser Art geliefert habe, zu wichtigen Einsichten in dieser Disciplin gelangt zu seyn, welche ihr Verfahren festsetzen und nicht bloß in allgemeinen Aussichten bestehen, sondern in der Anwendung als das eigentliche Richtmaass brauchbar sind. Ich schicke mich allmählig an, so viel als meine übrige Zerstreungen es erlauben, diese Versuche der öffentlichen Beurtheilung, vornämlich aber der Ihrigen vorzulegen, wie ich mir denn schmeichle, dass, wenn es Ihnen gefiele, Ihre Bemühungen in diesem Stück mit den meinigen zu vereinigen (worunter ich die Bemerkung ihrer Fehler mit begreife), etwas Wichtiges zum Wachsthum der Wissenschaft könnte erreicht werden.

Es gereicht mir zu keinem geringen Vergnügen zu vernehmen, dass mein kleiner und flüchtiger Versuch das Glück haben werde, gründliche Betrachtungen über diesen Punct von Ihnen herauszulocken, und ich halte ihn alsdann für nützlich genug, wenn er zu tieferen Untersuchungen anderer die Veranlassung geben kann. Ich bin überzeugt, dass Sie den Punct nicht verfehlen werden, auf den sich alle diese Erwägungen beziehen und welchen ich kenntlicher würde bezeichnet haben, wenn ich die Abhandlung nicht bogenweise hintereinander hätte abdrucken lassen, da ich nicht immer voraussehen konnte, was zum besseren Verständnisse des folgenden voranzuschicken wäre, und wo gewisse Erläuterungen in der Folge wegbleiben müssen, weil sie an einen unrechten Ort würden zu stehen gekommen seyn. Meiner Meinung nach kommt alles darauf an,

die Data zu dem Problem aufzusuchen, wie ist die Seele in der Welt gegenwärtig sowohl den materiellen Naturen als den anderen von ihrer Art. Man soll also die Kraft der äusseren Wirksamkeit und die Receptivität von aussen zu leiden bei einer solchen Substanz finden, wovon die Vereinigung mit dem menschlichen Körper nur eine besondere Art ist. Weil uns nun keine Erfahrung hiebei zu statten kommt, dadurch wir ein solches Subject in den verschiedenen Relationen könnten kennen lernen, welche einzig und allein tauglich sind, seine äussere Kraft oder Fähigkeit zu offenbaren und die Harmonie mit dem Körper, der das Gegenverhältniss des inneren Zustandes der Seele (des Denkens und Wollens) zu dem äusseren Zustande der Materie unseres Körpers, mithin kein Verhältniss einer inneren Thätigkeit zu einer äusseren Thätigkeit entdeckt, folglich zur Auflösung der Quaestion gar nicht tauglich ist, so fragt man, ob es an sich möglich sey, durch Vernunfturtheile *a priori* diese Kräfte geistiger Substanzen auszumachen. Diese Untersuchung löst sich in eine andere auf, ob man nämlich eine primitive Kraft d. i. ob man das erste Grundverhältniss der Ursache zur Wirkung durch Vernunftschlüsse erfinden könne, und da ich gewiss bin, dass dieses unmöglich sey, so folgt, wenn mir diese Kräfte nicht in der Erfahrung gegeben sind, dass sie nur gedichtet werden können. Diese Erdichtung aber (*fictio heroistica, hypothesis*) kann niemals auch nur einen Beweis der Möglichkeit zulassen und die Denklichkeit (deren Schein daher kommt, dass sich auch keine Unmöglichkeit davon darthun lässt) ist ein blosses Blendwerk, wie ich denn die Träumerei des Schwedenborg selbst, wenn Jemand ihre Möglichkeit angriffe, mir zu vertheidigen getraute und mein Versuch von der Analogie eines wirklichen sittlichen Einflusses der geistigen Naturen mit der allgemeinen Gravitation ist eigentlich nicht eine ernstliche Meinung von mir, sondern ein Beispiel, wie weit man und zwar ungehindert in philosophischen Erdichtungen fortgehen kann, wo die Data fehlen, und wie nöthig es bei einer solchen Aufgabe

sey, auszumachen, was zur Solution des Problems nöthig sey und ob nicht die dazu nöthigen Data fehlen. Wenn wir dennoch die Beweisthümer aus der Anständigkeit oder den göttlichen Zwecken so lange bei Seite setzen und fragen, ob aus unseren Erfahrungen jemals eine solche Kenntniss von der Natur der Seele möglich sey, die da zureiche, die Art ihrer Gegenwart im Weltraume sowohl in Verhältniss auf die Materie als auch auf Wesen ihrer Art daraus zu erkennen, so wird sich zeigen, ob Geburt (im metaphysischen Verstande), Leben und Tod etwas sey, was wir jemals durch Vernunft werden einsehen können. Es liegt hier daran, auszumachen, ob es nicht hier wirklich Grenzen gebe, welche nicht durch die Schranken unserer Vernunft wie in der Erfahrung, die die Data zu ihr enthält, festgesetzt sind. Jedoch ich breche hiemit ab und empfehle mich Dero Freundschaft, bitte auch, dem Hrn. Prof. Sultzer meine besondere Hochachtung und den Wunsch, mit seiner gütigen Zuschrift beehrt zu werden, zu entdecken und bin mit der grössesten Hochachtung,

mein Herr,

Königsb. d. 8. April 1766.

Dero ergebenster Diener

I. Kant.

Verehrungswürdiger Freund.

Mit dem grössesten Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit; wenn es auch nur in der Absicht wäre, Ihnen meine Hochachtung und den herzlichen Wunsch zu bezeigen, dass Sie in dem Genusse einer mit fröhlichem Herzen verbundenen Gesundheit eines Lebens geniessen mögen, an dessen zurückgelegten Theil Sie mit Zufriedenheit sich zu erinnern so viel Ursache haben. Herr Joël, der in der Meinung, dass Sie mich mit einigem Zutrauen beehrten, verlangt, seinen Zutritt zu Ihnen mit meiner Empfehlung

zu begleiten, ist Ihrer Gewogenheit und Vorsorge nicht unwürdig. Wenn er gleich nicht mit so vorzüglichem Talente als Herr Herz beglückt ist, so lässt doch sein gesunder Verstand, sein Fleiss, Ordnung des Lebens, vornehmlich die Gutartigkeit seines Herzens erwarten, dass er in Kurzem als ein geschickter und geachteter Arzt auftreten werde. Ich weiss, dass diese Eigenschaften allein Sie, mein geehrtester Freund, schon hinreichend bewegen können, einige Bemühungen auf die Forthelfung eines hoffnungsvollen jungen Mannes zu verwenden.

Mein Gesundheitszustand, den ich nur durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Lebensart und der Gemüthsbeschäftigung erhalten kann, hat es mir unmöglich gemacht, der guten Meinung des verehrungswürdigen Ministers von mir (woran Sie, wie ich glaube, einen vorzüglichen Antheil haben) mich folgsam zu bezeigen und dadurch Gelegenheit zu bekommen, Ihnen und Herren Herz persönlich meine Ergebenheit zu beweisen, welches ich jetzt und künftig nur schriftlich thun kann als

meines höchstschätzbaren Freundes

ergebenster treuer Diener

Königsb. d. 13. Juli 1778.

I. Kant.

Verehrungswürdiger Herr!

Allerdings konnte keine wirksamere Empfehlung für den hoffnungsvollen Jüngling den Sohn des Hrn. Gentz gefunden werden, als die von einem Manne, dessen Talente und Charakter ich vorzüglich hochschätze und liebe, von welcher Gesinnung gegen Sie, es mir reizend ist zu sehen, dass Sie solche in mir voraussetzen und darauf rechnen, ohne dass ich nöthig hätte, Sie davon zu versichern. Auch kann ich jetzt dem würdigen Vater dieses jungen

Menschen, den ich in meine nähere Bekanntschaft aufgenommen habe, mit Zuversicht die seinen Wünschen vollkommen entsprechende Hoffnung geben, ihn dereinst von unserer Universität an Geist und Herz sehr wohl ausgebildet zurück zu erhalten; bis ich dieses thun konnte, ist meine sonst vorlängst schuldige Antwort auf Ihr gütiges Schreiben aufgeschoben worden.

Die Reise nach dem Bade, von dessen Gerüchte Sie so gütig sind auf solche Art zu erwähnen, dass mir die Idee davon das Gemüth mit angenehmen Bildern eines viel reizendern Umganges, als ich ihn jemals hier haben kann, erfüllt, ist auch allhier ausgebreitet gewesen, ohne dass ich jemals den mindesten Anlass dazu gegeben hätte. Eine gewisse Gesundheitsregel, die ich, ich weiss nicht bei welchem englischen Autor vor langer Zeit antraf, hat schon vorlängst den obersten Grundsatz meiner Diätetik ausgemacht: Ein jeder Mensch hat seine besondere Art gesund zu seyn, an der er, ohne Gefahr, nicht ändern darf. In Befolgung dieser Lehre habe ich zwar immer mit Unpässlichkeit zu kämpfen, ohne doch jemals krank zu seyn; übrigens finde ich, dass man am längsten lebe, wenn man am wenigsten Sorge trägt, das Leben zu verlängern, doch mit der Behutsamkeit, es nicht durch die Störung der wohlthätigen Natur in uns abzukürzen.

Dass Sie sich der Metaphysik gleichsam für abgestorben ansehen, da ihr beinahe die ganze klügere Welt abgestorben zu seyn scheint, befremdet mich nicht, ohne einmal jene Nervenschwäche (daran man doch im Jerusalem nicht die mindeste Spur antrifft) hiebei in Betracht zu ziehen. Dass aber an deren Stelle Kritik, die nur damit umgeht, den Boden zu jenem Gebäude zu untersuchen, Ihre scharfsinnige Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen kann, oder sie alsbald wieder von sich stösst, dauert mich sehr, befremdet mich aber auch nicht; denn das Product des Nachdenkens von einem Zeitraume von wenigstens zwölf Jahren hatte ich innerhalb etwa 4 bis 5 Monaten, gleichsam im Fluge, zwar mit der grössten Aufmerksam-

keit auf den Inhalt, aber mit weniger Fleiss auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser, zu Stande gebracht, eine Entschliessung, die mir auch jetzt noch nicht leid thut, weil ohne dies und bei längerem Aufschube, um Popularität hineinzubringen, das Werk vermuthlich ganz unterblieben wäre, da doch dem letzteren Fehler nach und nach abgeholfen werden kann, wenn nur das Product seiner rohen Bearbeitung nach erst da ist. Denn ich bin schon zu alt, um ein weitläufiges Werk mit ununterbrochener Anstrengung, Vollständigkeit und zugleich mit der Feile in der Hand, jedem Theile seine Rundung, Glätte und leichte Beweglichkeit zu geben. Es fehlte mir zwar nicht an Mitteln der Erläuterung jedes schwierigen Puncts, aber ich fühlte in der Ausarbeitung unaufhörlich die, der Deutlichkeit eben sowohl widerstreitende Last der gedehnten und den Zusammenhang unterbrechenden Weitläufigkeit, daher ich von dieser vor der Hand abstand, um sie bei einer künftigen Behandlung, wenn meine Sätze, wie ich hoffte, in ihrer Ordnung nach und nach würden angegriffen werden, nachzuholen; denn man kann auch nicht immer, wenn man sich in ein System hineingedacht und mit den Begriffen desselben vertraut gemacht hat, für sich selbst errathen, was dem Leser dunkel, was ihm nicht bestimmt, oder hinreichend bewiesen vorkommen möchte. Es sind wenige so glücklich, für sich und zugleich in der Stelle anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn.

Wie wäre es aber, mein werthester Herr, wenn Sie, gesetzt Sie wollten sich nicht weiter mit schon zur Seite gelegten Sachen selbst beschäftigen, Ihr Ansehen und Ihren Einfluss dazu zu verwenden beliebten, eine nach einem gewissen Plane verabzuredende Prüfung jener Sätze zu vermitteln und dazu auf eine Art, wie sie Ihnen gut dünkt, aufzumuntern. Man würde also 1. untersuchen, ob es mit der Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urtheile seine Richtigkeit und mit der Schwierigkeit, die

Möglichkeit der letzteren, wenn sie *a priori* geschehen sollen, einzusehen, die Bewandniss habe, die ich ihr beilege, und ob es auch von so grosser Nothwendigkeit sey, die Deduction der letzteren Art von Erkenntnisse zu Stande zu bringen, ohne welche keine Metaphysik statt findet. 2. Ob es wahr sey, was ich behauptet habe, dass wir *a priori* über nichts als über die formale Bedingung einer möglichen (äusseren oder inneren) Erfahrung überhaupt synthetisch urtheilen können, sowohl was die sinnliche Anschauung derselben, als was die Verstandesbegriffe betrifft, die beiderseits noch vor der Erfahrung vorhergehen und sie allererst möglich machen. 3. Ob also auch meine letzte Folgerung richtig sey, dass alle uns mögliche speculative Erkenntniss *a priori* nicht weiter reiche, als auf Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nur mit dem Vorbehalte, dass dieses Feld möglicher Erfahrung nicht alle Dinge an sich selbst befasse, folglich allerdings noch andere Gegenstände übrig lasse, ja sogar als nothwendig voraussetze, ohne dass es uns doch möglich wäre, von ihnen das mindeste bestimmt zu erkennen. Wären wir erst so weit, so würde sich die Auflösung, darin sich die Vernunft selbst verwickelt, wenn sie über alle Grenze möglicher Erfahrung hinaus zu gehen versucht, von selbst geben, ingleichen die noch nothwendigere Beantwortung der Fragen, wodurch denn die Vernunft getrieben wird, über ihren eigentlichen Wirkungskreis hinauszugehen, mit einem Worte, die Dialektik der reinen Vernunft würde wenig Schwierigkeit mehr machen und von da an würde die eigentliche Annehmlichkeit einer Kritik anheben, mit einem sicheren Leitfaden in einem Labyrinth herum zu spazieren, darin man sich alle Augenblicke verirrt und eben so oft den Ausgang findet. Zu diesen Untersuchungen würde ich gern an meinem Theile alles mir Mögliche beitragen, weil ich gewiss weiss, dass, wenn die Prüfung nur in gute Hände fällt, etwas Ausgemachtes daraus entspringen werde. Allein meine Hoffnung zu derselben ist nur klein. Mendelssohn, Garve und Tetens scheinen dieser Art von Ge-

schäfte entsagt zu haben und wo ist noch sonst jemand, der Talent und guten Willen hat, sich damit zu befassen? Ich muss mich also damit begnügen, dass dergleichen Arbeit, wie Swift sagt, eine Pflanze sey, die nur aufblüht, wenn der Stock in die Erde kommt. Vor dieser Zeit denke ich indessen doch ein Lehrbuch der Metaphysik nach obigen kritischen Grundsätzen und zwar mit aller Kürze eines Handbuchs, zum Behuf akademischer Vorlesungen, nach und nach auszuarbeiten und in einer nicht zu bestimmenden, vielleicht ziemlich entfernten Zeit, fertig zu schaffen. Diesen Winter werde ich den ersten Theil meiner Moral, wo nicht völlig, doch meist zu Stande bringen. Diese Arbeit ist mehrer Popularität fähig, hat aber bei weitem den das Gemüth erweiternden Reiz nicht bei sich, den jene Aussicht, die Grenze und den gesammten Inhalt der ganzen menschlichen Vernunft zu bestimmen, in meinen Augen bei sich führt, vornämlich auch darum, weil selbst Moral, wenn sie in ihrer Vollendung zur Religion überschreiten will, ohne eine Vorarbeitung und sichere Bestimmung der ersteren Art unvermeidlicher Weise in Einwürfe und Zweifel, oder Wahn und Schwärmerei verwickelt wird.

Herr Friedländer wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich in Ihrem Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer grossen ob zwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewusst, die man ihr gar nicht zuge-
traut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, dass auch endlich die Kirche unserer Seits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigen und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muss;

denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht. Ich missbrauche aber Ihre Geduld und Ihre Augen, und füge nichts weiter hinzu, als dass Niemandem eine Nachricht von Ihrem Wohlbefinden und Zufriedenheit angenehmer seyn kann, als

Ihrem ergebensten Diener

Königsb. d. 18. Aug. 1783.

I. Kant.



2.

An

Dr. Marcus Herz

in Berlin

und ein Brief von Marcus Herz

1770 — 1797*.

Moses Mendelssohn

an

I. Kant in Königsberg in Pr.

d. 23. Dec. 1770.

Herr Marcus Herz, der sich durch Ihren Unterricht, und, wie er mich selbst versichert, noch mehr durch Ihren weisen Umgang, zum Weltweisen gebildet hat, fährt rühmlich auf der Laufbahn fort, die er unter Ihren Augen zu betreten angefangen. So viel meine Freundschaft zu seinem guten Fortkommen beitragen kann, wird ihm sicherlich nicht entstehen. Ich liebe ihn aufrichtig, und habe das Vergnügen, fast täglich seines sehr unterhaltenden Umgangs zu genießen. Es ist wahr, die Natur hat viel für ihn gethan. Er besitzt einen hellen Verstand, ein weiches Herz, eine gemässigte Einbildungskraft, und eine gewisse Subtiligkeit des Geistes, die der Nation natürlich zu seyn

* Die 19 ersten Briefe Kant's sind mir gleichfalls von Herrn Ben. Friedländer geneigtest übersandt, der die Originale in seiner reichen Sammlung von Autographen besitzt. Die Einleitung zu diesem Briefwechsel von Moses Mendelssohn an Kant ist aus einer Abschrift von David Friedländer's Hand entnommen.

12472

scheint; allein welch ein Glück für ihn, dass eben diese Naturgaben so frühzeitig vom Wahren zum Guten und Schönen geführt worden sind. Wie Mancher, der dieses Glück nicht gehabt, ist in dem unermesslichen Raume von Wahrheit und Irrthum sich selbst überlassen geblieben, und hat seine edle Zeit und seine beste Kraft durch hundert vergebliche Versuche verzehren müssen, dergestalt, dass ihm am Ende Beides, Zeit und Kraft, fehlen, auf dem Wege fortzufahren, den er, nach langem Heruntappen, endlich gefunden hat. Hätte ich von meinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde gehabt.

Ich habe Ihre Dissertation mit der grössten Begierde in die Hand genommen und mit recht vielem Vergnügen durchgelesen, ob ich gleich seit Jahr und Tag, wegen eines sehr geschwächten Nervensystems, kaum im Stande bin, etwas Speculatives von diesem Werthe mit gehöriger Anstrengung durchzudenken. Man sieht, diese kleine Schrift ist die Frucht von sehr langen Meditationen, und als ein Theil eines ganzen Lehrgebäudes anzusehen, das dem Verf. eigen, und wovon er vor der Hand nur einige Proben zu zeigen Willens ist. Die erscheinende Dunkelheit selbst, die an einigen Stellen zurückgeblieben ist, verräth einem geübten Leser die Beziehung auf ein Ganzes, das ihm noch nicht vorgelegt worden. Indessen wäre zum Besten der Metaphysik, die leider! jetzt so sehr gefallen ist, zu wünschen, dass Sie den Vorrath Ihrer Meditationen uns nicht zu lange vorenthalten. Das menschliche Leben ist kurz, und wie leicht überrascht uns das Ende, indem Wir immer den Vorsatz haben, es noch besser zu machen. Und warum scheuen Sie es auch so sehr, etwas zu wiederholen, das schon vor Ihnen gesagt worden? In Verbindung mit Ihrem System erscheint das Alte selbst doch immer neu, von einer neuen Seite, und bietet Aussichten dar, an die noch nicht gedacht worden ist. — Da Sie übrigens vorzüglich das Talent besitzen, für viele Leser zu schreiben, so hofft man, dass Sie sich nicht immer auf die wenigen Adepten einschränken werden, die sich nur nach dem Neuen

umsehen und aus dem Halbgesetzten das Verschwiegene zu errathen wissen.

Da ich mich nicht ganz zu diesen Adepten zähle, so wage ich es nicht, Ihnen die Gedanken alle mitzutheilen, die Ihre Dissertation bei mir veranlasset hat. Erlauben Sie mir dasjenige herzusetzen, was mehr Nebenbetrachtungen als Ihre Hauptideen angeht.

S. 2. 3. Ähnliche Gedanken vom Unendlichen in der ausgedehnten Grösse, obgleich nicht so scharfsinnig, finden sich in der zweiten Auflage meiner philosophischen Schriften, davon ich zur Messe die Ehre haben werde, ein Exemplar zu übersenden. — Ich freue mich nicht wenig, dass ich hierin einstimmig mit Ihnen denke. Merr. M. Herz kann bezeugen, dass alles schon zum Drucke fertig war, als ich Ihre Dissertation zu sehen bekam. Auch hab' ich ihm gleich beim ersten Anblicke der Schrift mein Vergnügen darüber zu erkennen gegeben, dass ein Mann von Ihrem Gewichte mit mir über diesen Punct einstimmig denkt.

S. 11. Sie zählen Shaftesbury unter die, die dem Epikur von ferne nachfolgen. Ich habe bisher geglaubt, man müsste den moralischen Instinct des Shaftesbury von der Wollust des Epikur wohl unterscheiden. Jenes ist, nach dem Lord, ein angebornes Vermögen, das Gute und Böse durch das Gefühl zu unterscheiden. Die Wollust des Epikur aber sollte mehr als ein *criterium boni*, sollte *summum bonum* selbst seyn.

S. 15. *Quid significet vocula post, non intelligo, nisi praevio jam temporis conceptu etc.* Diese Schwierigkeit scheint mehr die Armuth der Sprache, als die Unrichtigkeit der Begriffe zu beweisen. Das Wörtlein *post* bedeutet zwar ursprünglich eine Zeitfolge. Allein man kann auch überhaupt dadurch die Ordnung anzeigen, in welcher zwei wirkliche Dinge *a* und *b* vorhanden sind, davon *a* nicht daseyn kann, als wenn, oder indem *b* nicht ist. Mit einem Worte, die Ordnung, in welcher zwei schlechterdings oder hypothetisch sich widersprechende Dinge vorhanden sein können. Hier werden Sie sagen, das Wenn oder Indem

setzt abermals die Idee der Zeit voraus! — Nun gut, so wollen wir denn, wenn Sie meinen, auch diesem Wörtlein ausweichen. Ich fange mit folgender Worterklärung an: *a* und *b*, beide wirklich und von einem Grunde die unmittelbaren (oder gleich weit entfernten) Folgen, nenne ich hypothetisch verträglich; *compossibilia secundum quid* sind aber ungleichweit entfernte Folgen, *rationata*; so nenne ich sie hypothetisch unverträglich. Die hypothetischverträglichen *actualia* (Dinge, die auch in dieser Welt *compossibilia* sind), gleichzeitig (*simultanea*), die hypothetisch unverträglichen hingegen folgen auf einander, und zwar, das nähere *rationatum* geht voran, das entferntere folgt. Hier ist, wir hoffen, kein Wort, das irgend die Idee der Zeit voraussetzt. Wenigstens wird es offenbar mehr in den Zeichen der Gedanken, als in dem Gedanken selbst liegen.

Dass die Zeit bloss Subjectives seyn sollte, kann ich mich auch aus mehreren Ursachen nicht bereden. Die Succession ist doch wenigstens eine nothwendige Bedingung der Vorstellungen endlicher Geister. Nun sind die endlichen Geister nicht nur subjectiv, sondern auch Objecte der Vorstellungen sowohl Gottes, als ihrer Nebengeister. Mit hin die Folge auf einander auch als etwas Objectives anzusehen. Da wir übrigens in den vorstellenden Wesen und ihren Veränderungen eine Folge zugeben müssen, warum nicht auch in dem objectiv Muster und Vorbilde der Vorstellungen in der Welt?

Wie Sie (S. 17.) in dieser Art sich die Zeit vorzustellen, einen fehlerhaften Cirkel finden wollen, begreife ich in der That nicht. Die Zeit ist, nach dem Leibnitz, ein Phaenomenon, und hat, wie alle Phaenomena, etwas Objectives und etwas Subjectives. Das Subjective davon ist die Continuität, die man sich dabei vorstellt; das Objective hingegen ist die Folge von Veränderungen, die von einem Grunde gleichweit entfernte Rationata sind.

S. 23. Ich halte die Bedingung *eodem tempore* bei dem Satze des Widerspruchs für so nothwendig nicht. In so weit es dasselbe Subject ist, können auch zu verschie-

denen Zeiten *A et non A* von ihm nicht ausgesagt werden, und mehr wird zum Begriffe des Unmöglichen nicht erfordert als *idem subjectum praedicatorum A et non A*. Man kann auch sagen: *impossibile est A praedicatum de non A subjecto*.

Übrigens würde ich mich nicht erkühnt haben, Ew. Wohlgeb. mit solcher Freimüthigkeit zu beurtheilen, wenn mir nicht Herr M. Herz Ihre wahre philosophische Gemüthsart zu erkennen und die Versicherung gegeben hätte, dass Sie weit entfernt sind, eine solche Offenherzigkeit übel zu nehmen. So selten diese Charaktere unter den Nachtretern sind, so pflegen sie doch mehrentheils ein Unterscheidungszeichen der selbstdenkenden Köpfe zu sein. Wer selbst erfahren hat, wie schwer es ist, die Wahrheit zu finden, und sich davon zu überzeugen, der ist allezeit tolerant gegen diejenigen, die anders denken. Ich habe die Ehre etc.

A Monsieur

Monsieur Marcus Herz

Etudiant en Médecine.

Hochedler Herr

Werther Freund.

Ich schreibe Ihnen dieses nur, indem ich eben im Begriffe bin, eine kleine Ausfahrt auf das Land zu thun, um Sie bloss zu ersuchen, die vorhabende Visite bei den dortigen Herrn Gelehrten noch ein paar Tage auszusetzen, oder auch, wenn Sie zufälliger Weise mit ihnen zusammen kommen sollten, ihnen allenfalls zu sagen, dass Sie mit der nächsten Post von mir Briefe an sie erwarteten. Ich bin diese Tage her sehr unpässlich gewesen und die mit einmal wieder angefangene überhäufte Last der Collegien hat mir

nicht erlaubt, Erholungen zu suchen, noch an die versprochenen Briefe zu denken. Sie können solche gleichwohl mit der nächsten Post gewiss erwarten. Die kühlere Witterung und die künftig etwas mässiger zu übernehmende Arbeit machen mir Hoffnung, den kleinen Antheil der Gesundheit, den ich sonst genossen habe, wieder zu erwerben. Ich werde mir noch die Freiheit nehmen, Sie um die Consultation eines oder des andern Ihrer dortigen geschickten Ärzte zu ersuchen. Mit nächster Post ein Mehreres. Ich bin mit aufrichtiger Freundschaft ihr

ergebener

Königsberg, d. 31. August 1770.

I. Kant.

Mein werthester Herr Herz.

Wir haben beide Einer auf des Andern Briefe mit Schmerzen gewartet. Der meinige mit den gehörigen Einschlässen sollte den 4ten Sept. nach Berlin abgehen und der Kanter'sche Handlungsbursche Stalbaum nahm ihn zusammt dem *franco porto*, um ihn auf die Post zu tragen. Was mich bei meinem Verdachte, da Ihre Antwort so lange ausblieb, irre machte, war, dass in dem Postbuche wirklich ein Brief vom 4ten frankirt an M. Herz notirt war. Endlich zweifelte ich nicht mehr an einem Betrüge und Herr Kanter liess auf mein Zureden den Coffier dieses Burschen öffnen, worin nebst andern unterschlagenen Briefen der meinige befindlich war.

Der Bursche selbst lief sogleich davon und ist den Augenblick, da ich dieses schreibe, noch nicht zu erfragen.

Und nun bitte ich, die Bemühung zu übernehmen und inliegende Briefe an den Minister, an Prof. Sulzer und Lambert gütigst zu bestellen und vornämlich bei dem erstern die Ursache des alten dati anzuzeigen und zu entschuldigen. Sie werden mich sonst durch Ihre freundschaftlichen Zu-

schriften und Nachrichten jederzeit sehr verbinden. Der letzte Brief, der die Sprache des Herzens redete, hat sich auch dem meinigen eingedrückt. Hr. Friedländer hat mir eine neue Piece des Koelbele communicirt. Ich bitte, wenn etwas Neues durch dergleichen Canäle an mich gelangen kann, mich daran Theil nehmen zu lassen. Ich bin in der aufrichtigsten Gesinnung,

Ihr

Königsberg, d. 27. Sept. 1770.

treuer Freund und Diener

I. Kant.

Hochedler Herr,
Werther Freund.

Wenn Sie über das gänzliche Ausbleiben meiner Antworten unwillig werden, so thun Sie mir hierin zwar nicht unrecht; wenn Sie aber hieraus unangenehme Folgerungen ziehen, so wünschte ich mich desfalls auf Ihre eigne Kenntniss von meiner Denkungsart berufen zu können. Statt aller Entschuldigung will ich Ihnen eine kleine Erzählung von der Art der Beschäftigung meiner Gedanken geben, welche in müßigen Stunden bei mir den Aufschub des Briefschreibens veranlassen. Nach Ihrer Abreise von Königsberg sahe ich in den Zwischenzeiten der Geschäfte und der Erholungen, die ich so nöthig habe, den Plan der Betrachtungen, über die wir disputirt hatten, noch einmal an, um ihn an die gesammte Philosophie und übrige Erkenntniss zu passen und dessen Ausdehnung und Schranken zu begreifen. In der Unterscheidung des Sinnlichen vom Intellectualen in der Moral und den daraus entspringenden Grundsätzen hatte ich es schon vorher ziemlich weit gebracht. Die Principien des Gefühls, des Geschmacks und der Beurtheilungskraft, mit ihren Wirkungen, dem Angenehmen, Schönen und Guten hatte ich auch schon vorlängst

zu meiner ziemlichen Befriedigung entworfen und nun machte ich mir den Plan zu einem Werke, welches etwa den Titel haben könnte: Die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft. Ich dachte mir darin zwei Theile, einen theoretischen und praktischen. Der erste enthielt in zwei Abschnitten: 1. Die Phaenomenologie überhaupt. 2. Die Metaphysik, und zwar nur nach ihrer Natur und Methode. Der zweite ebenfalls in zwei Abschnitten. 1. Allgemeine Principien des Gefühls, des Geschmacks und der sinnlichen Begierde. 2. Die ersten Gründe der Sittlichkeit. Indem ich den theoretischen Theil in seinem ganzen Umfange und mit den wechselseitigen Beziehungen aller Theile durchdachte, so bemerkte ich: dass mir noch etwas Wesentliches mangle, welches ich bei meinen langen metaphysischen Untersuchungen, so wie Andre, aus der Acht gelassen hatte, und welches in der That den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnisse der bis dahin sich selbst noch verborgenen Metaphysik ausmacht. Ich frug mich nämlich selbst: auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand? Enthält die Vorstellung nur die Art, wie das Subject von dem Gegenstande afficirt wird, so ist's leicht einzusehen, wie er diesem als eine Wirkung seiner Ursache gemäss sey und wie diese Bestimmung unseres Gemüths etwas vorstellen, d. i. einen Gegenstand haben könne. Die Passion oder sinnliche Vorstellungen haben also eine begriffliche Beziehung auf Gegenstände, und die Grundsätze, welche aus der Natur unsrer Seele entlehnt werden, haben eine begriffliche Gültigkeit für alle Dinge, in sofern sie Gegenstände der Sinne seyn sollten. Eben so: wenn das, was in uns Vorstellung heisst, in Ansehung des Objects actio wäre, d. i. wenn dadurch selbst der Gegenstand hervorgebracht würde, wie man sich die göttlichen Erkenntnisse als die Urbilder der Sachen vorstellt, so würde auch die Conformität derselben mit den Objecten verstanden werden können. Es ist also die Möglichkeit sowohl des *intellectus archetypi*, auf dessen Anschauung die Sachen selbst sich gründen, als

des *intellectus ectypi*, der die Data seiner logischen Behandlungen aus der sinnlichen Anschauung der Sachen schöpft, zum wenigsten verständlich. Allein unser Verstand ist durch seine Vorstellungen weder die Ursache des Gegenstandes (ausser in der Moral von den guten Zwecken), noch der Gegenstand die Ursache der Verstandesvorstellungen (*in sensu reali*). Die reinen Verstandesbegriffe müssen also nicht von der Empfindung der Sinne abstrahirt seyn, noch die Empfänglichkeit der Vorstellungen durch Sinne ausdrücken, sondern in der Natur der Seele zwar ihre Quellen haben, aber doch weder in so fern sie vom Object gewirkt werden, noch das Object selbst hervorbringen. Ich hatte mich in der Dissertation damit begnügt, die Natur der Intellectual-Vorstellungen bloss negativ auszudrücken: dass sie nämlich nicht Modificationen der Seele durch den Gegenstand wären. Wie aber denn sonst eine Vorstellung, die sich auf einen Gegenstand bezieht, ohne von ihm auf einige Weise afficirt zu seyn, möglich, überging ich mit Stillschweigen. Ich hatte gesagt: Die sinnlichen Vorstellungen stellen die Dinge vor, wie sie erscheinen, die intellectualen, wie sie sind. Wodurch werden uns denn diese Dinge gegeben, wenn sie es nicht durch die Art werden, womit sie uns afficiren, und wenn solche intellectuale Vorstellungen auf unsrer innern Thätigkeit beruhen, woher kommt die Ubereinstimmung, die sie mit Gegenständen haben sollen, die doch dadurch nicht etwa hervorgebracht werden, und die Axiomata der reinen Vernunft über diese Gegenstände, woher stimmen sie mit diesen überein, ohne dass diese Ubereinstimmung von der Erfahrung hat dürfen Hilfe entlehnen. In der Mathematik geht dieses an, weil die Objecte vor uns nur dadurch Grössen sind und als Grössen können vorgestellt werden, dass wir ihre Vorstellungen erzeugen können, indem wir Eines etliche mal nehmen. Daher die Begriffe der Grössen selbstthätig sind und ihre Grundsätze *a priori* können ausgemacht werden. Allein im Verhältnisse der Qualitäten, wie mein Verstand gänzlich *a priori* sich selbst Begriffe von Dingen bilden

soll, mit denen nothwendig die Sachen einstimmen sollen, wie er reale Grundsätze über ihre Möglichkeit entwerfen soll, mit denen die Erfahrung getreu einstimmen muss, und die doch von ihr unabhängig sind, diese Frage hinterlässt immer eine Dunkelheit in Ansehung unsres Verstandesvermögens, woher ihm diese Einstimmung mit den Dingen selbst komme.

Plato nahm ein geistiges ehemaliges Anschauen der Gottheit zum Urquell der reinen Verstandesbegriffe und Grundsätze an. Mallebranche ein noch dauerndes immerwährendes Anschauen dieses Urwesens. Verschiedene Moralisten eben dieses in Ansehung der ersten moralischen Gesetze, Crusius gewisse eingepflanzte Regeln zu urtheilen und Begriffe, die Gott schon so wie sie seyn müssen, um mit den Dingen zu harmoniren, in die menschlichen Seelen pflanzte, von welchen Systemen man die erstern den *influxum hyperphysicum*, das letzte aber die *harmoniam praestabilitam intellectualem* nennen könnte. Allein der *Deus ex Machina* ist in der Bestimmung des Ursprungs und der Gültigkeit unsrer Erkenntnisse das ungereimteste, was man nur wählen kann und hat ausser dem betrüglichen Cirkel in der Schlussreihe unsrer Erkenntnisse noch das Nachtheilige, dass er in der Grille dem andächtigen oder grüblerischen Hirngespinnst Vorschub giebt.

Indem ich auf solche Weise die Quellen der intellectualen Erkenntniss suchte, ohne die man die Natur und Grenzen der Metaphysik nicht bestimmen kann, brachte ich diese Wissenschaft in wesentlich unterschiedene Abtheilungen und suchte die Transscendentalphilosophie, nämlich alle Begriffe der gänzlich reinen Vernunft, in eine gewisse Zahl von Kategorien zu bringen, aber nicht wie Aristoteles, der sie so, wie er sie fand, in seinen zehn Prädicamenten aufs blosse Ungefähr neben einander setzte, sondern wie sie sich selbst durch einige wenige Grundgesetze des Verstandes von selbst in Classen eintheilen. Ohne mich nun über die ganze Reihe der bis zu dem letzten Zweck fortgesetzten Untersuchung weitläufig hier zu erklären, kann ich sagen,

dass es mir, was das Wesentliche meiner Absicht betrifft, gelungen sey, und ich jetzt im Stande bin, eine Kritik der reinen Vernunft, welche die Natur der theoretischen sowohl als praktischen Erkenntniss, so fern sie bloss intellectual ist, enthält, vorzulegen, wovon ich den ersten Theil, der die Quellen der Metaphysik, ihre Methode und Grenzen enthält, zuerst und darauf die reinen Principien der Sittlichkeit ausarbeiten und, was den erstern betrifft, binnen etwa drei Monaten herausgeben werde.

In einer Gemüthsbeschäftigung von so zärtlicher Art ist nichts hinderlicher, als sich mit Nachdenken, das ausser diesem Felde liegt, stark zu beschäftigen. Das Gemüth muss in den ruhigen oder auch glücklichen Augenblicken jederzeit und ununterbrochen zu irgend einer zufälligen Bemerkung, die sich darbieten möchte, offen, ob zwar nicht immer angestrengt seyn. Die Aufmunterungen und Zerstreuungen müssen die Kräfte desselben in der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit erhalten, wodurch man in Stand gesetzt wird, den Gegenstand immer auf anderen Seiten zu erblicken, und seinen Gesichtskreis von einer mikroskopischen Beobachtung zu einer allgemeinen Aussicht zu erweitern, damit man alle erdenklichen Standpuncte nehme, die wechselsweise einer das optische Urtheil des andern verificiren. Keine andre Ursache als diese, mein werther Freund, ist es gewesen, die meine Antworten auf Ihre mir so angenehmen Briefe zurückgehalten hat; denn Ihnen leere zu schreiben, schien von Ihnen nicht verlangt zu werden.

Was Ihr, mit Geschmack und tiefem Nachsinnen geschriebenes Werkchen betrifft, so hat es in vielen Stücken meine Erwartung übertroffen. Ich kann mich aber aus schon angeführten Ursachen im Detail darüber nicht auslassen. Allein mein Freund, die Wirkung, welche Unternehmungen von dieser Art in Ansehung des Zustandes der Wissenschaften im gelehrten Publico haben, ist so beschaffen, dass sie, wenn ich über den Plan, den ich zu meinen mir am wichtigsten scheinenden Arbeiten grösstentheils fertig vor mir habe, wegen der Unpässlichkeiten, die ihn vor

der Ausführung zu unterbrechen drohen, besorgt zu werden anfangs, mich oft dadurch trösten, dass sie eben so wohl für den öffentlichen Nutzen verloren seyn würden, wenn sie herausläuten, als wenn sie auf immer unbekannt blieben. Denn es gehört ein Schriftsteller von mehr Ansehen und Beredtsamkeit dazu, um die Leser zu bewegen, dass sie sich bei seiner Schrift mit Nachdenken bemühen. Ich habe Ihre Schrift in der Bresslauischen und nur seit Kurzem in der Göttingischen Zeitung recensirt gefunden. Wenn das Publicum den Geist einer Schrift und die Hauptabsicht so beurtheilt, so ist alle Bemühung verloren. Der Tadel selbst ist dem Verfasser angenehmer, wenn der Recensent sich die Mühe genommen hat, das Wesentliche der Bemühung einzusehen, als das Lob bei flüchtiger Beurtheilung. Der Göttingische Recensent hält sich bei einigen Anwendungen des Lehrbegriffs auf, die an sich zufällig sind und in Ansehung deren ich selbst Einiges seitdem geändert habe, indessen dass die Hauptabsicht dadurch nur noch mehr gewonnen hat. Ein Brief von Mendelssohn oder Lambert verschlägt mehr, den Verfasser auf die Prüfung seiner Lehren zurückzuführen, als zehn solche Beurtheilungen mit leichter Feder. Der wackere Pastor Schultz, der beste philosophische Kopf, den ich in unserer Gegend kenne, hat die Absicht des Lehrbegriffs gut eingesehen; ich wünsche, dass er sich auch mit Ihrem Werkchen beschäftigen möge. In seiner Beurtheilung kommen zwei missverstandene Deutungen des vor ihm liegenden Lehrbegriffs vor. Die erste ist: dass der Raum wohl vielleicht, anstatt die reine Form der sinnlichen Erscheinung zu seyn, ein wahres intellectuales Anschauen und also etwas Objectives seyn möge. Die klare Antwort ist diese: dass eben darum der Raum für nicht objectiv und also auch nicht intellectual ausgegeben worden, weil, wenn wir seine Vorstellung ganz zergliedern, wir darin weder eine Vorstellung der Dinge (als die nur im Raume seyn können), noch eine wirkliche Verknüpfung (die ohne Dinge ohnedem nicht Statt finden kann), nämlich keine Wirkung, keine Verhältnisse als Gründe gedenken, mit-

hin gar keine Vorstellung von einer Sache, oder etwas Wirklichem haben, was den Dingen inhärire und dass er daher nichts Objectives sey. Der zweite Missverstand bringt ihn zu einem Einwurfe, der mich in einiges Nachdenken gezogen hat, weil es scheint, dass er der wesentlichste ist, den man dem Lehrbegriff machen kann, der auch Jedermann sehr natürlich beifallen muss, und den mir schon Hr. Lambert gemacht hat. Er heisst so: Veränderungen sind etwas Wirkliches (laut dem Zeugnisse des innern Sinnes), nun sind sie nur unter Voraussetzung der Zeit möglich, also ist die Zeit etwas Wirkliches, was den Bestimmungen der Dinge an sich selbst anhängt. Warum (sagte ich zu mir selber) schliesst man nicht diesem Argumente parallel: Körper sind wirklich (laut dem Zeugnisse der äusseren Sinne), nun sind Körper nur unter der Bedingung des Raumes möglich, also ist der Raum etwas Objectives und Reales, was den Dingen selber inhärrt. Die Ursache liegt darin: weil man wohl bemerkt, dass man in Ansehung äusserer Dinge aus der Wirklichkeit der Vorstellungen auf die der Gegenstände nicht schliessen kann, bei dem innern Sinne aber ist das Denken oder das Existiren des Gedankens und meiner Selbst einerlei. Der Schlüssel zu dieser Schwierigkeit liegt hierin.

Es ist kein Zweifel, dass ich nicht meinen eignen Zustand unter der Form der Zeit gedenken sollte und dass also die Form der innern Sinnlichkeit mir nicht die Erscheinung von Veränderungen gebe. Dass nun Veränderungen etwas Wirkliches seyen, leugne ich eben so wenig, als dass Körper etwas Wirkliches sind, ob ich gleich darunter nur verstehe, dass etwas Wirkliches der Erscheinung correspondire. Ich kann nicht einmal sagen: die innere Erscheinung verändere sich, denn wodurch wollte ich diese Veränderung beobachten, wenn sie meinem innern Sinne nicht erschiene. Wollte man sagen, dass hieraus folge: alles in der Welt sey objective und an sich selbst unveränderlich, so würde ich antworten: weder veränderlich noch unveränderlich, sowie Baumgarten, Metaph. §. 18. sagt:

das absolut Unmögliche ist weder hypothetisch möglich noch unmöglich, denn es kann gar nicht unter irgend einer Bedingung betrachtet werden; so auch: die Dinge der Welt sind objectiv oder an sich selbst weder in einerlei Zustande in verschiedenen Zeiten, noch in verschiedenem Zustande, denn sie werden in diesem Verstande gar nicht in der Zeit vorgestellt. Doch hievon genug. Es scheint, man finde kein Gehör mit bloss negativen Sätzen, man muss an die Stelle dessen, was man niederreisst, aufbauen, oder wenigstens, wenn man das Hirngespinnst weggeschafft hat, die reine Verstandeseinsicht dogmatisch begreiflich machen, und deren Grenzen zeigen. Damit bin ich nun beschäftigt und dieses ist die Ursache, weswegen ich die Zwischenstunden, die mir meine sehr wandelbare Leibesbeschaffenheit zum Nachdenken erlaubt, oft wider meinen Vorsatz der Beantwortung freundschaftlicher Briefe entziehe, und mich dem Hange meiner Gedanken überlasse. Entsagen Sie denn also in Ansehung meiner dem Rechte der Wiedervergeltung, mich ihrer Zuschriften darum entbehren zu lassen, weil Sie mich so nachlässig zu Antworten finden. Ich mache auf Ihre immerwährende Neigung und Freundschaft gegen mich eben so Rechnung, wie Sie sich der meinigen jederzeit versichert halten können. Wollen Sie auch mit kurzen Antworten zufrieden seyn, so sollen Sie dieselben künftig nicht vermissen. Zwischen uns muss die Versicherung eines redlichen Antheils, den Einer an dem Andern nimmt, die Stelle der Formalitäten ersetzen. Zum Zeichen Ihrer aufrichtigen Versöhnung erwarte ich nächstens Ihr mir sehr angenehmes Schreiben. Füllen Sie es ja mit Nachrichten an, woran Sie, der Sie sich im Sitze der Wissenschaften befinden, keinen Mangel haben werden, und vergeben Sie die Freiheit, womit ich darum ersuche. Grüßen Sie Herrn Mendelssohn und Hrn. Lambert, ingleichen Hrn. Sulzer und machen Sie meine Entschuldigung wegen der ähnlichen Ursache an diese Herrn. Seyn Sie beständig mein Freund wie ich der Ihrige.

Wertheater Freund.

Was denken Sie von meiner Nachlässigkeit im Correspondiren? Was denkt Ihr Mentor, Herr Mendelssohn, und Herr Pr. Lambert davon. Gewiss diese wackern Leute müssen sich vorstellen, dass ich sehr unfein seyn müsse, die Bemühung, welche sie sich in ihren Briefen an mich geben, so schlecht zu erwiedern, und verdenken könnte ich es ihnen freilich nicht, wenn sie sich aufs Künftige vorsetzten, sich niemals mehr durch meine Zuschrift diese Bemühung ablocken zu lassen. Wenn indessen die innere Schwierigkeit, die man selbst fühlt, Anderer Augen auch eben so klar werden könnte, so hoffe ich, sie würden alles eher in der Welt als Gleichgültigkeit und Mangel an Achtung wie die Ursache davon vermuthen. Ich bitte Sie darum, benehmen Sie diesen würdigen Männern einen solchen Verdacht oder kommen Sie ihm zuvor; denn auch jetzt gilt noch eben das Hinderniss, das meinen Aufschub so lange verursacht hat. Es sind aber der Ursachen, ohne die Unart zu rechnen, dass der nächste Posttag immer für bequemer gerechnet wird als der gegenwärtige, eigentlich zwei. Solche Briefe, als diejenigen sind, mit denen ich von diesen beiden Gelehrten bin beehrt worden, flechten mich in eine lange Reihe von Untersuchungen ein. Dass vernünftige Einwürfe von mir nicht bloss von der Seite angesehen werden, wie sie zu widerlegen seyn könnten, sondern, dass ich sie jederzeit beim Nachdenken unter meine Urtheile webe und ihnen das Recht lasse, alle vorgefassten Meinungen, die ich sonst beliebt hatte, über den Haufen zu werfen, das wissen Sie. Ich hoffe immer dadurch, dass ich meine Urtheile aus dem Standpuncte Anderer unparteiisch ansehe, etwas Drittes herauszubekommen, was besser ist als mein Voriges. Überdem ist sogar der blosser Mangel der Überzeugung bei Männern von solcher Einsicht mir jederzeit ein Beweis, dass es meinen Theorien wenigstens an Deutlichkeit, Evidenz oder gar an etwas Wesentlichem fehlen müsse. Nun hat mich eine lange Erfahrung davon belehrt, dass die Einsicht

in unsere vorhabenden Materien gar nicht könne erzwungen und durch Anstrengung beschleunigt werden, sondern eine ziemlich lange Zeit bedürfe, in der man mit Intervallen einerlei Begriff in allerlei Verhältnisse bringe und in so weit der skeptische Geist aufwache und versuche, ob das Ausgedachte gegen die schärfsten Zweifel Stich halte. Auf diesen Fuss habe ich die Zeit, welche ich mir auf Gefahr, einen Vorwurf der Unhöflichkeit zu verdienen, aber in der That aus Achtung vor den Urtheilen beider Gelehrten gegeben habe, wie ich meine wohl genützt. Sie wissen, welchen grossen Einfluss die gewisse und deutliche Einsicht in den Unterschied dessen, was auf subjectivischen Principien der menschlichen Seelenkräfte, nicht allein der Sinnlichkeit, sondern auch des Verstandes beruht, von dem, was gerade auf die Gegenstände geht, in der ganzen Weltweisheit, ja sogar auf die wichtigsten Zwecke der Menschheit überhaupt habe. Wenn man nicht von der Systemensucht hingerissen ist, so verificiren sich auch einander die Untersuchungen, die man über eben dieselbe Grundregel in der weitläufigsten Anwendung anstellt. Ich bin daher jetzt damit beschäftigt, ein Werk, welches unter dem Titel: Die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft, das Verhältniss der für die Sinnenwelt bestimmten Grundbegriffe und Gesetze zusammt dem Entwurfe dessen, was die Natur der Geschmackslehre, Metaphysik und Moral ausmacht, enthalten soll, etwas ausführlich auszuarbeiten. Den Winter hindurch bin ich alle Materialien dazu durchgegangen, habe alles gesichtet, gewogen, aneinander gepasst, bin aber mit dem Plane dazu erst kürzlich fertig geworden.

Meine zweite Ursache muss Ihnen als einem Arz^{te} noch gültiger seyn, nämlich dass, da meine Gesundheit merklich gelitten hat, es unumgänglich nöthig sey, meine Natur Vorschub zu thun, sich allmählig zu erholen und um deswillen alle Anstrengungen eine Zeit lang auszusetzen und nur immer die Augenblicke der guten Laune zu nutzen, die übrige Zeit aber der Gemächlichkeit und kleinen Ergötzlichkeiten zu widmen, dieses und der tägliche Gebrauch

der Chinarinde seit dem October vorigen Jahres haben selbst nach dem Urtheil meiner Bekannten mir schon sichtbarlich aufgeholfen. Ich zweifle nicht, dass Sie eine Nachlässigkeit nach Grundsätzen der Arzneikunst nicht ganz missbilligen werden.

Ich erfahre mit Vergnügen, dass Sie im Begriffe sind, eine Ausarbeitung von der Natur der speculativen Wissenschaft in Druck zu geben. Ich sehe ihr mit Sehnsucht entgegen und da sie früher als meine Schrift fertig werden wird, so kann ich noch allerlei Winke, die ich vermuthlich da treffen werde, mir zu Nutze machen. Das Vergnügen, was ich an dem Beifall, den vermuthlich Ihr erster öffentlicher Versuch erhalten wird, empfinden werde, hat, ob es zwar in geheim keinen geringen Gehalt von Eitelkeit haben mag, doch einen starken Geschmack einer uneigen-nützigen und freundschaftlichen Theilnehmung. Hr. Kanter hat meine Dissertation, an welcher ich nichts habe ändern mögen, nachdem ich den Plan zu der vollständign Ausführung in den Kopf bekommen, ziemlich spät und nur in geringer Zahl, sogar ohne solche dem Messkatalogus einzuverleiben, auswärtig verschickt. Weil diese der Text ist, worüber das Weitere in der folgenden Schrift soll gesagt werden, weil auch manche abgesonderte Gedanken darin vorkommen, welche ich schwerlich irgend anzuführen Gelegenheit haben dürfte und doch die Dissertation mit ihren Fehlern keiner neuen Auflage würdig scheint, so verdriesst es mich etwas, dass diese Arbeit so geschwinde das Schicksal aller menschlichen Bemühungen, nämlich die Vergessenheit, erdulden müssen.

Können Sie sich überwinden, ob Sie gleich nur selten Antworten erhalten, so wird ihr weitläufigster Brief meiner China gute Beihülfe zur Frühlingscur geben. Ich bitte Hrn. Mendelssohn und Hrn. Lambert meine Entschuldigungen und die Versicherungen meiner grössten Ergebenheit zu machen. Ich denke, dass, wenn mein Magen allmählig seine Pflicht thun wird, auch meine Finger nicht verab-

säumen werden, die ihrige zu erfüllen. Ich begleite alle Ihre Unternehmungen mit den Wünschen eines

aufrichtig theilnehmenden Freundes

Königsberg, d. 7. Jun. 1771.

Immanuel Kant.

Wohlgeborner Hr. Doctor,
Werthester Freund.

Ich bin sehr erfreut, durch Hrn. Friedländer von dem guten Fortgange Ihrer medicinischen Praxis Nachricht zu erhalten. Das ist ein Feld, worin, ausser dem Vortheil, den es schafft, der Verstand unaufhörlich Nahrung durch neue Einsichten empfängt, indem er in mässiger Beschäftigung erhalten und nicht durch den Gebrauch abgenutzt wird, wie es unseren grössten Annalisten, einem Baumgarten, Mendelssohn, Garve, denen ich von weitem folge, widerfährt, die, indem sie ihre Gehirnnerven in die zartesten Fäden aufspinnen, sich für jeden Eindruck oder Anschauung desselben äusserst empfindlich machen. Bei Ihnen mag dieses nur ein Spiel der Gedanken zur Erholung, niemals aber eine mühsame Beschäftigung werden. Mit Vergnügen habe ich in Ihrer Schrift, von der Verschiedenheit des Geschmacks, die Reinigkeit des Ausdrucks, die Gefälligkeit der Schreibart und die Feinheit der Bemerkungen wahrgenommen. Ich bin jetzt nicht im Stande, einiges besondere Urtheil, was mir im Durchlesen befiel, hinzuzufügen, weil das Buch mir, ich weiss nicht von wem, abgeliehen worden. Eine Stelle in demselben liegt mir noch im Sinne, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muss. Der mir, in Parallele mit Lessing, ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre, und es ist, als ob ich den Spötter

zur Seite sähe, mir solche Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zum boshaften Tadel zu ziehen.

In der That gebe ich die Hoffnung zu einigem Verdienst in dem Felde, darin ich arbeite, nicht auf. Ich empfangen von allen Seiten Vorwürfe wegen der Unthätigkeit, darin ich seit langer Zeit zu seyn scheine, und bin doch wirklich niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen, als seit den Jahren, da Sie mich nicht gesehen haben. Die Materien, durch deren Ausfertigung ich wohl hoffen könnte, einen vorübergehenden Beifall zu erlangen, häufen sich unter meinen Händen, wie es zu geschehen pflegt, wenn man einiger fruchtbaren Principien habhaft geworden. Aber sie werden insgesamt durch einen Hauptgegenstand, wie durch einen Damm, zurückgehalten, an welchem ich hoffe ein dauerhaftes Verdienst zu erwerben, in dessen Besitz ich auch wirklich schon zu seyn glaube und wozu nunmehr nicht sowohl nöthig ist, es auszudenken, sondern nur auszufertigen. Nach Verrichtung dieser Arbeit, welche ich allererst jetzt antrete, nachdem ich die letzten Hindernisse nur den vergangenen Sommer überstiegen habe, mache ich mir ein freies Feld, dessen Bearbeitung für mich nur Belustigung seyn wird. Es gehört, wenn ich sagen soll, Hartnäckigkeit dazu, einen Plan, wie dieser ist, unverrückt zu befolgen, und oft bin ich durch Schwierigkeiten angereizt worden, mich anderen angenehmeren Materien zu widmen, von welcher Untreue aber mich von Zeit zu Zeit theils die Überwindung einiger Hindernisse, theils die Wichtigkeit des Geschäftes selbst zurückgezogen haben. Sie wissen, dass das Feld der, von allen empirischen Principien unabhängig urtheilenden, d. i. reinen Vernunft müsse übersehen werden können, weil es in uns selbst *a priori* liegt und keine Eröffnungen von der Erfahrung erwarten darf. Um nun den ganzen Umfang desselben, die Abtheilungen, die Grenzen, den ganzen Inhalt desselben nach sicheren Principien zu verzeichnen und die Marksteine so zu legen, dass man künftig mit Sicherheit wissen könne, ob man auf dem Boden der Vernunft, oder

der Vernünftelei sich befinde, dazu gehören: eine Kritik, eine Disciplin, ein Kanon und eine Architektonik der reinen Veruunft, mithin eine förmliche Wissenschaft, zu der man von denjenigen, die schon vorhanden sind, nichts brauchen kann, und die zu ihrer Grundlegung sogar ganz eigener technischer Ausdrücke bedarf. Mit dieser Arbeit denke ich vor Ostern nicht fertig zu werden, sondern dazu einen Theil des nächsten Sommers zu verwenden, so viel meine unaufhörlich unterbrochene Gesundheit mir zu arbeiten vergönnet wird; doch bitte ich über dieses Vorhaben keine Erwartungen zu erregen, welche bisweilen beschwerlich und oft nachtheilig zu seyn pflegen.

Und nun, lieber Freund, bitte ich meine Saumseligkeit in Zuschriften nicht zu erwiedern, sondern mit Nachrichten, vornämlich literarischen, aus Ihrer Gegend bisweilen zu beehren, Hrn. Mendelssohn von mir die ergebenste Empfehlung zu machen, ingleichen gelegentlich Hrn. Engel und Lambert, auch Hrn. Bode, der mich durch D. Reccard grüßen lassen, und übrigens in beständiger Freundschaft zu erhalten

Ihren ergebensten Diener und Freund

Königsberg, d. 24. Nov. 1776.

I. Kant.

Wohlgeborner Herr Doctor,

Werthester Freund.

Heute reiset Ihr und, wie ich mir schmeichle, auch mein würdiger Freund Herr Mendelssohn von hier ab. Einen solchen Mann, von so sanfter Gemüthsart, guter Laune und hellem Kopfe in Königsberg zum beständigen und inniglichen Umgange zu haben, würde diejenige Nahrung der Seele seyn, deren ich hier so gänzlich entbehren muss, und die ich mit der Zunahme der Jahre vornämlich vermissen; denn, was die des Körpers betrifft, so werden

Sie mich deshalb schon kennen, dass ich daran nur zuletzt und ohne Sorge oder Bekümmerniss denke und mit meinem Antheil an den Glücksgütern völlig zufrieden bin. Ich habe es indessen nicht so einzurichten gewusst, dass ich von dieser einzigen Gelegenheit, einen so seltenen Mann zu geniessen, recht hätte Gebrauch machen können, zum Theil aus Besorgniss, ihm etwa in seinen hiesigen Geschäften hinderlich zu werden. Er that mir vorgestern die Ehre, zween meiner Vorlesungen beizuwohnen, *a la fortune du pot*, wie man sagen könnte, indem der Tisch auf einen so ansehnlichen Gast nicht eingerichtet war. Etwas tumultuarisch muss ihm der Vortrag diesmal vorgekommen sein; indem die durch die Ferien abgebrochene Prälection zum Theil summarisch wiederholt werden musste und dieses auch den grössten Theil der Stunden wegnahm; wobei Deutlichkeit und Ordnung des ersten Vortrages grossentheils vermisst wird. Ich bitte Sie, mir die Freundschaft dieses würdigen Mannes ferner zu erhalten.

Sie haben mir, werthester Freund, zwei Geschenke gemacht, welche Sie in meinem Andenken, von der Seite des Talents sowohl, als des Herzens, so sehr unter allen Zuhörern, die mir das Glück jemals zugeführt hat, auszeichnen, dass, wenn eine solche Erscheinung nicht so äusserst selten wäre, sie für alle Bemühung eines wenig einträglichen Amtes reichliche Belohnung seyn würden.

Ihr Buch an Ärzte hat mir überaus wohl gefallen und wahre Freude gemacht, ob ich gleich an der Ehre, welche es Ihnen erwerben muss, keinen auch nicht entfernten Antheil haben kann. Der beobachtende und praktische Geist leuchtet darin, unter Ihrer mir schon bekannten Feinheit in allgemeineren Begriffen, so vortheilhaft hervor, dass, wenn Sie fortfahren, die Arzneykunst mit der Forschbegierde eines Experimentalphilosophen und zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines Menschenfreundes zu treiben und ihr Geschäfte zugleich als eine Unterhaltung für den Geist, nicht bloß als Brodkunst anzusehen, Sie in Kurzem sich unter den Ärzten einen ansehnlichen Rang erwerben müs-

sen. Ich will den engen Raum dieses Briefes nicht damit anfüllen, die Stellen auszuzeichnen, die mir besonders gefallen haben, sondern vielmehr von Ihrer Einsicht und Erfahrung einen Vortheil auf mich selbst abzuleiten suchen.

Unter verschiedenen Ungemächlichkeiten, die meine Gesundheit täglich anfechten und so öftere Unterbrechungen meiner Kopfarbeiten verursachen, von denen Blähungen im Magenmunde die allgemeine Ursache zu seyn scheinen (wobei ich gleichwohl allen meinen Bekannten eben so gesund vorkomme, als sie mich vor zwanzig Jahren gekannt haben), ist eine Beschwerlichkeit, wovon ich glaube, dass Ihre Kunst ein Hülfsmittel habe: nämlich dass ich zwar nicht eben mit Obstructionen geplagt bin, aber gleichwohl jeden Morgen eine so mühsame und gemeinlich so unzureichende Exoneration habe, dass die zurückbleibende und sich anhäufenden Fäces, so viel ich urtheilen kann, die Ursache eines benebelten Kopfes und selbst jener Blähungen werden. Hiewieder habe ich (wenn die Natur sich nicht selbst durch eine ausserordentliche Evacuation half) etwa binnen einer Zeit von drei Wochen einmal in gelinden abführenden Pillen Hülfe gesucht, welche sie mir auch bisweilen, so wie ich wünschte, leisteten, indem sie nur einen ausserordentlichen Sedem beförderten. Die mehrestenmal aber wirkten sie eine bloss flüssige Excretion, liessen die grobe Unreinigkeit zurück und verursachten mir nur eine darauf folgende Obstruction ausser der Schwächung der Eingeweide, welche solche wasserabführende Purgirmittel jederzeit verursachen. Mein Arzt und guter Freund wusste nichts zu verordnen, was meinem Verlangen genau gemäss wäre. Ich finde aber in Monro's Buche von der Wassersucht eine Eintheilung der Purgirmittel, welche ganz genau meiner Idee correspondirt. Er unterscheidet sie nämlich in hydragogische (wasserabführende) und eccoprotische (kothabführende); bemerkt richtig: dass die erstern schwächen und zählt darunter die *resinam Jalappae* als das stärkste, Senesblätter aber und Rhabarber als schwächere, beide aber als hydragogische Purgirmittel. Dagegen sind seiner

Angabe nach Weinstein-Krystallen und Tamarinden eccoprotisch, mithin meinem Bedürfniss angemessen. Hr. Mendelssohn sagt: dass er von diesen Letzteren selbst nützlichen Gebrauch gemacht habe und dass es die Pulpa der Tamarinden sey, welche darin gegeben werde. Nun besteht mein ergebenstes Ansuchen darin: mir aus diesen zuletzt erwähnten Mitteln ein Recipe zu verschreiben, wovon ich dann und wann Gebrauch machen könne. Die Dosis darf bei mir nur gering seyn, weil ich gemeinlich von einer kleineren, als der Arzt mir verschrieb, mehr Wirkung verspürte, als mir lieb war; doch bitte ich es so einzurichten, dass ich nach Befinden etwas mehr oder weniger davon einnehmen könne.

Durch das zweite Geschenk berauben sie sich selbst einer angenehmen und, wie ich urtheile, auch kostbaren Sammlung, um mir daraus ein Zeugniß der Freundschaft zu machen, die mir desto reizender ist, jemehr die Ursachen derselben aus den reinen Quellen einer guten Denkungsart entsprungen sind. Ich habe mit diesen Stücken, welche den guten Geschmack und die Kenntniß des Alterthums sehr zu befördern dienen, schon manche meiner Freunde vergnügt und wünsche, dass dieses Vergnügen, welches Sie sich selbst entzogen haben, anderweitig ersetzt werden möge.

Seit der Zeit, dass wir von einander getrennt sind, haben meine, ehemals stückweise auf allerlei Gegenstände der Philosophie verwandte Untersuchungen systematische Gestalt gewonnen und mich allmählig zur Idee des Ganzen geführt, welche allererst das Urtheil über den Werth und den wechselseitigen Einfluss der Theile möglich macht. Allen Ausfertigungen dieser Arbeiten liegt indessen das, was ich die Kritik der reinen Vernunft nenne, als ein Stein im Wege, mit dessen Wegschaffung ich jetzt allein beschäftigt bin, und diesen Winter damit völlig fertig zu werden hoffe. Was mich aufhält, ist nichts weiter als die Bemühung, allem darin Vorkommenden völlige Deutlichkeit zu geben, weil ich finde, dass, was man sich selbst geläu-

fig gemacht hat und zur grössten Klarheit gebracht zu haben glaubt, doch selbst von Kennern missverstanden werde, wenn es von ihrer gewohnten Denkungsart gänzlich abgeht.

Eine jede Nachricht von dem Wachsthum Ihres Beifalls, Ihrer Verdienste und häuslichen Glückseligkeit kann Niemand mit grösserer Theilnehmung empfangen als

I h r

jederzeit Sie aufrichtig hochschätzender
ergebenster Freund und Diener

Königsberg, d. 20. Aug. 1777.

I. Kant.

Auserlesener und unschätzbarer Freund.

Briefe von der Art, als ich sie von Ihnen bekomme, versetzen mich in eine Empfindung, die, nach meinem Geschmack, das Leben inniglich versüsst und gewissermaassen ein Vorschmack eines andern zu seyn scheidet, wenn ich in Ihrer redlichen und dankbaren Seele den tröstenden Beweis der nicht ganz fehlschlagenden Hoffnung zu lesen vermeine, dass mein akademisches Leben in Ansehung des Hauptzwecks, den ich jederzeit vor Augen habe, nicht fruchtlos verstreichen werde, nämlich gute und auf Grundsätze errichtete Gesinnungen zu verbreiten, in gutgeschaffenen Seelen zu befestigen, um dadurch der Ausbildung der Talente die einzige zweckmässige Richtung zu geben.

In diesem Betracht vermischt sich meine angenehme Empfindung doch mit etwas Schwermüthigem, wenn ich mir einen Schauplatz eröffnet sehe, wo diese Absicht in weit grösserem Umfange zu befördern ist und mich gleichwohl durch den kleinen Antheil von Lebenskraft, der mir zugemessen worden, davon ausgeschlossen finde. Gewinn und Aufsehen auf einer grossen Bühne haben, wie Sie

wissen, wenig Antrieb für mich. Eine friedliche, und gerade meinem Bedürfniss angemessene Situation, abwechselnd mit Arbeit, Speculation und Umgang besetzt, wo mein sehr leicht afficirtes, aber sonst sorgenfreies Gemüth, und mein noch mehr launischer, doch niemals kranker Körper, ohne Anstrengung in Beschäftigung erhalten werden, ist Alles, was ich gewünscht und erhalten habe. Alle Veränderung macht mich bange, ob sie gleich den grössten Anschein zur Verbesserung meines Zustandes giebt, und ich glaube, auf diesen Instinct meiner Natur Acht haben zu müssen, wenn ich anders den Faden, den mir die Parzen sehr dünne und zart spinnen, noch etwas in die Länge ziehen will. Den grössesten Dank also meinen Gönnern und Freunden, die so gütig gegen mich gesinnt sind, sich meiner Wohlfahrt anzunehmen, aber zugleich eine ergebenste Bitte, diese Gesinnung dahin zu verwenden, mir in meiner gegenwärtigen Lage alle Beunruhigung (wovon ich zwar noch immer frei gewesen bin) abzuwehren und dagegen in Schutz zu nehmen.

Ihre medicinischen Vorschriften, werthester Freund, sind mir sehr willkommen, aber nur auf den Nothfall, da sie Laxative enthalten, die überhaupt meine Constitution sehr angreifen und worauf unausbleiblich verhärtete Obstruction gefolgt ist, und ich wirklich, wenn die morgendliche Evacuation nur regelmässig geschieht, mich nach meiner Manier, d. i. auf schwächliche Art gesund befinde, da ich auch eine viel bessere Gesundheit niemals genossen habe, so bin ich entschlossen, der Natur weiterhin ihre Fürsorge zu überlassen, und nur, wenn sie ihren Beistand versagt, zu Mitteln der Kunst Zuflucht zu nehmen.

Dass von meiner unter Händen habenden Arbeit schon einige Bogen gedruckt seyn sollen, ist zu voreilig verbreitet worden. Da ich von mir nichts erzwingen will (weil ich noch gerne etwas länger in der Welt arbeiten möchte), so laufen viel andre Arbeiten zwischen durch.

Sie rückt indessen weiter fort und wird hoffentlich diesen Sommer fertig werden. Die Ursachen der Verzögerung einer Schrift, die an Bogenzahl nicht viel austragen

wird, werden Sie dereinst aus der Natur der Sache und des Vorhabens selbst, wie ich hoffe, als gegründet gelten lassen. Tetens, in seinem weitläufigen Werke über die menschl. Natur, hat viel Scharfsinniges gesagt; aber er hat ohne Zweifel, sowie er schrieb, es auch drucken, zum wenigsten stehen lassen. Es kommt mir vor: dass, da er seinen langen Versuch über die Freiheit im zweiten Bande schrieb, er immer hoffte, er würde, mittelst einiger Ideen, die er im unsicheren Umrisse sich entworfen hatte, sich wohl aus diesem Labyrinth herausfinden. Nachdem er sich und seinen Leser ermüdet hatte, blieb die Sache doch so liegen, wie er sie gefunden hatte, und er rath dem Leser an, seine Empfindung zu befragen

Wenn dieser Sommer bei mir mit erträglicher Gesundheit hingeht, so glaube, das versprochene Werkchen dem Publicum mittheilen zu können.

Indem ich dieses schreibe, erhalte ich ein neues gnädiges Schreiben von des Hrn. Staatsministers v. Zedlitz Excell. mit dem wiederholten Antrage einer Professur in Halle, die ich gleichwohl, aus den schon angeführten unüberwindlichen Ursachen, abermals verbitten muss.

Da ich zugleich Breitkopfen in Leipzig, auf sein Ansinnen, ihm die Materie von den Menschen-Racen weitläufiger auszuarbeiten, antworten muss, so muss gegenwärtiger Brief bis zur nächsten Post liegen bleiben.

Grüssen Sie doch Hrn. Mendelssohn von mir auf das verbindlichste und bezeigen ihm meinen Wunsch, dass er, in zunehmender Gesundheit, seines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen geniessen möge, welche ihm dessen Gutartigkeit zusammt seinem stets fruchtbaren Geiste verschaffen könne, und behalten Sie in Zuneigung und Freundschaft

Ihren
stets ergebenen treuen Diener

I. Kant.

N. S. Ich bitte ergebenst, inliegenden Brief doch auf die Post allenfalls mit dem nöthigen Franco zu geben etc.

Würdigster Freund.

Ihrem Verlangen, vornämlich bei einer Absicht, die mit meinem eigenen Interesse in Verbindung steht, zu willfahren, kann mir nicht anders als sehr angenehm seyn, So geschwinde aber, als Sie es fordern, kann dieses unmöglich geschehen. Alles, was auf den Fleiss und die Geschicklichkeit meiner Zuhörer ankommt, ist jederzeit misslich, weil es ein Glück ist, in einem gewissen Zeitlaufe aufmerksame und fähige Zuhörer zu haben, und weil auch die, so man vor kurzem gehabt hat, sich verstieben und nicht leicht wieder aufzufinden sind. Seine eigene Nachschrift wegzugeben, dazu kann man selten einen bereden. Ich werde aber zusehen, es sobald als möglich auszuwirken. Von der Logik möchte sich noch hier oder da etwas Ausführliches finden. Aber Metaphysik ist ein Collegium, was ich seit den letztern Jahren so bearbeitet habe, dass ich besorge, es möchte auch einem scharfsinnigen Kopfe schwer werden, aus dem Nachgeschriebenen die Idee präzise heraus zu bekommen, die im Vortrage zwar meinem Bedünken nach verständlich war, aber, da sie von einem Anfänger aufgefasst worden, und von meinen vormaligen und den gemein angenommenen Begriffen sehr abweicht, einen so guten Kopf als den Ihrigen erfordern würde, dieselbe systematisch und begreiflich darzustellen.

Wenn ich mein Handbuch über diesen Theil der Weltweisheit, als woran ich noch unermüdet arbeite, fertig habe, welches ich jetzt bald im Stande zu seyn glaube, so wird eine jede dergleichen Nachschrift, durch die Deutlichkeit des Planes, auch völlig verständlich werden. Ich werde mich indess bemühen, so gut als es sich thun lässt, eine Ihren Absichten dienliche Abschrift aufzufinden. Hr. Kraus ist seit einigen Wochen in Elbing, wird aber in Kurzem zurückkommen und ich werde ihn darüber sprechen. Fangen Sie immer nur die Logik an. Binnen dem Fortgange derselben werden die Materialien zu dem übrigen schon gesammelt seyn. Wiewohl, da dieses eine Beschäf-

tigung des Winters werden soll; so kann dieser Vorrath vielleicht noch vor Ablauf des Sommers herbeigeschafft werden und ihnen Zeit zur Vorbereitung geben. Herr Joël sagt, dass er mich gesund gelassen, und das bin ich auch, nachdem ich mich schon viele Jahre gewöhnt habe, ein sehr eingeschränktes Wohlbefinden, wobei der grösste Theil der Menschen sehr klagen würde, schon für Gesundheit zu halten, und mich, so viel sich thun lässt, aufzumuntern, zu schonen und zu erholen. Ohne dieses Hinderniss würden meine kleinen Entwürfe, in deren Bearbeitung ich sonst nicht unglücklich zu seyn glaube, längst zu ihrer Vollendung gekommen seyn. Ich bin mit unwandelbarer Freundschaft und Zuneigung.

Ihr

ergebenster

Königsberg, d. 28. Aug. 1778.

I. Kant.

N. S. Haben Sie meinen an Sie etwa vor $\frac{1}{2}$ Jahr abgelassenen Brief mit einem Einschlusse an Breitkopf in Leipzig auch erhalten?

Würdigster und hochgeschätzter Freund.

Meinem rechtschaffenen, und mit seinem Talente so unverdrossen thätigen Freunde, vornämlich in einem Geschäfte, woraus etwas von dem dadurch erworbenen Beifall auf mich zurück fliesst, zu Diensten zu seyn, ist mir jederzeit angenehm und wichtig. Indessen hat die Bewirkung dessen, was Sie mir auftragen, viel Schwierigkeit. Diejenigen von meinen Zuhörern, die am meisten Fähigkeit besitzen, alles wohl zu fassen, sind gerade die, welche am wenigsten ausführlich und dictatenmässig nachschreiben, sondern sich nur Hauptpuncte notiren, über welche sie hernach nachdenken. Die, so im Nachschreiben weitläufig sind, haben selten Urtheilskraft, das Wichtige vom Unwichtigen

zu unterscheiden und häufen eine Menge missverstandenes Zeug unter das, was sie etwa richtig auffassen möchten. Überdem habe ich mit meinen Auditoren fast gar keine Privatbekanntschaft, und es ist mir schwer, auch nur die aufzufinden, die hierin etwas Taugliches geleistet haben möchten. Empirische Psychologie fasse ich jetzt kürzer, nachdem ich Anthropologie lese. Allein da von Jahr zu Jahr mein Vortrag einige Verbesserung oder auch Erweiterung erhält, vornämlich in der systematischen, und wenn ich sagen soll, architektonischen Form und Anordnung dessen, was in den Umfang einer Wissenschaft gehört, so können die Zuhörer sich nicht so leicht damit, dass einer dem andern nachschreibt, helfen.

Ich gebe indessen die Hoffnung, Ihnen zu willfahren, noch nicht auf, vornämlich, wenn Herr Kraus mir dazu behülflich ist, der gegen Ende des Novembermonats zu Berlin eintreffen wird und ein vor mir geliebter und geschickter Zuhörer ist. Bis dahin bitte also Geduld zu haben.

„Vornämlich bitte mir die Gefälligkeit zu erzeigen „und durch den Secretär Hrn. Biester Ihro Exc. dem Hrn. „v. Zedlitz melden zu lassen, dass durch eben gedachten „Hrn. Kraus die verlangte Abschrift an dieselbe überbracht „werden soll.“

Mein Brief an Breitkopf mag wohl richtig angekommen seyn, dass er aber auf eine Art abschlägiger Antwort, die ich ihm geben musste, nichts weiter erwiedert, kann sonst seine Ursache haben.

Ich schliesse in Eil und bin unverändert,

Ihr

treuer Freund und Diener

Königsberg, d. 20. Oct. 1778.

I. Kant.

Werthester Freund.

Ich bin Ihres Auftrages nicht uneingedenk gewesen, ob ich gleich nicht sogleich demselben ein Genüge thun können. Denn kaum ist es mir möglich gewesen, eine Nachschrift von einem Collegio der philos. Encyklop. aufzutreiben, aber ohne Zeit zu haben, es durchzusehen oder etwas daran zu ändern. Ich überschicke es gleichwohl, weil darin vielleicht etwas gefunden oder daraus errathen werden kann, was einen systematischen Begriff der reinen Verstandeserkenntnisse, sofern sie wirklich aus einem Princip in uns entspringen, erleichtern könnte. Hr. Kraus, dem ich dieses mitgegeben habe, hat mir versprochen, eine, vielleicht auch zwei Abschriften des metaph. Collegii auf seiner Reise aufzutreiben, und Ihnen abzugeben. Da er sich seit seinem Anfange in meinen Stunden nachdem auf andere Wissenschaften gelegt hat, so wird er sich mit Ihren Vorlesungen gar nicht befassen, welches ich auch am rathsamsten finde, weil dergleichen in Materien von dieser Art nur einen Schauplatz von Streitigkeiten eröffnen würde. Ich empfehle ihn als einen wohlthätigen und hoffnungsvollen jungen Mann Ihrer Freundschaft auf das inständigste. Die Ursache, weswegen ich mit Herbeischaffung ausführlicher Abschriften nicht glücklich gewesen bin, ist diese, weil ich seit 1770 Logik und Metaph. nur publice gelesen habe, wo ich sehr wenige meiner Auditoren kenne, die sich auch bald, ohne dass man sie auffinden kann, verlieren. Gleichwohl wünschte ich, vornämlich die Prolegomena der Metaph. und die Ontologie nach meinem neuen Vortrage Ihnen verschaffen zu können, in welchem die Natur dieses Wissens oder Vernünftels weit besser als sonst auseinander gesetzt ist, und manches eingeflossen, an dessen Bekanntmachung ich jetzt arbeite.

Vielleicht ist Hr. Kraus, indem Sie dieses Schreiben erhalten, schon bei Ihnen angelangt, oder kommt zwischen dieser und der nächsten Post an, als mit welcher ich an Ihre Excell., den Hrn. Minister v. Zedlitz und seinen Se-

cretär schreiben werde. Ich bitte doch Letzteren, nämlich Hrn. Biester, im Falle Hr. Kraus vor meinem Briefe anlangen sollte, davon gütigst zu präveniren und ihn zu bitten, das Manuscript (der physischen Geographie), welches Jener mitbringt, an Ihre Exc. abzuliefern.

Ich schliesse jetzt eilfertigst in Hoffnung, mich nächstens mehr mit Ihnen unterhalten zu können, und in der Gesinnung eines

aufrichtig ergebenen Freundes und Dieners

Königsberg, d. 15. Dec. 1778.

I. Kant.

Auf Ihr ausdrückliches Verlangen, hochgeschätzter Freund, habe ich das sehr kümmerlich abgefasste Manuscript auf die Post gegeben, und mit der nächsten Post wird hoffentlich noch ein anderes, vielleicht etwas ausführlicheres nachfolgen, um, so viel als sich thun lässt, Ihrer Absicht beförderlich zu seyn.

Eine gewisse Misologie, die Sie, wie ich aus Ihrem Letzteren zu ersehen glaube, an Hrn. Kraus bedauern, entspringt, sowie manche Misanthropie, daraus, dass man zwar im ersteren Fall Philosophie, im zweiten Menschen liebt, aber Beide undankbar findet, weil man ihnen theils zuviel zugemuthet hat, theils zu ungeduldig ist, die Belohnung für seine Bemühung von Beiden abzuwarten. Diese mürische Laune kenne ich auch; aber ein günstiger Blick von Beiden versöhnt uns bald wiederum mit ihnen, und dient dazu, die Anhänglichkeit an sie nur noch fester zu machen.

Für die Freundschaft, die Sie Hrn. Kraus zu beweisen so willfährig sind, danke ich ergebenst. Herrn Secretär Biester bitte meine verbindlichste Gegenempfehlung zu machen. Ich würde mir die Freiheit genommen haben, ihn schriftlich um Gefälligkeit gegen Hrn. Kraus zu ersuchen, wenn ich nicht Bedenken getragen hätte, bei dem Anfange

unserer Bekanntschaft ihm wodurch Beschwerde zu machen.
Ich bin mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft

Ihr
ergebenster treuer Diener.

Königsberg, d. 9. Febr. 1779.

I. Kant.

Wohlgeborner
Hochgeschätzter Freund.

Diese Ostermesse wird ein Buch von mir, unter dem Titel: Kritik der reinen Vernunft, herauskommen. Es wird für Hartknoch's Verlag bei Grunert in Halle gedruckt und das Geschäfte von Hrn. Spener, Buchhändler in Berlin, dirigirt. Dieses Buch enthält den Ausschlag aller mannigfaltigen Untersuchungen, die von den Begriffen anfangen, welche wir zusammen unter der Benennung des *mundi sensibilis* und *intelligibilis* abdisputirten, und es ist mir eine wichtige Angelegenheit, demselben einsehenden Manne, der es würdig fand, meine Ideen zu bearbeiten und so scharfsinnig war, darin am tiefsten hineinzudringen, diese ganze Summe meiner Bemühungen zur Beurtheilung zu übergeben.

In dieser Absicht bitte ergebenst, Hrn. Carl Spener inliegenden Brief selbst in die Hände zu geben und mit ihm folgende Stücke gütigst zu verabreden, nach der Unterredung aber mir, wofern meine Zumuthung nicht zu dreist ist, mit der nächsten umgehenden Post davon Nachricht zu ertheilen.

1. Sich zu erkundigen, wie weit der Druck jetzt gekommen sey und in welchen Tagen der Messe das Buch wird in Leipzig ausgegeben werden können.

2. Da ich vier Exemplare für Berlin destinirt habe, ein Dedications-Exemplar an Se. Excell. Hrn. Minister v. Zedlitz, eines für Sie, eines für Hrn. Mendelssohn und

eines für Hr. Doctor Sell (welches letztere bei Hr. Capellmeister Reichard abzugeben bitte, der mir vor einiger Zeit ein Exemplar von Sell's philos. Gesprächen zugeschickt hat), so bitte ich ergebenst, Hr. Spener zu ersuchen, dass er sofort nach Halle schreiben wolle und veranlasse, dass gedachte 4 Exemplare auf meine Kosten, so bald der Druck fertig ist, über Post nach Berlin geschickt werden und er sie Ihnen überliefern. Das Postgeld bitte auszulegen, ingleichen das Dedicationsexemplar in einen zierlichen Band binden zu lassen und die Güte zu haben, es in meinem Namen an des Hr. v. Zedlitz Excellenz abzugeben. Es versteht sich von selbst, dass Hr. Spener es so veranstalten werde, dass dieses Exemplar so früh nach Berlin komme, dass noch nicht irgend ein anderes dem Minister früher zu Gesichte hat kommen können. Die hierbei vorfallenden Kosten bitte ergebenst auszulegen und wegen derselben auf mich zu assigniren. Für die Exemplare selbst ist nichts zu bezahlen, denn ich habe mir über 10 oder 12 derselben zu disponiren bei Hr. Hartknoch ausbedungen.

Sobald ich durch Ihre gütige Mühwaltung von allem diesen Nachricht habe, werde ich mir die Freiheit nehmen, an Sie, Werthester, und Hr. Mendelssohn über diesen Gegenstand etwas Mehreres zu schreiben, bis dahin bin ich mit der grössten Hochachtung und Ereundschaft

Ew. Wohlgeb.

Königsb. d. 1. Mai 1781.

ergebenster Diener

I. Kant.

Ich sage Ihnen, hochgeschätzter Freund, für die Ihrem Patienten zugeschickten Vorschriften den ergebensten Dank. Er ist entschlossen, sie, ohne Zuziehung eines anderen Arztes, treulich zu gebrauchen. Das Kuno'sche Seifenwasser

darf also nicht eher bestellt werden, als bis Ihnen von dem Ausgange der Cur Bericht abgestattet worden?

Die Äusserungen der Freundschaft und Zuneigung, welche Sie für mich noch immer aufzubehalten so wohlwendend sind, haben desto grösseren Reiz und Zugang zum Herzen, je seltener sie bei ehemaligen Zuhörern angetroffen werden. Die Ehre, die dieses Ihrem Herzen macht, rechnet meine Eigenliebe sich auch zum Theil zu und findet darin noch süssere Befriedigung, als selbst in der, von der ersten Anleitung zum nachherigen Gelehrten-Verdienste.

Ich muss abrechen und kann nur hinzufügen: dass ich im unauslöschlichen Andenken an unsere alte Verbindung und mit unveränderlichen freundschaftlichen Gesinnungen jederzeit sey

der Ihrige,

Königsberg, d. 2. Decbr. 1785.

I. Kant.

Ihr schönes Werk, theuerster Freund, womit Sie mich wiederum beschenkt haben, habe ich Ihrer würdig gefunden, so weit ich es gelesen, denn meine jetzigen Zerstreungen, um deren willen ich auch bitte, die Kürze dieses Briefes zu entschuldigen, haben mir zu gänzlicher Durchlesung desselben noch nicht Zeit gelassen.

Die Jacobi'sche Grille ist keine ernstliche, sondern nur eine affectirte Genieschwärmerei, um sich einen Namen zu machen, und ist daher kaum einer ernstlichen Widerlegung werth. Vielleicht, dass ich etwas in die Berl. M. S. einrücke, um dieses Gaukelwerk aufzudecken. Reichard ist auch von der Genieseuche angesteckt und gesellet sich zu den Auserwählten. Ihm ist's einerlei, auf welche Weise, wenn er nur grosses Aufsehen machen kann und zwar als Autor, und hierin hat man ihm wahrlich zu viel eingeräumt. — Dass von dem vortrefflichen Moser keine brauchbaren

Schriften (Mscpt.) gefunden werden, bedaure ich recht sehr; aber zu seinem herauszugehenden Briefwechsel kann ich nichts beitragen, da seine Briefe an mich nichts eigentlich Gelehrtes enthalten und einige allgemeine dahin Bezug habende Ausdrücke keinen Stoff zum gelehrten Nachlasse abgeben können. — Auch bitte gar sehr, meine Briefe, die niemals in der Meinung geschrieben worden, dass das Publicum sie lesen sollte, wenn sich deren unter seinen Papieren finden sollten, gänzlich wegzulassen.

Mein Freund Heilsberg findet sich jetzt beinahe ganz genesen. Ich habe ihm seine Versäumniss eines Berichts an Sie vorgehalten und er versprach, alsbald hierin seine Schuldigkeit zu beobachten.

Das Sammeln eines Beitrages zu dem in Berlin zu errichtenden Monument findet hier grosse Schwierigkeit. Doch werde ich versuchen, was sich thun lasse.

Erhalten Sie Ihre Liebe und Wohlgewogenheit gegen den, der unaufhörlich mit Herzensneigung und Hochachtung bleibt

Ihr

Königsberg, d. 7. April 1786.

ergebenster treuer Diener und Freund

I. Kant.

Ich empfangе jeden Brief von Ihnen, werthester Freund, mit wahrem Vergnügen. Das edle Gefühl der Dankbarkeit für den geringen Beitrag, den ich zu Entwicklung Ihrer vortrefflichen Naturanlagen habe thun können, unterscheidet Sie von den meisten meiner Zuhörer; was kann aber, wenn man nahe daran ist, diese Welt zu verlassen, tröstender seyn, als zu sehen, dass man nicht umsonst gelebt habe, weil man einige, wenn gleich nur wenige, zu guten Menschen gebildet hat.

Aber wo denken Sie hin, liebster Freund*, mir ein grosses Pack der subtilsten Nachforschungen, zum Durchlesen nicht allein, sondern auch zum Durchdenken, zuzuschicken, mir, der ich in meinem 66sten Jahre noch mit einer weitläufigen Arbeit, meinen Plan zu vollenden (theils in Lieferung des letzten Theils der Kritik, nämlich dem der Urtheilskraft, welcher bald herauskommen soll, theils in Ausarbeitung eines Systems der Metaphysik, der Natur sowohl als der Sitten, jenen kritischen Forschungen gemäss), beladen bin, der ich überdem durch viele Briefe, welche specielle Erklärungen über gewisse Punkte verlangen, unaufhörlich in Athem erhalten werde, und obenein von immer wankender Gesundheit bin. Ich war schon halb entschlossen, das Msept. sofort mit der erwähnten ganz gegründeten Entschuldigung zurück zu schicken; allein ein Blick, den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüglichkeit desselben zu erkennen, und dass nicht allein Niemand von meinen Gegnern mich und die Hauptfrage sowohl verstanden, sondern nur Wenige zu dergleichen tiefen Untersuchungen so viel Scharfsinn besitzen möchten, als Herr Maimon, und dieses bewog mich, seine Schrift bis zu einigen Augenblicken der Musse zurückzulegen, die ich nur jetzt habe erlangen können, und auch diese nur, um die zwei ersten Abschnitte durchzugehen, über welche ich jetzt auch nur kurz seyn kann.

[Hrn. Maimon bitte ich diesen Begriff (*sic*) zu communiciren. Es versteht sich, wie ich denke, dass er dazu nicht geschrieben sey, um im Drucke zu erscheinen.**] Wenn ich den Sinn derselben richtig gefasst habe, so gehen sie darauf hinaus, zu beweisen: dass, wenn der Verstand auf sinnliche Anschauung (nicht blos die empirische, sondern auch die *a priori*) seine gesetzgebende Beziehung

* Diese Stelle des Briefes bis zu Ende des Absatzes ist bereits gedruckt in Salomon Maimon's Lebensgeschichte, Berl. 1792, Thl. 2, S. 255 — 56.

** Der Inhalt der Parenthese steht mit einem † am Rande.

haben soll, so müsse er selbst der Urheber, es sey dieser sinnlichen Formen, oder auch sogar der Materie derselben, d. i. der Objecte, seyn, weil sonst das *quid juris* nicht genugthuend beantwortet werden könne, welches aber nach Leibnitz - Wolf'schen Grundsätzen wohl geschehen könne, wenn man ihnen die Meinung beilegt, dass Sinnlichkeit von dem Verstande gar nicht specifisch unterschieden wäre, sondern jene als Welterkenntniss bloß dem Verstande zukomme, nur mit dem Unterschiede des Grades des Bewusstseyns, der in der erstern Vorstellungsart ein Unendlich-Kleines, in der zweiten eine gegebene (endliche) Grösse sey, und dass die *Synthesis a priori* nur darum objective Gültigkeit habe, weil der göttliche Verstand, von dem der unsrige nur ein Theil, oder, nach seinem Ausdrucke, mit dem unsrigen, ob zwar nur auf eingeschränkte Art, einerlei sey, d. i. selbst Urheber der Formen und der Möglichkeit der Dinge der Welt (an sich selbst) sey.

Ich zweifle aber sehr, dass dieses Leibnitz's oder Wolf's Meinung gewesen sey, ob sie zwar wirklich aus ihren Erklärungen von der Sinnlichkeit im Gegensatze des Verstandes gefolgert werden könnte und die, so sich zu jener Männer Lehrbegriff bekennen, werden es schwerlich zugestehen, dass sie einen Spinozism annehmen; denn in der That ist Hrn. Maimon's Vorstellungsart mit diesem einerlei und könnte vortrefflich dazu dienen, die Leibnitzianer *ex concessis* zu widerlegen.

Die Theorie des Hrn. Maimon ist im Grunde: die Behauptung eines Verstandes (und zwar des menschlichen) nicht bloß als eines Vermögens zu denken, wie es der unsrige und vielleicht aller erschaffenen Wesen ist, sondern eigentlich als eines Vermögens anzuschauen, bei dem das Denken nur eine Art sey, das Mannigfaltige der Anschauung (welches unserer Schranken wegen nur dunkel ist) in ein klares Bewusstseyn zu bringen. Dagegen ich den Begriff von einem Objecte überhaupt (der im klarsten Bewusstseyn unserer Anschauung gar nicht angetroffen

wird), dem Verstande, als einem besonderen Vermögen, zuschreibe, nämlich die synthetische Einheit der Apperception, durch welche allein das Mannigfaltige der Anschauung (deren jedes ich mir besonders immerhin bewusst seyn mag), in ein vereinigtcs Bewusstseyn, zur Vorstellung eines Object's überhaupt (dessen Begriff durch jenes Mannigfaltige nun bestimmt wird), zu bringen.

Nun fragt Hr. Maimon: Wie erkläre ich mir die Möglichkeit der Zusammenstimmung der Anschauungen *a priori* zu meinen Begriffen *a priori*, wenn jede ihren specifisch verschiedenen Ursprung hat, da dieselbe zwar als Factum gegeben, aber ihre Rechtmässigkeit oder die Nothwendigkeit der Übereinstimmung zweier so heterogenen Vorstellungsarten nicht begreiflich gemacht werden kann, und umgekehrt, wie kann ich durch meinen Verstandesbegriff z. B. der Ursache, dessen Möglichkeit an sich doch nur problematisch ist, der Natur, d. i. den Objecten selbst, das Gesetz vorschreiben, zuletzt gar, wie kann ich selbst von diesen Functionen des Verstandes, deren Daseyn in demselben auch bloß ein Factum ist, die Nothwendigkeit beweisen, die doch vorausgesetzt werden muss, wenn man ihnen Dinge, wie sie nur immer vorkommen mögen, unterwerfen will.

Hierauf antworte ich: dies alles geschieht in Beziehung auf eine uns unter diesen Bedingungen allein mögliche Erfahrungs-Erkenntniss, also in subjectiver Rücksicht, die aber doch zugleich objectiv gültig ist, weil die Gegenstände nicht Dinge an sich selbst, sondern bloss Erscheinungen sind, mithin ihre Form, in der sie gegeben werden, auch von uns, nachdem was an ihr subjectiv, d. i. das Specifische unserer Anschauungsart ist, einerseits, und der Vereinigung des Mannigfaltigen in ein Bewusstseyn, d. i. dem Denken des Object's und der Erkenntniss nach andererseits, von unserem Verstande abhängt, so dass wir nur unter diesen Bedingungen von ihnen Erfahrung haben können, mithin, wenn Anschauungen (der Objecte als Erscheinungen) hiemit nicht zusammenstimmten,

sie für uns nichts, d. i. gar keine Gegenstände der Erkenntniss, weder von uns selbst, noch von anderen Dingen, seyn würden.

Auf solche Weise lässt sich gar wohl darthun, dass, wenn wir synthetische Urtheile *a priori* fällen können, dieses nur von Gegenständen der Anschauung als blossen Erscheinungen angehe, dass, wenn wir auch einer intellectuellen Anschauung fähig (z. B. dass die unendlich kleinen Elemente derselben Noumena wären), die Nothwendigkeit solcher Urtheile, nach der Natur unseres Verstandes, in dem ein solcher Begriff, als Nothwendigkeit ist, angetroffen wird, gar nicht Statt finden könnte; denn es würde immer nur blosser Wahrnehmung seyn, dass z. B. in einem Triangel zwei Seiten zusammengenommen grösser sind als die dritte, nicht dass die Eigenschaft ihm nothwendig zukommen müsse. Wie aber eine solche sinnliche Anschauung (als Raum und Zeit), so von unserer Sinnlichkeit, oder solchen Functionen des Verstandes, als deren die Logik aus ihm entwickelt, selbst möglich sey, oder wie es zugehe, dass eine Form mit der andern zu einem möglichen Erkenntniss zusammenstimme, das ist uns schlechterdings unmöglich weiter zu erklären, weil wir sonst noch eine andere Anschauungsart, als die uns eigen ist, und einen andern Verstand, mit dem wir unseren Verstand vergleichen könnten und daran Jeder die Dinge an sich selbst bestimmt darstellte, haben müssten; wir können aber allen Verstand nur durch unseren Verstand und so auch alle Anschauung nur durch die unsrige beurtheilen. Aber diese Frage zu beantworten ist auch gar nicht nöthig. Denn wenn wir darthun können, dass unsere Erkenntniss von Dingen, selbst die der Erfahrung nur unter jenen Bedingungen allein möglich sey, so sind nicht allein alle andere Begriffe von Dingen (die nicht auf solche Weise bedingt sind) für uns leer, und können zu gar keinem Erkenntnisse dienen, sondern auch alle Data der Sinne zu einer möglichen Erkenntniss würden ohne sie niemals Objecte vorstellen, ja nicht einmal zu derjenigen

Einheit des Bewusstseyns gelangen, die zur Erkenntniß meiner selbst (als Object des innern Sinnes) erforderlich ist. Ich werde gar nicht einmal wissen können, dass ich sie habe, folglich würden sie für mich, als erkennendes Wesen, schlechterdings nichts seyn, wobei sie (wenn ich mich im Gedanken zum Thier mache), als Vorstellungen, die nach einem empirischen Gesetze der Association verbunden wären und so auch auf Gefühl und Begehrungsvermögen Einfluss haben würden, in mir, meines Daseyns unbewusst (gesetzt, dass ich auch jeder einzelnen Vorstellung bewusst wäre, aber nicht der Beziehung derselben auf die Einheit der Vorstellung ihres Objects, vermittelt der synthetischen Einheit ihrer Apperception), immerhin ihr Spiel regelmässig treiben können, ohne dass ich dadurch im mindesten etwas, auch nicht einmal diesen meinen Zustand, erkannte. — Es ist misslich, den Gedanken, der einem tiefdenkenden Manne obgeschwebt haben mag und den er sich selbst nicht recht klar machen konnte, zu errathen; gleichwohl überrede ich mich sehr, dass Leibnitz mit seiner vorherbestimmten Harmonie (die er sehr allgemein machte, wie auch Baumgarten in seiner Kosmologie nach ihm) nicht die Harmonie zweier verschiedenen Wesen, nämlich Sinnen- und Verstandeswesen, sondern zweier Vermögen eben desselben Wesens, in welchem Sinnlichkeit und Verstand zu einem Erfahrungserkenntniße zusammenstimmen, vor Augen gehabt habe, von deren Ursprung, wenn wir ja darüber urtheilen wollten, obzwar eine solche Nachforschung gänzlich über die Grenze der menschlichen Vernunft hinaus liegt, wir weiter keinen Grundals den göttlichen Urheber von uns selbst angeben können, wenn wir gleich die Befugniss, vermittelt derselben *a priori* zu urtheilen (d. i. das *quid juris*), da sie einmal gegeben sind, vollkommen erklären können.

Hiebei muss ich mich begnügen, und kann wegen der Kürze meiner Zeit nicht ins Detail gehen. Nur bemerke ich, dass es eben nicht nöthig sey, mit Hrn. Maimon Verstandesideen anzunehmen. In dem Begriffe einer

Cirkellinie ist nichts weiter gedacht, als dass alle gerade Linien von derselben zu einem einzigen Punkte (dem Mittelpunct) gezogen, einander gleich sind; dies ist eine blosser logische Function der Allgemeinheit des Urtheils, in welchem der Begriff einer Linie das Subject ausmacht und bedeutet nur so viel, als eine jede Linie, nicht das All der Linien, die auf einer Ebene aus einem gegebenen Punkt beschrieben werden können; denn sonst würde jede Linie mit eben demselben Rechte eine Verstandesidee seyn, weil sie ins Unendliche gehend, gedacht werden könne. Dass sich diese Linie ins Unendliche theilen lasse, ist auch noch keine Idee, denn es bedeutet nur einen Fortgang der Theilung, der durch die Grösse der Linie gar nicht beschränkt wird, aber diese unendliche Theilung nach ihrer Totalität, und sie mithin als vollendet anzusehen, ist eine Vernunftidee von einer absoluten Totalität der Bedingungen (der Zusammensetzung), welche an einem Gegenstande der Sinne gefordert wird, welches unmöglich ist, weil an Erscheinungen das Unbedingte gar nicht angetroffen werden kann.

Auch ist die Möglichkeit eines Cirkels nicht etwa vor dem praktischen Satz, einen Cirkel durch die Bewegung einer geraden Linie um einen festen Punkt zu beschreiben, blos problematisch, sondern sie ist in der Definition des Cirkels gegeben, dadurch, dass diese durch die Definition selbst construirt wird, d. i. in der Anschauung zwar nicht auf dem Papier (der empirischen), sondern in der Einbildungskraft (*a priori*) dargestellt wird. Denn ich mag immer aus freier Faust mit Kreide einen Cirkel an der Tafel ziehen und einen Punkt darin setzen, so kann ich an ihm eben so gut alle Eigenschaften des Cirkels, unter Voraussetzung jener (sogenannten) Nominal-Definition, welche in der That real ist, demonstrieren, wenn er gleich mit der, durch die Heran(*sic*)-tragung einer geraden an einem Punkte befestigten Linie beschriebenen, gar nicht zusammenträte. Ich nehme an, dass sie gleich weit vom Mittelpunkte abstehen, der Satz: einen Cirkel zu beschreiben

durch die Punkte des Umkreises, ist ein praktisches Corollarium aus der Definition (oder sogenanntes Postulat), welches gar nicht gefordert werden könnte, wäre die Möglichkeit, ja gar die Art der Möglichkeit der Figur, nicht schon in der Definition gegeben.

Was die Erklärung einer geraden Linie betrifft, so kann diese nicht wohl durch die Identität der Richtung (als einer geraden Linie, durch welche die Bewegung, ohne Rücksicht auf ihre Grösse, unterschieden wird), jenen Begriff schon voraussetzen. Doch das sind Kleinigkeiten.

Herrn Maimon's Schrift enthält übrigens so viel scharfsinnige Bemerkungen, dass er sie, nicht ohne einen für ihn vortheilhaften Eindruck, immer hätte ins Publicum schicken können, auch ohne im mindesten mir hiedurch zu wider zu handeln, ob er gleich einen ganz anderen Weg nimmt als ich; denn er ist doch darin mit mir einig, dass mit der Festsetzung der Principien der Metaphysik eine Reform vorgenommen werden müsse, von deren Nothwendigkeit sich nur Wenige wollen überzeugen lassen. Allein, was Sie, werther Freund, verlangen, die Herausgabe dieses Werks mit einer Anpreisung meinerseits zu begleiten, wäre nicht wohl thunlich, da es doch grossentheils auch wider mich gerichtet ist. — Das ist mein Urtheil, im Fall diese Schrift herausgekommen wäre. Wollen Sie aber meinen Rath in Ansehung des Vorhabens, sie so, wie sie ist, herauszugeben, so halte ich dafür, dass, da es Hr. Maimon vermuthlich nicht gleichgültig seyn wird, völlig verstanden zu werden, er die Zeit, die er sich zur Herausgabe nimmt, dazu anwenden möge, ein Ganzes zu liefern, in welchem nicht blos die Art, wie er sich die Principien der Erkenntniss *a priori* vorstellt, sondern auch, was daraus zur Auflösung der Aufgaben der reinen Vernunft, welche das Wesentliche vom Zwecke der Metaphysik ausmachen, nach seinem Systeme gefolgert werden könne, deutlich gewiesen werde, wo denn die Antinomien der reinen Vernunft einen guten Probirstein abgeben können,

die ihn vielleicht überzeugen werden, dass man den menschlichen Verstand nicht für specifisch einerlei mit dem göttlichen und nur durch Einschränkung, d. i. dem Grade nach, von diesem unterschieden annehmen könne, dass er nicht, wie dieser als ein Vermögen anzuschauen, sondern nur zu denken, müsse betrachtet werden, welches durchaus ein davon ganz verschiedenes Vermögen (oder Receptivität) der Anschauung zur Seite, oder besser zum Stoffe, haben müsse, um Erkenntniss hervorzubringen, und dass, da die Letztere, nämlich die Anschauung, uns bloß Erscheinungen an die Hand giebt und die Sache selbst ein blosser Begriff der Vernunft ist, die Antinomien, welche gänzlich aus der Verwechslung beider entspringen, niemals aufgelöst werden können, als wenn man die Möglichkeit synthetischer Sätze *a priori* nach meinen Grundsätzen deducirt.

Ich beharre unveränderlich

Ihr

Königsberg, d. 26. Mai 1789.

treuer Diener und Freund

I. Kant.

Ein Pack in grün Wachstuch, welches Herrn Maimon's Mscpt. enthält, ist unter der Signatur: H. D. M. an Sie adressirt den 24. Mai von mir auf die fahrende Post gegeben worden*.

* In demselben befand sich ein besonderer Brief an Sal. Maimon, der in seiner Lebensgeschichte, Theil II. S. 257 abgedruckt ist:

„Euer Wohledegeboren Verlangen habe ich so viel, als für mich thunlich war, zu willfahren gesucht, und wenn es nicht durch eine Beurtheilung Ihrer ganzen Abhandlung hat geschehen können, so werden Sie die Ursache dieser Unterlassung aus dem Briefe an Hrn. Herz vernehmen. Gewiss ist es nicht Verachtung, die ich gegen keine Bestrebung in vernünftigen und die Menschheit interessirenden Nachforschungen, am wenigsten aber gegen eine solche, wie die Ihrige ist, bei mir hege, die in der That kein gemeines Talent zu tiefsinnigen Wissenschaften verräth.“

Sch.

Wohlgeborner Herr.

Sehr hochgeschätzter Freund.

Mit diesen wenigen Zeilen nehme ich mir die Freiheit, Ihrem gütigen Wohlwollen Überbringern dieses, Herren Doctor Goldschmidt, meinen fleissigen, fähigen, wohlgesitteten und gutmüthigen Zuhörer, bestens zu empfehlen. Ich hoffe, dass, nach der ersten Bekanntschaft, er Ihre Liebe sich von selbst erwerben wird.

Ihr sinnreiches Werk über den Geschmack, für dessen Zusendung ich Ihnen den ergebensten Dank sage, würde ich in manchen Stücken benutzt haben, wenn es mir früher hätte zu Händen kommen können. Indessen scheint es mir überhaupt, vornämlich in zunehmenden Jahren, mit der Benutzung fremder Gedanken im blos speculativen Felde nicht gut gelingen zu wollen, sondern ich muss mich schon meinem eigenen Gedankengange, der in einer Reihe von Jahren sich schon in ein gewisses Gleis hineingearbeitet hat, überlassen.

Mit dem grössten Vergnügen sehe ich Sie in Ruhm und Verdiensten beständig Fortschritte thun, wie es mich Ihr Talent schon frühzeitig hoffen liess und es Ihre guten und redlichen Gesinnungen auch würdig sind, von denen Herr Kiesewetter mir aus seiner eigenen Erfahrung nicht genug zu rühmen weiss. — Behalten Sie mich in Ihrem freundschaftlichen Angedenken und seyn Sie von der grössten Hochachtung und Ergebenheit versichert, mit der ich jederzeit bin:

Ew. Wohlgeboren

Königsberg, d. 15. Octbr. 1790.

ganz ergebenster Diener

I. Kant.

Hochedelgeborner Herr.
 Würdigster Freund.

Durch Hrn. v. Nolten, einen angenehmen jungen Cavalier, habe ich die Paste von Hrn. Mendelssohn Medaille, als Ihr gütiges Geschenk, erhalten, und sage dafür den ergebusten Dank.

Herr D. Heintz versichert mich aus Briefen von Hrn. Secret. Biester, dass Ihre Vorlesungen mit allgemeinem und ungewöhnlichem Beifall aufgenommen würden. Eben dasselbe und das durchgängige Ansehen, welches Sie sich im berlinischen Publico erworben haben, berichtet mir jetzt Herr Kraus. Das mir dieses ausnehmende Freude erwecke, brauche ich nicht zu versichern, es versteht sich von selbst. Das Unerwartete steckt hier aber nicht in der Geschicklichkeit und Einsicht, auf die ich ohnedies alles Vertrauen zu setzen Ursache habe, sondern in der Popularität, in Ansehung deren mir bei einer solchen Unternehmung würde bange geworden seyn. Seit einiger Zeit sinne ich, in gewissen müssigen Zeiten, auf die Grundsätze der Popularität in Wissenschaften überhaupt (es versteht sich, in solchen, die deren fähig sind, denn die Mathematik ist es nicht), vornämlich in der Philosophie, und ich glaube, nicht allein aus diesem Gesichtspuncte eine andere Auswahl, sondern auch eine ganz andere Ordnung bestimmen zu können, als sie die schulgerechte Methode, die doch immer das Fundament bleibt, erfordert. Indessen zeigt der Erfolg, dass es Ihnen hierin gelinge und zwar sogleich bei dem ersten Versuche.

Wie gern wünschte ich, dass ich mit etwas Besserm, als das Manuscript ist, das Ihnen Herr Kraus einhändigen wird, dienen könnte. Hätte ich dergleichen im Winter vorigen Jahres voraussehen können, so würde ich darüber bei meinen Auditoren einige Anstalt getroffen haben. Jetzt wird es blutwenig seyn, was Sie aus diesen armseligen Papieren herzufinden können, das gleichwohl Ihr Genie wuchernd machen kann. Wenn sie Ihnen nichts weiter

nutzen, so wird Herr Toussaint, der sich jetzt in Berlin aufhält, solche sich von Ihnen ausbitten, um sie kurz vor Ostern zurück zu bringen.

Kann Ihr Einfluss, wie ich nicht zweifle, Hrn. Kraus wozu nützlich seyn, so bitte inständigst darum und rechne hierau Is eine Wirkung der Freundschaft, womit Sie mich beehren und in Ansehung deren Sie mir niemals den geringsten Zweifel übrig gelassen haben. Er ist ein bescheidener, vielversprechender und dankbarer junger Mann. Er wird Ihrer Empfehlung, wenn Sie solche seinetwegen bei Gelegenheit beim Minister einlegen wollen, weder Unehre machen, noch dagegen unempfindlich seyn. Es ist ihm nichts im Wege als hypochondrische Bekümmernisse, womit sich dergleichen junge denkende Köpfe oft ohne Ursache plagen. Ihre Kunst enthält ohne Zweifel auch Mittel dawider, noch mehr aber Ihre Freundschaft, wenn Sie ihn derselben würdigen wollen. Ich empfangе jede directe oder indirecte Nachricht von Ihrem anwachsenden Glücke mit neuem Vergnügen und bin in ewiger Freundschaft

Ihr

ergebener treuer Diener

I. Kant.

Hochedler Herr.

Werthester Freund.

Es erfreut mich, von dem guten Fortgange ihrer Bemühungen Nachricht zu erhalten, noch mehr aber, die Merkmale des guten Andenkens und der Freundschaft in dero mir mitgetheiltem Schreiben zu erblicken. Die Übung im Practischen der Arzneykunst unter der Anführung eines geschickten Lehrers ist recht nach meinem Wunsche. Der Kirchhof darf künftig nicht vorher gefüllt werden, ehe der junge Doctor die Methode lernt, wie er es recht hätte angreifen sollen. Machen sie ja fein viele Beobach-

tungen. Die Theorien sind so hier wie anderwärts öfters mehr zu Erleichterung des Begriffs als zum Aufschlusse der Naturerscheinungen angelegt. Macbride's systematische Arzneiwissenschaft (ich glaube, sie wird Ihnen schon bekannt seyn) hat mir in dieser Art sehr wohlgefallen. Ich befinde mich jetzt im Durchschnitte genommen viel besser als ehemals. Davon ist die Ursache, dass ich jetzt das, was mir übel bekommt, besser kenne. Medicin ist wegen meiner empfindlichen Nerven ohne Unterschied ein Gift für mich. Das Einzige, was ich aber nur selten brauche, ist ein halber Theelöffel Fieberrinde mit Wasser, wenn mich die Säure Vormittags plagt, welches ich viel besser befinde als alle Absorbentia. Sonst habe ich den täglichen Gebrauch dieses Mittels, in der Absicht, mich zu roboriren, abgeschafft. Es machte mir dasselbe einen intermittirenden Puls, vornämlich gegen Abend, wobei mir ziemlich bange ward, bis ich die Ursache vermuthete und nach Einstellung derselben das Übel sogleich hob. Studiren Sie doch ja die grosse Mannigfaltigkeit der Naturen. Die meinige würde von jedem Arzt, der kein Philosoph ist, über den Haufen geworfen werden.

Sie suchen im Messkatalog fleissig, aber vergeblich nach einem gewissen Namen unter dem Buchstaben K. Es wäre mir nach der vielen Bemühung, die ich mir gegeben habe, nichts leichter gewesen, als ihn darin mit nicht unbeträchtlichen Arbeiten, die ich beinahe fertig liegen habe, paradiren zu lassen. Allein, da ich einmal in meiner Absicht, eine so lange von der Hälfte der philosophischen Welt umsonst bearbeitete Wissenschaft umzuschaffen, so weit gekommen bin, dass ich mich in dem Besitz eines Lehrbegriffs sehe, der das bisherige Räthsel völlig aufschliesst und das Verfahren der sich selbst isolirenden Vernunft unter sichere und in der Anwendung leichte Regeln bringt, so bleibe ich nunmehr halsstarrig bei meinem Vorsatz mich keinen Autorkitzel verleiten zu lassen, in einem leichteren und beliebteren Felde Ruhm zu suchen, ehe ich meinen dornigen und harten Boden eben

und zur allgemeinen Bearbeitung frei gemacht habe. Ich glaube nicht, dass es Viele versucht haben, eine ganz neue Wissenschaft der Idee nach zu entwerfen und sie zugleich völlig auszuführen. Was aber das in Ansehung der Methode der Eintheilungen der genau angemessenen Benennungen für Mühe macht und wie viel Zeit darauf verwendet werden muss, werden Sie sich kaum einbilden können. Es leuchtet mir aber dafür eine Hoffnung entgegen, die ich Niemand ausser Ihnen ohne Besorgniss, der grössten Eitelkeit verdächtig zu werden, eröffne, nämlich der Philosophie dadurch auf eine dauerhafte Art eine andere und für Religion und Sitten weit vortheilhaftere Wendung, zugleich aber auch ihr dadurch die Gestalt zu geben, die den spröden Mathematiker anlocken kann, sie seiner Bearbeitung fähig und würdig zu halten. Ich habe noch bisweilen die Hoffnung, auf Ostern das Werk fertig zu liefern, allein wenn ich auch auf die häufigen Indispositionen rechne, welche immer Unterbrechungen verursachen, so kann ich doch beinahe mit Gewissheit eine kurze Zeit nach Ostern dasselbe versprechen.

Ihren Versuch in der Moralphilosophie bin ich begierig erscheinen zu sehen. Ich wünschte aber doch, dass Sie den in der höchsten Abstraction der speculativen Vernunft so wichtigen und in der Anwendung auf das Praktische so leeren Begriff der Realität darin nicht geltend machen möchten. Denn der Begriff ist transcendental, die obersten praktischen Elemente aber sind Lust und Unlust, welche empirisch sind, ihr Gegenstand mag nun erkannt werden, woher er wolle. Es kann aber ein blosser reiner Verstandesbegriff die Gesetze oder Vorschriften desjenigen, was lediglich sinnlich ist, nicht angeben, weil er in Ansehung dieses völlig unbestimmt ist. Der oberste Grund der Moralität muss nicht blos auf das Wohlgefallen schliessen lassen, er muss selbst im höchsten Grade wohlgefallen, denn er ist keine blos speculative Vorstellung, sondern muss Bewegkraft haben und daher, ob er zwar intellectuell ist, so muss er doch eine gerade Beziehung auf die ersten

Triebfedern des Willens haben. Ich werde froh seyn, wenn ich meine Transscendentalphilosophie werde zu Ende gebracht haben, welche eigentlich eine Kritik der reinen Vernunft ist, alsdann gehe ich zur Metaphysik, die nur zwei Theile hat: die Metaphysik der Natur und die Metaphysik der Sitten, wovon ich die letztere zuerst herausgeben werde und mich darauf zum Voraus freue.

Ich habe die Recension der Platner'schen Anthropologie gelesen. Ich hätte zwar nicht von selbst auf den Recensenten gerathen, jetzt aber vergnügt mich der darin hervorblickende Fortgang seiner Geschicklichkeit. Ich lese in diesem Winter zum zweiten Mal ein Collegium privatum der Anthropologie, welches ich jetzt zu einer ordentlichen akademischen Disciplin zu machen gedenke. Allein mein Plan ist ganz anders. Die Absicht, die ich habe, ist, durch dieselbe die Quellen aller Wissenschaften, die der Sitten, der Geschicklichkeit, des Umganges, der Methode, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen zu eröffnen. Da suche ich alsdann mehr Phänomene und ihre Gesetze als die ersten Gründe der Möglichkeit der Modification der menschlichen Natur überhaupt. Daher die subtile und in meinen Augen auf ewig vergebliche Untersuchung über die Art, wie die Organe des Körpers mit den Gedanken in Verbindung stehen, ganz wegfällt. Ich bin unablässig so bei der Beobachtung, selbst im gemeinen Leben, dass meine Zuhörer vom ersten Anfange bis zu Ende niemals eine trockne, sondern durch den Anlass, den sie haben, unaufhörlich ihre gewöhnliche Erfahrung mit meinen Bemerkungen zu vergleichen, jederzeit eine unterhaltende Beschäftigung haben. Ich arbeite in Zwischenzeiten daran, aus dieser, in meinen Augen sehr angenehmen Beobachtungslehre eine Vorübung der Geschicklichkeit, der Klugheit und selbst der Weisheit für die akademische Jugend zu machen, welche nebst der physischen Geographie von aller andern Unterweisung unterschieden ist und die Kenntniss der Welt heissen kann.

Mein Bildniss habe ich vor der Bibliothek gesehen. Eine Ehre, die mich ein wenig beunruhigt, weil ich, wie Sie wissen, allen Schein erschlichener Lobsprüche und Zudringlichkeit, um Aufsehen zu machen, sehr meide. Es ist wohl gestochen, obzwar nicht wohl getroffen. Indessen erfahre ich mit Vergnügen, dass solches die Veranstaltung der liebenswürdigen Parteilichkeit meines ehemaligen Zuhörers ist. Die in demselben Stücke vorkommende Recension Ihrer Schrift beweist doch, was ich besorgte: dass, um neue Gedanken in ein solches Licht zu stellen, dass der Leser den eigenthümlichen Sinn des Verfassers und das Gewicht der Gründe vernähme, eine etwas längere Zeit nöthig ist, um sich in solche Materien bis zu einer völligen und leichten Bekanntschaft hineinzudenken. Ich bin mit aufrichtiger Zuneigung und Achtung

Ihr

ergebenster Diener und Freund

I. Kant.

Wohlgeborner Herr Hofrath,
Theuerster Freund.

Ihre schönen Briefe an Ärzte, womit Sie mir ein angenehmes Geschenk zu machen die Gültigkeit hatten, geben mir jetzt Anlass, für einen Freund, Hrn. Kriegsrath Heilsberg in Königsberg, bei Ihnen Rath und Hülfe zu suchen. Er hat schon mehr als drei Jahre an Flechten laborirt, die ihm beide Arme und Füße (die Schenkel ausgenommen) bedecken, mit kleinen Blasen anfangen, die wegen des Juckens, vornämlich zur Nachtzeit, leicht aufgerieben werden und dann die Haut wund lassen, da denn einiges Wasser ausschwitzt, bis ein Schorf wiederum alles bedeckt, um eine neue Haut hervorzubringen, aus welcher bald darauf, wie vorher, Blasen ausbrechen etc. Übrigens ist er starker Constitution, von gutem Appetit, magert aber doch sehr

ab, ohne dass gleichwohl seine Kräfte sonderlich abnehmen, ist nahe an sechzig Jahre und hält in allen Stücken gute Diät.

Nun habe ich in Ihrer zweiten Sammlung S. 121. u. f. die Cur, die Ihr Berlinischer Kuhdoctor Kunath an einem mit Flechten Behafteten so glücklich verrichtete, und Ihre unbefangene, rühmliche Schätzung solcher Quacksalbermittel gelesen und meinem Freunde gerathen, durch Ihre Vermittelung denselben Weg der Hülfe zu suchen.

Haben Sie also die Güte, theuerster Freund, wenn Sie die Herablassung nicht für zu tief halten, allenfalls durch einen Dritten von jenem Kuhdoctor, wenn ihm vorher die Beschaffenheit der Flechten beschrieben worden, eine hinlängliche Dosis von seiner Seife oder Waschwasser zusammitt der Vorschrift des Gebrauchs abzukaufen. Sie selbst aber belieben die übrigen Vorschriften, die Sie etwa nöthig finden möchten, hinzuzuthun, denn unsere hiesigen Ärzte haben ihm bisher so wenig, als er sich selbst durch den ausgepressten Saft des Chelidonii, helfen können. Die dafür ausgelegten, ingleichen die für Ihre Bemühung gebührenden Kosten sollen auf das prompteste, durch den Kaufmann Hrn. Saltzman in Berlin, bezahlt werden, als worauf, dass es geschehe, ich selbst sehen werde. Die Beschleunigung dieser Ihrer Mühlwaltungen und Absendung des Arzneimittels mit der ersten fahrenden Post, allenfalls direct an Hrn. Kriegsath Heilsberg, so bald, als es möglich ist, werden Sie so gütig seyn, zu bewirken; ich möchte meinem so lange geplagten Freunde gerne bald geholfen wissen. Unveränderlich bin ich mit Herzensgesinnung und Hochachtung

Ihr

ergebenster alter Freund und Diener

I. Kant.

Als Schluss dieses Briefwechsels möge die vorgefundene späteste Mittheilung von Seiten Herz's dienen, die eben so schön charakterisirend für den Empfehlenden erscheint, als für den, an welchen das Empfehlungsschreiben gerichtet ist. Es befindet sich in der handschriftlichen Sammlung der Briefe an Kant (No. XXII.) auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg.

Verehrungswürdiger Lehrer.

Der grosse Allen bekannte Meckel verlangt dem grossen Alles kennenden Kant durch mich den so wenig bekannten und so wenig kennenden Herz empfohlen zu seyn, und ich würde mit der Befriedigung dieses überflüssigen Verlangens grossen Anstand genommen haben, wenn sie nicht zugleich eine so gewünschte Veranlassung wäre, meinen Namen wieder einmal in dem Andenken meines unvergesslichen Lehrers und Freundes aufzufrischen, und ihm wieder einmal zu sagen, welche Seligkeit die Erinnerung an die ersten Jahre meiner Bildung unter seiner Leitung noch immer über mein ganzes Wesen verbreitet, und wie brennend mein Wunsch ist, ihn in diesem Leben noch einmal an mein Herz zu drücken! Warum bin ich nicht ein grosser Geburtshelfer, Staarstecher oder Krebsheiler, der einmal über Königsberg zu einem vornehmen Russen gerufen wird? — Ach ich habe leider nichts in der Welt gelernt! Die wenige Geschicklichkeit, die ich besitze, ist auf jedem Dorfe in Kamtschatka zehnfach zu haben, und darum muss ich in dem Berlin versauern und auf das Glück, Sie, ehe einer von uns die Erde verlässt, noch zu sehen, auf immer resigniren!

Um so stärkender ist mir dafür jede kleine Nachricht von Ihnen aus dem Munde eines Reisenden, jeder Gruss, den ich aus dem Briefe eines Freundes von Ihnen erhalte. Laben Sie mich doch öfter mit diesen Erquickungen und erhalten mir noch lange Ihre Gesundheit und Freundschaft.

Ihr ergebenster

Berlin, d. 25. Decbr. 1797.

Marcus Herz.

3.

An

Friedrich Nicolai

in Berlin.

1773*.

An den Buchhändler Friedr. Nicolai in Berlin.

Hochedelgeborner Herr.

Dero Geehrtes vom 27. September ist mir, zusammt dem ersten Stücke des zwanzigsten Bandes von Dero Bibliothek den 17. October zu Händen gekommen. Ich nehme die Ehre, welche Ew. Hochedelgeboren mir durch die Vorsezung meines Bildnisses vor Dero gelehrtes Journal erzeigen, mit dem ergebensten Danke auf, ob ich gleich, der ich alle Zudringlichkeit zum öffentlichen Rufe, welcher nicht eine natürliche Folge von dem Maasse des Verdienstes ist, vermeide, diese Dero gefällige Wahl, wenn es auf mich angekommen wäre, verboten haben würde. Das Bildniss ist allem Vermuthen nach von einer Copei meines Portraits, welche Herr Herz nach Berlin nahm, gemacht und daher wenig getroffen, ob zwar sehr wohl gestochen worden. Es ist mir hiernit, wie mit seiner Copei von meiner Dissertation gegangen, in welcher er zwar, da ihm die Materie derselben selbst neu war, sehr viel Geschicklichkeit gewiesen, aber so wenig Glück gehabt hat, den Sinn derselben auszudrücken, dass deren Beurtheilung, in demselben Stück der Bibliothek, sie nothwendig sehr unwich-

* Dieser Brief ist aus dem Original abgedruckt in der Hartenstein'schen Ausgabe von Kant's Werken, Bd. X, S. 493 — 94.

tig hat finden müssen. Doch meine gegenwärtige Arbeit wird sie in einem erweiterten Umfange, und, wie ich hoffe, mit besserm Erfolg in Kurzem mehr ins Licht stellen. Dero eingeschlossenen Briefe sind richtig abgegeben worden. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeboren

ganz ergebenster Diener

Königsberg, d. 25. October 1773.

I. Kant.

4.

An

Hofprediger Crichton

in Königsberg.

1778*.

Von Ew. Hochehrw. darf ich mir ohne Bedenken an der Erhaltung und Beförderung einer für das Weltbeste gemachten Anstalt den grössten und mitwirkenden Antheil versprechen, sobald Sie sich von deren Nützlichkeit überzeugt haben. Das von Basedow angefangene Institut**, welches jetzt unter der völligen Direction des Hrn. Wolke steht, hat unter diesem unermüdeten und für die Reform des Educationswesens geschaffenen Manne eine neue Gestalt gewonnen, wie die neuen vom Philanthropin*** herausge-

* Dieser Brief ist bereits in dem 4ten Bande der kleinen Schriften Kant's, welcher bei Nicolovius erschien, S. 420 — 24 abgedruckt. Sch.

** Wenn gleich die Basedow'sche Idee von demselben schon am Ende von 1776 für nicht ausführbar, und sein Name für unpassend von dem damaligen Curator Campe öffentlich erklärt wurde, so fuhr doch das wenig unterrichtete Publicum fort, diese verbessernde Lehr- und Erziehungsanstalt Philanthropin und ihre Zöglinge Philanthropisten zu nennen, und so musste man auch in Dessau diese Benennung fortsetzen.

*** C. F. Wolke war seit Neujahr 1770 bis 1773 Mitarbeiter an Basedow's Elementarwerk, und erhielt von ihm das Versprechen, nach Vollendung dieses Werks ein Lehr- und Erziehungs-Institut zu befördern und dem Publicum zu empfehlen, das Wolke anlegte und allein ihm vorstehen sollte, ohne dass Basedow sich weiter eine Theilnahme daran vorbehalten wollte. Die Versuche, die Wolke als Lehrer und Erzieher seit 1770 an Basedow's Tochter Emilie, und seit Ostern 1773 bis Ostern 1774 noch an einigen andern Kindern machte, übertrafen Basedow's nicht geringe Erwartung in so hohem Grade, dass

gebenen Nachrichten, die ich zuzuschicken die Ehre haben werde, ungezweifelt zu erkennen geben. Nach dem Ab-

in ihm der feurige Wunsch aufstieg, die vorzüglichsten Methoden, die er ausüben sah, durch Anlegung eines weltbürgerlichen Instituts, vorzüglich zur Bildung besserer Lehrer und Erzieher für jedes cultivirte Volk, auf der Erde überall, und in wenigen Jahren auszubreiten. Dazu erwartete er aus jedem Lande eine Anzahl junger fähiger Leute, die, wenn sie es bedurften, ihren Unterhalt, so wie ihre völlige Ausbildung zu Verbesserern und Directoren des Schul- und Erziehungswesens, von dem Institute empfangen sollten. Zu der Errichtung einer solchen Anstalt hielt er 30000 Rthlr. für nöthig, „ein Sümmden für das grosse Publicum, und für die Grösse, Wichtigkeit und Güte der erreichbaren Absicht,“ dachte Basedow. Am Ende des Jahrs 1774 wurde die Anstalt unter dem Namen Philanthropin als vorhanden in Dessau angekündigt und eingeweiht, wenn es gleich erst werden sollte. Wenn nun Reisende zu Basedow kamen und fragten: wo ist das Philanthropin? so antwortete er: geht zu Wolke, der wird es Euch weisen, kam aber vor Neujahr 1776 nicht über dessen Schwelle. Wolke hatte bis dahin, Famulanten oder künftige Erziehungsbediente mitgerechnet, zwölf Zöglinge. Es waren bis Neujahr 1776 etwa 30 Rthlr. als Beitrag zu einem zu errichtenden Philanthropin eingegangen, aber zwei junge, zur Mitwirkung des Guten im Fache des Unterrichts und der Erziehung begeisterte Männer, Simon und Schweighäuser, waren nach Dessau gekommen, um die von Basedow gerühmten Methoden zu lernen und mitzuarbeiten. Dies gab einige Erleichterung für Wolke, der bis dahin als alleiniger Lehrer, Erzieher, Correspondent, Rechnungsführer fast unter der Menge seiner Geschäfte erlag; Basedow, unwillig über das Misstrauen und die Kargheit des Publicums, schrieb nun einen Aufsatz: an die Kosmopoliten, Etwas zu lesen, zu denken und zu thun, worin er die Schulmänner und Menschenfreunde zu einer öffentlichen Prüfung in der Mitte des Mai 1776 nach Dessau einlud, und ihnen zugleich anzeigte, dass das Philanthropin begraben werden sollte. Während dieser Aufsatz versendet und gelesen wurde, liess Basedow vier von Wolke seit Mai 1775 zur Kenntniss der lateinischen Sprache gebrachte Zöglinge in sein Haus kommen, um ein paar classische Schriftsteller mit ihnen zu lesen. Dies ist die vorzüglichste Theilnahme an dem Institut, welches von dem wenig unterrichteten Publicum das Basedow'sche genannt wurde. Nach etwa fünf Wochen trat Magister (später Professor in Halle und Königsberg) Mangelsdorf für obige vier Schüler bis zu der Prüfung im Mai an Basedow's Stelle. Über hundert Schulmänner wohnten dem Examen bei und entschieden durch ihren lauten Beifall für die Fortdauer des Instituts.

gange einiger, sonst wohlgesinnter, übrigens aber etwas schwärmender Köpfe sind alle Stellen mit ausgesuchten Schulmännern besetzt, und die neuen jetzt mehr geläuterten Ideen mit dem, was die alte Erziehungsart Nützliches hatte, in feste Verbindung gebracht. Die Welt fühlt jetziger Zeit die Nothwendigkeit der verbesserten Erziehung lebhaft; aber verschiedene deshalb gemachte Versuche wollten nicht gelingen. Die des F. von Salis, und die Bahrdt'sche haben aufgehört. Und nun steht allein das Dessauische Institut; sicherlich blos deswegen, weil es den durch keine Hindernisse abzuschreckenden, bescheidenen, und unbeschreiblich thätigen Wolke an seiner Spitze hat, der überdem die seltene Gemüthsart hat, seinem Plane ohne Eigensinn treu zu bleiben, und unter dessen Aufsicht diese Anstalt mit der Zeit die Stammutter aller guten Schulen in der Welt werden muss, wenn man ihr nur im Anfange von aussen Beistand und Aufmunterung leisten will.

Aus der Einlage werden Ew. Hochehrw. ersehen: dass, nachdem mir die letzten Stücke der pädagogischen Unterhandlung zum Vertheilen überschickt worden, von mir erwartet wird, das Publicum aufs neue, sowohl zur Fortsetzung der Pränumeration, als überhaupt zum Wohlwollen und Wohlthun gegen das Institut aufzumuntern. Ich bin auch dazu von Herzen bereit und willig; allein ich finde doch, dass der Einfluss weit grösser seyn würde, wenn Ew. Hochehrw. sich dieser Sache vorzüglich anzunehmen beliebten, und Ihren Namen und Feder zum Besten derselben verwenden wollten. Wenn Sie es erlauben, dass ich diese Hoffnung dem Institute geben darf, so wird gewiss die grösseste Danksagung und freudige Annahme eines demselben so günstigen Anerbietens darauf erfolgen. Ich würde alsdann die Ehre haben, Ihnen, zu welcher Zeit es gefällig, aufzuwarten, und die Liste der bisherigen Pränummeranten einzuhändigen, auch, wenn es sonst eine Bemühung gäbe (deren es überhaupt bei diesem Geschäfte nur wenige geben kann), daran aber Ew. Hochehrw. durch

andere nothwendigere verhindert würden, so würde ich solche gerne übernehmen.

Da ich nicht zweifle, dass Ew. Hochehrw. in Ansehung dessen, was vordem an diesem Institute nicht völlig Ihren Beifall erwarb, durch die neue und schön befestigte Anordnung desselben werden befriedigt werden, und ich unter solchen Umständen Ihres theilnehmenden Eifers an einer so ausgebreitet nützlichen Anstalt gewiss bin, so besorge ich nicht, dass diese meine Zumuthung von Denselben werde übel aufgenommen werden, der ich übrigens mit der grössesten Hochachtung bin

Ew. Hochehrw.
gehorsamster Diener

Königsberg, d. 29. Juli 1778.

I. Kant.

5.

An

Professor J. Engel

in Berlin.

1779*.

Herrn Professor Engel in Berlin.

Wohlgeborner

Höchstzuverehrender Herr Professor

Es ist mir so angenehm als schmeichelhaft, mit einem Manne in einige Gemeinschaft literarischer Beschäftigungen zu treten, der unter den wenigen, die bei dem übernehmenden Verfall des guten Geschmacks durch ächte Muster der Sprachreinigkeit, der Naivität und der Laune die Ehre Deutschlands noch zu erhalten suchen, sich so vortheilhaft auszeichnet.

Meine bisher in der Stille geschriebenen Arbeiten, von denen Sie mir die Ehre thun, eine so gute Meinung zu äussern, enthalten zwar Mancherlei, was, wenn ich die Annehmlichkeit der Manier abrechne, nicht unschicklich scheint, in so gute Gesellschaft, als Ihr Philosoph beisammen hat, aufgenommen zu werden. Allein eine Fortsetzung der Abhandlung von den Menschenracen scheint mir doch, theils in Ansehung meiner Absicht, theils in Absicht auf die Unterhaltung des im vorigen Stück nicht völlig befriedigten wissbegierigen Lesers, fürjetzt den Vorzug zu verdienen. Vor langweiligen Wiederholungen des von mir und Andern schon Gesagten, vor windigen Hypothesen, oder auch einer

* Dieser Brief ist gleichfalls aus der Sammlung des Herrn B. Friedländer wohlwollend hergegeben.

scholastischen Trockenheit dürfen Sie sich nicht fürchten. Der Stoff ist reichhaltig und an sich selbst populär, und da ich jetzt den Gesichtspunct, aus welchem man die Varietäten der Menschengattung betrachten muss, so deutlich zu bestimmen im Stande bin, dass dadurch in Kurzem auch in diesem Felde etwas mit Sicherheit wird ausgemacht werden können, so bekommt die Abhandlung hierdurch einige Wichtigkeit. Ueberdem werden die angehenkten Principien einer moralischen Charakteristik der verschiedenen Racen der Menschengattung den Geschmack derer, die auf das Physische nicht sonderlich merken, zu befriedigen dienen.

Die Materialien hiezu liegen zwar schon seit einiger Zeit völlig fertig, weil ich durch Zimmermann's geographische Geschichte des Menschen (den das vorige Stück hierin beurtheilte) zum weiteren Überdenken dieses Gegenstandes veranlasst wurde. Gleichwohl muss ich mir zur Einkleidung einige Frist (etwa bis Weihnachten) ausbiten; weil ich eine Arbeit nicht unterbrechen darf, die mich so lange an der Ausfertigung aller anderen Producte des Nachdenkens, die sich indessen sehr angehäuft haben, gehindert hat, und die ich gegen die Zeit zu vollenden glaube. Alsdann wird es mir eine angenehme und leichte Beschäftigung seyn, mit demjenigen herauszurücken, wovon Sie und andere meiner Freunde eine viel zu vortheilhafte Erwartung haben, welches indessen, da ich eine so lange Zeit über so mancherlei Gegenstände gebrütet habe, für meine übrige Lebenszeit Vorrath genug enthält. Wenn Sie, mein geehrtester Freund, wider das benannte Thema und den mir ausgebetenen Aufschub nichts einzuwenden haben, so werde ich Ihr Stillschweigen für eine Einwilligung in beides aufnehmen und ohne Sie mit Antworten zu bemühen mich darauf einrichten. Ich habe die Ehre, mit der grössten Hochschätzung zu seyn

Ew. Wohlgeb.

ergebenster treuer Diener

Königsberg, d. 4. Juli 1779.

I. Kant.

6.

A n

Professor Chr. Gottfr. Schütz

i n J e n a .

1785—97*.

Königsberg, d. 13. Sept. 1785.

Die lebhafteste Theilnehmung an meinen geringen literarischen Bemühungen, davon Sie in der A. L. Z. so einleuchtende Proben gegeben, ingleichen die richtige Darstellung derselben, vornämlich Ihre für mich selbst belehrende treffliche Tafel der Elemente unserer Begriffe, bewegen mich zum grössten Danke und verbinden mich zugleich, in der Ausführung meines Planes, den Sie angekündigt haben, die Erwartung des Publici, welche Sie rege machten, nicht zu täuschen, worauf Sie denn auch, wie ich demüthigst hoffe, sich verlassen können.

Ich bin aber eine Recension schuldig, dazu ich mich anheischig machte. Theuerster Freund! Sie werden mich entschuldigen, dass ich daran durch eine Arbeit, zu der ich mich theils durch den Zusammenhang meines ganzen Entwurfs, theils durch die Stimmung meiner Gedanken berufen fühlte, gehindert worden. Ehe ich an die versprochene Metaphysik der Natur gehe, musste ich vorher dasjenige, was zwar eine blosser Anwendung derselben ist, aber doch einen empirischen Begriff voraussetzt, nämlich die metaphysischen Anfangsgründe der Körperlehre, sowie in einem Anhang, die der Seelenlehre abmachen; weil jene Meta-

* Diese drei Briefe sind bereits in Schütz's Leben, herausgegeben von seinem Sohne, Bd. II, S. 207 — 11 abgedruckt.

physik, wenn sie ganz gleichartig seyn soll, rein seyn muss, und dann auch, damit ich etwas zur Hand hätte, worauf, als Beispiele *in concreto*, ich mich dort beziehen, und so den Vortrag fasslich machen könnte; ohne doch das System dadurch anzuschwellen, dass ich diese mit in dasselbe zöge. Diese habe ich nun unter dem Titel: metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, in diesem Sommer fertig gemacht, und glaube, dass sie selbst dem Mathematiker nicht unwillkommen seyn werden. Sie würden diese Michaelismesse herausgekommen seyn, hätte ich nicht einen Schaden an der rechten Hand bekommen, der mich gegen das Ende am Schreiben hinderte. Das Manuscript muss also schon bis Ostern liegen bleiben.

Jetzt gehe ich ungesäumt zur völligen Ausarbeitung der Metaphysik der Sitten. Entschuldigen Sie mich ferner, werthester Freund, wenn ich nichts zur A. L. Z. innerhalb einer geraumen Zeit liefern kann. Ich bin schon ziemlich alt, und habe nicht mehr die Leichtigkeit, mich zu Arbeiten von verschiedener Art so geschwinde umzustimmen, wie ehemals. Ich muss meine Gedanken ununterbrochen zusammenhalten, wenn ich den Faden, der das ganze System verknüpft, nicht verlieren soll. Doch würde ich allenfalls den zweiten Theil von Herder's Ideen zur Recension übernehmen.

Die Betrachtungen über das Fundament der Kräfte etc. habe ich noch nicht recensirt gefunden. Der Verfasser derselben, ein Herr Geheimer Rath von Elditten auf Weckerau in Preussen hat mich gebeten, Sie um diese Gunst zu ersuchen, und wenn die Recension einigermaassen gut für ihn ausfallen kann, so haben Sie die Freiheit, auch seinen Namen zu nennen. Ich muss abbrechen, und empfehle mich Ihrer zu allem Guten mitwirkenden Freundschaft und Gewogenheit als Ihr etc.

Königsberg, d. 25. Jan. 1787.

Ein Exemplar von der zweiten Auflage meiner Kritik wird Ihnen, verehrungswürdiger Freund, Herr Grunert aus Halle hoffentlich überschickt haben; wo nicht, so wird es auf inliegendes Schreiben an ihn geschehen, welches erbenst bitte, auf die Post zu geben.

Wenn Sie eine Recension dieser zweiten Auflage zu veranstalten nöthig finden, so bitte gar sehr, einen mir unangenehmen Fehler der Abschrift darin bemerken zu lassen, ungefähr auf folgende Art:

„In der Vorrede, S. XI. Z. 3. von unten ist ein Schreibfehler anzutreffen, da gleichseitiger Triangel statt gleichschenkliger (Euclid. Elem. Lib. I. Prop. 5) gesetzt worden.“

Denn ob zwar aus der Ausführung des Diog. Laert., dass der letztere gemeint werde, leicht zu ersehen ist, so hat doch nicht jeder Leser den Diogenes bei der Hand.

Mein Verleger hat die Übersetzung der zweiten Edition meiner Kritik ins Lateinische bei Hrn. Prof. Born in Leipzig bestellt. Sie waren so gütig, sich dazu zu offeriren, die von ihm gefertigte Übersetzung, wenn sie Ihnen heftweise zugeschickt würde, durchzusehen, um den Styl, der vielleicht zu sehr auf die Eleganz angelegt seyn möchte, mehr der scholastischen, wenn gleich nicht so altlateinischen Richtigkeit und Bestimmtheit anzupassen. Wenn Sie noch dieselbe gütige Absicht hegen, so bitte, mich wissen zu lassen, was mein Verleger Ihnen für diese Bemühung schuldig sey; meinerseits werde Ihnen dafür die grösste Verbindlichkeit haben. Herrn Prof. Born suche ich im beiliegenden Schreiben zu eben dieser Absicht zu disponiren.

Ich habe meine Kritik der praktischen Vernunft so weit fertig, dass ich sie denke künftige Woche nach Halle zum Drucke zu schicken. Diese wird besser, als alle Controversen mit Feder und Abel (deren der erste gar keine Erkenntniss *a priori*, der andere eine, die zwischen der empirischen und einer *a priori* das Mittel halten soll, behauptet)

die Ergänzung dessen, was ich der speculativen Vernunft absprach, durch reine praktische, und die Möglichkeit derselben beweisen, und fasslich machen, welches doch der eigentliche Stein des Anstosses ist, der jene Männer nöthigt, lieber die unthunlichsten, ja gar ungereimten Wege einzuschlagen, um das speculative Vermögen bis aufs Übersinnliche ausdehnen zu können, ehe sie sich jener ihnen ganz trostlos scheinenden Sentenz der Kritik unterwürfen.

Herder's Ideen, dritten Theil, zu recensiren, wird nun wohl ein Anderer übernehmen, und sich, dass er ein Anderer sei, erklären müssen; denn mir gebriecht die Zeit dazu, weil ich alsbald zur Grundlage der Kritik des Geschmacks gehen muss. Ich bin mit unwandelbarer Hochachtung und Ergebenheit etc.

Königsberg, d. 10. Juli. 1797.

Unaufgefordert von Ihnen, würdiger Mann, doch veranlasst durch Ihren an unsern gemeinschaftlichen, vortrefflichen Freund, den Herrn Hofprediger Schultz, abgelassenen Brief, ergreife ich diese Gelegenheit, Ihnen meine Freude über Ihren bessern Gesundheitszustand, als ihn das Gerücht seit geraumer Zeit verbreitet hatte, bezeugen zu können. Ein so gemeinnützig thätiger Mann muss froh und lange leben!

Der Anstoss, den Sie im gedachten Briefe an meinem neuerdings aufgestellten Begriff des „auf dingliche Art persönlichen Rechts“ nehmen, befremdet mich nicht, weil die Rechtslehre der reinen Vernunft noch mehr, wie andere Lehren der Philosophie, das: *entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda* sich zur Maxime macht. Eher möchte es Ihr Verdacht thun, dass ich, durch Wortkünsterei mich selbst täuschend, vermittelt erschlichener Principien das, wovon noch die Frage war: ob es thunlich sey, für erlaubt angenommen habe. Allein man kann im Grunde Niemandem es verdenken, dass er, bei einer Neuerung in

Lehren, deren Gründe er nicht umständlich erörtert, sondern blos auf sie hinweist, in seinen Deutungen den Sinn des Lehrers verfehlt, und da Irrthümer sieht, wo er allenfalls nur über den Mangel der Klarheit Beschwerde führen sollte. Ich will hier nur die Einwürfe berühren, die Ihr Brief enthält, und behalte mir vor, dieses Thema mit seinen Gründen und Folgen an einem andern Orte ausführlicher vorzutragen.

1. „Sie können sich nicht überzeugen, dass der Mann das Weib zur Sache macht, sofern er ihr ehelich beiwohnt *et vice versa*. Ihnen scheint es nichts weiter als ein *mutuum adjutorium* zu seyn.“ — — Freilich wenn die Beiwohnung schon als ehelich, d. i. als gesetzlich, ob zwar nur nach dem Rechte der Natur, angenommen wird: so liegt die Befugniss dazu schon im Begriffe. Aber hier ist eben die Frage: ob eine eheliche Beiwohnung, und wodurch sie möglich sey: also muss hier blos von der fleischlichen Beiwohnung, Vermischung und der Bedingung ihres Befugnisses geredet werden. Denn das *mutuum adjutorium* ist blos die rechtlich nothwendige Folge aus der Ehe, deren Möglichkeit und Bedingung allererst erforscht werden soll.

2. Sagen Sie: „Kant's Theorie scheint blos auf einer *fallacia* des Wortes Genuss zu beruhen. Freilich im eigentlichen Genusse eines Menschen, wie das Menschenfressen, würde es ihn zur Sache machen; allein die Eheleute werden doch durch den Beischlaf keine *res fungibiles*.“ Es würde sehr schwach von mir gewesen seyn, mich durch das Wort Genuss hinhalten zu lassen. Es mag immer wegfallen und dafür der Gebrauch einer unmittelbar (d. i. durch den Sinn, der hier aber ein von allen andern specifisch verschiedener Sinn ist), ich sage einer unmittelbar vernünftigen Sache gesetzt werden. Beim Genusse einer solchen denkt man sich diese zugleich als verbrauchbar (*res fungibilis*,) und so ist auch in der That der wechselseitige Gebrauch der Geschlechtsorgane beider Theile unter einander beschaffen. Durch Ansteckung, Erschöpfung und Schwängerung (die mit einer tödtlichen Niederkunft ver-

bunden seyn kann) kann ein oder der andere Theil aufgegeben (verbraucht) werden, und der Appetit eines Menschenfressers ist von dem eines Freidenkers (*libertin*) in Ansehung der Benutzung des Geschlechts nur der Förmlichkeit nach unterschieden.

So weit vom Verhältnisse des Mannes zum Weibe. Das vom Vater (oder Mutter) zum Kinde ist unter den möglichen Einwürfen übergangen worden.

3. „Scheint es Ihnen eine *petitio principii* zu seyn, wenn K. das Recht des Herrn an den Diener, oder Dienstboten, als ein persönlich-dingliches (sollte heißen: auf dingliche Art [folglich blos der Form nach] persönliches) Recht beweisen will; weil man ja den Dienstboten wieder einfangen dürfe etc. Allein das sey ja eben die Frage. Woher wolle man beweisen, dass man *jure naturae* dieses thun dürfe?“

Freilich ist diese Befugniss nur die Folge und das Zeichen von dem rechtlichen Besitze, in welchem ein Mensch den andern als das Seine hat, ob dieser gleich eine Person ist. Einen Menschen aber als das Seine (des Hauswesens) zu haben, zeigt ein *jus in re (contra quemlibet hujus rei possessorem)*, gegen den Inhaber desselben) an. Das Recht des Gebrauchs desselben zum häuslichen Bedarf ist analogisch einem Rechte in der Sache, weil er nicht frei ist, als Glied sich von dieser häuslichen Gesellschaft zu trennen, und daher mit Gewalt dahin zurückgeführt werden darf, welches einem verdungenen Tagelöhner, der bei der Hälfte der Arbeit (wenn er sonst nichts dem Herrn entfremdete) sich entfernt, nicht geschehen kann, nämlich ihn einzufangen, weil er nicht zu den Seinen des Hausherrn gehörte, wie Knecht und Magd, welche *integrirende* Theile des Hauswesens sind.

Jedoch das Weitere bei anderer Gelegenheit. Jetzt setze ich nichts hinzu, als, dass mir jede Nachricht von Ihrer Gesundheit, Ihrem Ruhm und Ihrem Wohlwollen gegen mich, jederzeit sehr erfreulich seyn wird.

7.

A n

Professor C. L. Reinhold.

in Jena.

1787 — 95*.

I. K a n t.

1.

Königsberg, d. 18. December 1787.

Ich habe, vortrefflicher lebenswürdiger Mann, die schönen Briefe gelesen, womit Sie meine Philosophie beehrt haben und die an mit Gründlichkeit verbundener Anmuth nichts übertreffen kann, die auch nicht ermangelt haben, in unserer Gegend alle erwünschte Wirkung zu thun. Desto mehr habe ich gewünscht, die genaue Übereinkunft Ihrer Ideen mit den meinigen und zugleich meinen Dank für das Verdienst, welches Sie um deren fassliche Darstellung haben, in irgend einem Blatte, vornämlich dem deutschen Mercur, wenigstens mit einigen Zeilen bekannt zu machen; allein ein Aufsatz in eben derselben Zeitschrift, vom jüngeren Hrn. Forster, der gegen mich, ob zwar in einer andern Materie, gerichtet war, liess es nicht wohl zu, es auf eine andere Art zu thun, als so, dass beiderlei Absicht zugleich erreicht würde. Zu der letzteren, nämlich meine Hypothese gegen Hrn. Forster zu erläutern, konnte ich nun, theils wegen meiner Amtsarbeiten, theils wegen der öfteren Unpässlichkeiten, die dem Alter ankleben, immer nicht gelangen, und so hat sich die Sache bis jetzt verzö-

* Die 9 Briefe, welche zwischen Kant und Reinhold gewechselt sind, und des Zusammenhangs wegen auch für Reinhold vollständig geliefert werden, sind aus Reinhold's Leben, S. 127—59 entnommen.

gert, da ich mir die Freiheit nehme, Ihnen beikommenden Aufsatz * zuzusenden, mit der Bitte, ihm einen Platz im beliebten deutschen Mercur auszuwirken.

Ich bin sehr erfreut gewesen, mit Gewissheit endlich zu erfahren, dass Sie der Verfasser jener herrlichen Briefe sind. In der Ungewissheit konnte ich dem Buchdrucker Grunert in Halle, dem ich aufgab, Ihnen ein Exemplar meiner Kritik der praktischen Vernunft als ein kleines Merkmal meiner Achtung zuzuschicken, keine ganz be-

* „Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie.“ Er ward, wie ich in der Biographie bemerkt habe, in das erste und zweite Stück des d. Mercur 1788 eingerückt. Die von Kant erläuterte Hypothese betrifft den Ursprung der Menschenracen. Über diesen Gegenstand hatte Kant einige Jahre früher, im November der Berliner Monatsschrift 1785, eine Abhandlung drucken lassen, in welcher er die Ansicht aufgestellt, dass die erblichen Eigenthümlichkeiten der Racen, deren er vier annahm, nichts Anderes seyen als Entwicklung der einem einzigen Urstamm eingepflanzten Keime und Anlagen, die sich in der Folge zweckmässig für die erste allgemeine Bevölkerung entfaltet hätten. Dagegen waren von Georg Forster, in einem an Biester, den Herausgeber der B. M., gerichteten Schreiben mehrere Einwürfe vorgebracht. Forster hatte behauptet, dass zur Erklärung jener erblichen Eigenthümlichkeiten zwei ursprüngliche Stämme nach anatomischen Gründen angenommen werden müssten, und er wollte Kanten weder den von ihm festgesetzten Unterschied zwischen Naturgeschichte und blosser Naturbeschreibung zugeben, noch die Aufstellung eines Principis im voraus, durch welches der Naturforscher im Suchen und Beobachten sich sollte leiten lassen. Nun war nach dem Urtheile Kant's die Gültigkeit des Gebrauches teleologischer Principien (da nämlich, wo nach vorhergegangener Kritik des Vermögens einer theoretisch - speculativen Nachforschung die Einsicht gewonnen ist, dass die theoretischen Erkenntnisquellen nicht zulangen) in Ansehung der metaphysischen Untersuchungen, bei einer so sehr verwickelten und schwierigen Materie, von Reinhold überraschend richtig aufgefasst; in Ansehung der Physik aber, ebenfalls zu seinem Befremden, weil er die Sache hier ganz evident geglaubt hatte, von Forster missverstanden. Daher konnte er füglich in derselben Abhandlung beide Absichten vereinigen, den letzteren zu widerlegen und den ersteren durch die öffentliche Bezeugung seiner Zufriedenheit und seines Dankes als den vollgültigen Commentator und Vertheidiger seines philosophischen Lehrgebäudes zu autorisiren.

stimmte Adresse geben, daher er mir antwortete, er habe es, meiner Anzeige nach, nicht zu bestellen gewusst. Auf inliegenden Brief, den ich für ihn auf die Post zu geben bitte, wird er es noch thun, wenn die Exemplare noch bei ihm liegen. In diesem Büchlein werden viele Widersprüche, welche die Anhänger am Alten in meiner Kritik zu finden vermeinen, hinreichend gehoben; dagegen diejenigen, darin sie sich selbst unvermeidlich verwickeln, wenn sie ihr altes Flickwerk nicht aufgeben wollen, klar genug vor Augen gestellt.

Fahren Sie in Ihrer neuen Bahn muthig fort, theurer Mann; Ihnen kann nicht Überlegenheit an Talent und Einsicht, sondern nur Missgunst entgegen seyn, über die man allemal siegt.

Ich darf, ohne mich des Eigendünkels schuldig zu machen, wohl versichern, dass ich, je länger ich auf meiner Bahn fortgehe, desto unbesorgter werde, es könne jemals ein Widerspruch, oder sogar eine Alliance (dergleichen jetzt nicht ungewöhnlich ist) meinem System erheblichen Abbruch thun. Dies ist eine innigliche Überzeugung, die mir daher erwächst, dass ich im Fortgange zu anderen Unternehmungen nicht allein es immer mit sich selbst einstimmig befinde, sondern auch, wenn ich bisweilen die Methode der Untersuchung über einen Gegenstand nicht recht anzustellen weiss, nur nach jener allgemeinen Verzeichnung der Elemente der Erkenntniss und der dazu gehörigen Gemüthskräfte zurücksehen darf, um Aufschlüsse zu bekommen, deren ich nicht gewärtig war. So beschäftige ich mich jetzt mit der Kritik des Geschmacks, bei welcher Gelegenheit eine andre Art von Principien *a priori* entdeckt wird, als die bisherigen. Denn der Vermögen des Gemüths sind drei: Erkenntnissvermögen, Gefühl der Lust und Unlust, und Begehrungsvermögen. Für das erste habe ich in der Kritik der reinen (theoretischen), für das dritte in der Kritik der praktischen Vernunft Principien *a priori* gefunden. Ich suchte sie auch für das zweite, und, ob ich es zwar sonst für unmöglich hielt, dergleichen

zu finden, so brachte das Systematische, das die Zergliederung der vorher betrachteten Vermögen mich im menschlichen Gemüthe hatte entdecken lassen, und welches zu bewundern und, wo möglich, zu ergründen, mir noch Stoff genug für den Überrest meines Lebens an die Hand geben wird, mich doch auf diesen Weg, so dass ich jetzt drei Theile der Philosophie erkenne, deren jede ihre Principien *a priori* hat, die man abzählen und den Umfang der auf solche Art möglichen Erkenntniss sicher bestimmen kann — theoretische Philosophie, Teleologie, und praktische Philosophie, von denen freilich die mittlere als die ärmste an Bestimmungsgründen *a priori* befunden wird. Ich hoffe gegen Ostern mit dieser, unter dem Titel der Kritik des Geschmacks*, im Mscpt., obgleich nicht im Drucke fertig zu seyn.

Ihrem verehrungswürdigen Hrn. Schwiegervater bitte ich, neben der grössten Empfehlung, zugleich meinen innigsten Dank für das mannigfaltige Vergnügen zu sagen, das mir seine unnachahmlichen Schriften gemacht haben.

Wenn es Ihre Zeit erlaubt, darf ich denn wohl bitten, mir bisweilen einige Neuigkeiten aus der Gelehrten-Welt, von der wir hier ziemlich entfernt wohnen, zu berichten. Diese hat so gut ihre Kriege, ihre Alliancen, ihre geheimen Intriguen etc., als die politische. Ich kann und mag zwar das Spiel nicht mit machen, allein es unterhält doch, und

* Da die transcendentale Untersuchung des Geschmacks den wichtigeren Theil in dem Werke ausmacht, welches Kant hier bezeichnet, in der 1790 zuerst herausgegebenen Kritik der Urtheilskraft, so kann es uns nicht auffallen, dass Kant während der Bearbeitung jenen specielleren Titel zu wählen gedachte. Er sagt auch selbst in der Vorrede zur Kritik d. U., dass die Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust, welche den ästhetischen, den auf das Schöne und Erhabene in der Natur und Kunst gerichteten, Beurtheilungen angehört, das eigentlich Räthselhafte in dem Princip der Urtheilskraft sey, welches eine besondre Abtheilung in der Kritik für dieses Vermögen nothwendig mache, hingegen hätte die Abhandlung über die logische Beurtheilung der Natur nach Begriffen der Zweckmässigkeit (der zweite Abschnitt der K. d. U.) auch wohl der Kritik der reinen Vernunft angehängt werden können.

gibt bisweilen eine nützliche Richtung, davon etwas zu wissen.

Und nun wünsche ich herzlich, dass der Empfang dieses Briefes diejenige Neigung und Freundschaft gegen mich in Ihnen wecke, welche Ihre von der Trefflichkeit des Talents sowohl als des Herzens zeugenden Briefe, womit Sie mich so sehr als das Publicum verpflichteten, auch unbekannt in mir gewirkt haben, und bin mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w.

2.

Königsberg, d. 7. März 1788.

Nehmen Sie, theuerster Mann, meinen wärmsten Dank für die Bemühungen und sogar Verfolgungen an, die Sie für eine Sache übernehmen, zu deren Bearbeitung ich vielleicht den ersten Anlass gab, welche ihre Vollendung aber, ihre Aufhellung und Verbreitung von jüngeren, so geistvollen, zugleich aber auch so redlich gesinnten Männern, als sie in Ihrer Person angetroffen hat, erwarten muss. Es ist so was Einleuchtendes und Beliebttes, zugleich im Zusammenhange mit grossen Anwendungen Durchgedachtes, in Ihrer Darstellungsart, dass ich mich auf Ihre Einleitung* in die Kritik zum voraus freue. Herr Ulrich**

* Unter diesem Namen hatte Reinhold von seinem Plane der Theorie des Vorstellungsvermögens, mit dessen Ausführung er damals beschäftigt war, Kanten die erste Nachricht gegeben. Etwas später ward die Schrift, als unter Reinhold's Feder befindlich, mit dem Titel einer allgemeinen Theorie des Erkenntnissvermögens dem Publicum angekündigt (im Juniusstücke des d. Mercur 1788), deren Zweck sey, die beträchtlichsten unter den bisher gegen die Kritik der reinen Vernunft vorgebrachten Einwürfen ohne Polemik aufzulösen und dem Missverständnisse der Principien, als der gemeinschaftlichen Quelle derselben, in einem leicht verständlichen Vortrage zuvorzukommen.

** Johann August Heinrich Ulrich, dessen Colleague Reinhold seit einem halben Jahre war. Vermuthlich hatte Reinhold in seinem letzten Schreiben an Kant einen Punct berührt, über den sich folgende Äusserung in einem

arbeitet durch seine Oppositionsgeschäftigkeit wider seine eigene Reputation; wie denn seine letztere Ankündigung eines mit den alten gewöhnlichen Sophistereien aufgestutzten Naturmechanismus unter dem leeren Namen von Freiheit, seinen Anhang gewiss nicht vergrössern wird. Überhaupt ist es belehrend, wenigstens für diejenigen, die sich nicht gern in Controversen einlassen, beruhigend, zu sehen, wie die, welche die Kritik verwerfen, sich in der Art, wie es besser zu machen sey, gar nicht einigen können, und man hat nur nöthig, ruhig zuzusehen und allenfalls nur auf die Hauptmomente des Missverständes gelegentlich Rücksicht zu nehmen, übrigens aber seinen Weg unverändert fortzusetzen, um zu hoffen, dass sich nach und nach Alles in das rechte Gleis bequemen werde. Des Hrn. Prof. Jakob Anschlag*, ein zu diesen Prüfungen bestimmtes Journal zu Stande zu bringen, dünkt mich ein glücklicher Einfall zu seyn; wenn man zuvor, wegen der dabei anzu-

viel später von Kiel aus geschriebenen Briefe Reinhold's an einen Freund findet: „Als ich in Jena lebte, warnte einer meiner dortigen Collegen in seinen Vorlesungen seine Zuhörer gegen meine Lehre, berichtigte in ihnen und widerlegte jeden meiner Versuche, verunglimpfte mich auch wohl gelegentlich. Dagegen beobachtete ich das strengste Stillschweigen über den Mann und über seine Lehre, nicht nur, weil ich mir erwiesenes Unrecht nicht mit Unrecht erwidern wollte, sondern auch weil ich es für unzumässig und unanständig hielt, einen Lehrer und Bearbeiter meiner Wissenschaft vor den Richterstuhl der Lernenden und Anfänger vorzuführen.“ — Kant zielt auf die kleine Schrift, *Eleutheriologie* oder über Freiheit und Nothwendigkeit, welche von Ulrich 1788 in Jena herausgegeben worden zum Gebrauche seiner Vorlesungen in den Michaelisferien, mit einer Dedication an „die Lieblinge seiner Seele“, an seine Zuhörer. Ulrich tritt in ihr als Gegner der Kant'schen Theorie der Freiheit auf, und erklärt letztere unter andern durch die Verbesserblichkeit unsrer praktischen Erkenntnisse, welche selbst wieder von tausenderlei Umständen abhänge, die in der gesammten Verknüpfung der physischen Ursachen liegen; indem er von der Grundansicht ausgeht, dass alle menschlichen Kraftäusserungen durch eine durchgängige Naturnothwendigkeit bestimmt sind.

* Dieser Plan kam bekanntlich erst sieben Jahre später durch die Herausgabe der *Annalen der Philosophie und des philosophischen*

stellenden ersten Arbeiter, hinlänglich Abrede genommen haben würde. Denn, ohne hierbei einmal die Behauptung, oder deutlichere Bestimmung des vorliegenden Systems, zur eigentlichen Absicht zu machen, so wäre dieses eine noch nicht gesehene Veranlassung, nach einem regelmässigen Plane die streitigsten Punkte der ganzen speculativen Philosophie, sammt der praktischen, in ihren Principien durch und durch zu prüfen, wozu sich mit der Zeit manche im Stillen denkenden Köpfe gesellen würden, die sich nicht in weitläufige Arbeiten einlassen wollen und in kurzen Aufsätzen (die aber freilich meist lauter Kern und nicht so viel Schale seyn müssten) ihre Gedanken mitzutheilen sich nicht weigern würden. Vor der Hand würde ich Hrn. Prof. Bering in Marburg, auch allenfalls unsern Hofprediger Schultz zu Mitarbeitern vorschlagen. Persönlichkeiten müssten ganz wegfallen und Männern, die, wengleich ein wenig excentrisch, doch von anerkannter und bewährter Bedeutung sind, wie Schloßern und Jacobi, müsste daselbst auch ein Platz offen gelassen werden. Doch davon künftig ein Mehreres.

Ich bin dieses Sommersemestre sehr durch ungewohnte Arbeit, nämlich das Rectorat der Universität (welches, zusammen mit dem Decanat der philosoph. Facultät, mich in drei Jahren hinter einander zweimal getroffen hat) belästigt. Dessenungeachtet hoffe ich doch, meine Kritik des Geschmacks um Michael zu liefern und so mein kritisches Geschäft vollenden zu können. — Für die Bemühung, die Sie sich um meine im d. Mercur eingerückte ziemlich nüchterne Abhandlung gegeben haben, danke ich auf das verbindlichste; sie ist mit mehr Correctheit gedruckt, als sie verdient hat. Ihrem verehrungswürdigen Hrn. Schwiegervater, dessen Geist noch immer mit jugendlicher Lebhaftigkeit wirksam

Geistes zur Ausführung, als die Kant'sche Schule sich in Parteien gespalten hatte, die vor dem Erscheinen der Theorie des Vorstellungsvermögens nicht gehnet wurden, und als Reinhold's Elementarlehre gerade von den Kantianern der stricten Observanz die heftigsten Angriffe erlitt.

ist, bitte ich meine höchste Hochachtung und Ergebenheit zu versichern und mich jederzeit anzusehen als ganz den Ihrigen.

3.

Königsberg, d. 12. Mai 1789.

Den innigsten Dank, mein höchstschätzbarer und geliebtester Freund, für die Eröffnung Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich, die mir sammt Ihrem schönen Geschenk den Tag nach meinem Geburtstage richtig zu Händen gekommen ist! Das vom Hrn. Löwe, einem jüdischen Maler, ohne meine Einwilligung ausgefertigte Portrait* soll, wie meine Freunde sagen, zwar einen Grad Ähnlichkeit mit mir haben, aber ein guter Kenner von Malereien sagte beim ersten Anblick: „ein Jude malt immer wiederum einen Juden, wovon er den Zug an die Nase setzt.“ Doch hievon genug.

Mein Urtheil über Eberhard's neue Angriffe konnte ich Ihnen nicht früher zusenden, weil in unserem Laden nicht einmal alle drei erste Stücke seines Magazins zu haben waren und diese von mir nur im Publico haben aufgefunden werden können, welches die Beantwortung verspätet hat. — Dass Hr. Eberhard, wie mehrere Andere, mich nicht verstanden habe, ist das Mindeste, was man sagen kann (denn da könnte doch noch einige Schuld auf mir haften); aber dass er es sich auch recht angelegen seyn lassen, mich nicht zu verstehen und unverständlich zu machen, können zum Theil folgende Bemerkungen darthun.

Im ersten Stück des Magazins tritt er wie ein Mann auf, der sich seines Gewichts im philosophischen Publicum

* Reinhold hatte im März dieses Jahres einen Kupferstich durch Wieland erhalten, der nach dem hier erwähnten Gemälde gefertigt war, und als er bald hierauf an Kant ein Glückwünschungsschreiben zu dessen Geburtstage (zum zwei und zwanzigsten April) ergehen liess, ihm seine Freude über den Besitz desselben ausgesprochen.

bewusst ist, spricht von durch die Kritik bewirkten Sensationen, von sanguinischen Hoffnungen, die doch noch wären übertroffen worden, von einer Betäubung, in die Viele versetzt worden und von der sich Manche noch nicht erholen könnten (wie ein Mann, der fürs Theater, oder die Toilette schreibt, von seinem Nebenbuhler), und als einer, der satt ist, dem Spiele länger zuzusehen, entschliesst er sich, demselben ein Ende zu machen. Ich wünschte, dass dieser übermüthige Charletanston ihm ein wenig vorgerückt würde. Die drei ersten Stücke des Magazins machen für sich schon so ziemlich ein Ganzes aus, von welchem das dritte, von S. 307 an, den Hauptpunct meiner Einleitung in die Kritik angreift und S. 317 triumphirend schliesst: „So hätten wir also bereits etc.“ — Ich kann nicht unterlassen, hierüber einige Anmerkungen zu machen, damit derjenige, welcher sich bemühen will, ihn zurecht zu weisen, die Hinterlist übersehe, womit dieser in keinem Stücke aufrichtige Mann Alles, sowohl worin er selbst schwach, als wo sein Gegner stark ist, in ein zweideutiges Licht zu stellen aus dem Grunde versteht. Ich werde nur die Pagina der Stellen und den Anfang der letzteren mit einigen Worten anführen und bitte, das Übrige selbst nachzusehen. Die Widerlegung der einzigen 4ten Nummer des 3ten Stücks kann schon den ganzen Mann, seiner Einsicht sowohl als Charakter nach, kennbar machen. Meine Anmerkungen werden hauptsächlich S. 314 bis 319 gehen.

S. 314 — 15 heisst es: „Demnach wäre der Unterschied etc.“ bis: „wenn wir uns etwas Bestimmtes dabei denken sollen.“

Seine Erklärung eines synthetischen Urtheils *a priori* ist ein blosses Blendwerk, nämlich platte Tautologie. Denn in dem Ausdrücke eines Urtheils *a priori* liegt schon, dass das Prädicat desselben nothwendig sey. In dem Ausdrücke synthetisch, dass es nicht das Wesen, noch ein wesentliches Stück des Begriffs, welches dem Urtheile zum Subjecte dient, sey; denn sonst wäre es mit diesem identisch

und das Urtheil also nicht synthetisch. Was nun nothwendig mit einem Begriffe als verbunden gedacht wird, aber nicht durch die Identität, das wird durch das, was im Wesentlichen des Begriffes liegt, als etwas Anderes, d. i. als durch einen Grund, damit nothwendig verbunden gedacht; denn es ist einerlei zu sagen: das Prädicat wird nicht im Wesentlichen des Begriffes und doch durch dasselbe nothwendig gedacht, oder es ist in demselben (dem Wesen) gegründet, das heisst: es muss als Attribut des Subjects gedacht werden. Also ist jene vorgespiegelte grosse Entdeckung nichts weiter als eine schale Tautologie, wo, indem man die technischen Ausdrücke der Logik den wirklichen darunter gemeinten Begriffen unterschiebt, man das Blendwerk macht, als habe man wirklich einen Erklärungsgrund angegeben.

Aber diese vorgebliche Entdeckung hat noch den zweiten unverzeihlichen Fehler, dass sie, als angebliche Definition, sich nicht umkehren lässt. Denn ich kann allenfalls wohl sagen: Alle synthetische Urtheile sind solche, deren Prädicate Attribute des Subjects sind, aber nicht umgekehrt: ein jedes Urtheil, das ein Attribut von seinem Subject ausdrückt, ist ein synthetisches Urtheil *a priori*; denn es gibt auch analytische Attribute. Vom Begriffe eines Körpers ist Ausdehnung ein wesentliches Stück; denn es ist ein primitives Merkmal desselben, welches aus keinem anderen inneren Merkmal desselben abgeleitet werden kann. Die Theilbarkeit aber gehört zwar auch als nothwendiges Prädicat zum Begriffe eines Körpers, aber nur als ein solches subalternes, welches von jenem (Ausgedehntseyn) abgeleitet ist; ist also ein Attribut von Körper. Nun wird die Theilbarkeit nach dem Satze der Identität aus dem Begriffe des Ausgedehnten (als Zusammengesetzten) abgeleitet und das Urtheil, ein jeder Körper ist theilbar, ist ein Urtheil *a priori*, welches ein Attribut von einem Dinge zum Prädicat desselben (als Subjects) hat, und demnach kein synthetisches Urtheil; mithin ist die Eigenthümlichkeit des Prädicats in einem Urtheile, da es Attribut ist, ganz und

gar nicht tauglich dazu, synthetische Urtheile *a priori* von analytischen zu unterscheiden.

Alle dergleichen anfängliche Verirrungen, nachher vorsätzliche Blendwerke, gründen sich darauf, dass das logische Verhältniss von Grund und Folge mit dem realen verwechselt wird. Grund ist (im Allgemeinen) das, wodurch etwas Anderes (Verschiedenes) bestimmt gesetzt wird (*quo posito determinate ponitur aliud*). Folge (*rationatum*) ist, *quod non ponitur nisi posito alio*. Der Ausdruck *determinate* muss niemals in der Definition des Grundes mangeln. Denn auch die Folge ist etwas, wodurch, wenn ich es setze, ich zugleich etwas Anderes als gesetzt denken muss, nämlich sie gehört immer zu irgend Etwas als einem Grunde. Aber wenn ich Etwas als Folge denke, so setze ich nur irgend einen Grund, unbestimmt welchen. (Daher den hypothetischen Urtheilen die Regel zum Grunde liegt: *a positione consequentis ad positionem antecedentis non valet consequentia*.) Dagegen wenn der Grund gesetzt wird, die Folge bestimmt wird.

Der Grund muss also immer etwas Anderes als die Folge seyn, und wer zum Grunde nichts Anderes, als die gegebene Folge selbst anführen kann, gesteht, er wisse (oder die Sache habe) keinen Grund! Nun ist diese Verschiedenheit entweder bloß logisch (in der Vorstellungsart), oder real (in dem Objecte selbst). Der Begriff des Ausgedehnten ist von dem Begriffe des Theilbaren logisch verschieden; denn jener enthält zwar diesen, aber noch mehr dazu. In der Sache selbst aber ist doch Identität zwischen beiden; denn die Theilbarkeit liegt doch wirklich in dem Begriffe der Ausdehnung. Nun ist der reale Unterschied gerade derjenige, den man zum synthetischen Urtheile fodert. Die Logik, wenn sie sagt, dass alle (asser-torische) Urtheile einen Grund haben müssen, bekümmert sich um diesen Unterschied gar nicht und abstrahirt von ihm, weil er auf den Inhalt der Erkenntniss geht. Wenn man aber sagt: ein jedes Ding hat seinen Grund, so meint man allemal darunter den Realgrund.

Wenn nun Eberhard für die synthetischen Sätze überhaupt den Satz des zureichenden Grundes als Princip nimmt, so kann er keinen andern, als den logischen Grundsatz, verstehen, der aber auch analytische Gründe zulässt und allerdings aus dem Satze des Widerspruchs abgeleitet werden kann; wobei es aber eine grobe von ihm begangene Ungereimtheit ist, seine sogenannten nicht-identischen Urtheile auf den Satz des zureichenden Grundes, der doch nach seinem Geständniss selbst nur eine Folge vom Satze des Widerspruchs sey (welcher schlechterdings nur identische Urtheile begründen kann), als ihr Princip zurückzuführen.

Nebenbei merke ich nur an (um in der Folge auf Eberhard's Verfahren besser aufmerken zu können), dass der Realgrund wiederum zwiefach sey, entweder der formale (der Anschauung der Objecte), wie z. B. die Seiten des Triangels den Grund der Winkel enthalten, oder der materiale (der Existenz der Dinge), welcher letztere macht, dass das, was ihn enthält, Ursache genannt wird. Denn es ist sehr gewöhnlich, dass die Taschenspieler der Metaphysik, ehe man sich's versieht, die Volte machen und vom logischen Grundsätze des zureichenden Grundes zum transc. der Causalität überspringen und den letzteren als im ersteren schon enthalten annehmen. Das *nihil est sine ratione*, welches eben so viel sagt, als Alles existirt nur als Folge, ist an sich absurd: aber sie wissen diese Deutung zu übergehen. Wie denn überhaupt das ganze Capitel vom Wesen, Attribute etc. schlechterdings nicht in die Metaphysik (wohin es Baumgarten mit mehreren Andern gebracht hat), sondern blos für die Logik gehört. Denn das logische Wesen, nämlich das, was die ersten *constitutiva* eines gegebenen Begriffs ausmacht, ingleichen die Attribute, als *rationalata logica* dieses Wesens, kann ich durch die Zergliederung meines Begriffs in alles das, was ich darin denke, leicht finden: aber das Realwesen (die Natur), d. i. den ersten inneren Grund alles dessen, was einem gegebenen Dinge nothwendig zukommt, kann der

Mensch von gar keinem Objecte erkennen. Z. B. Von dem Begriffe der Materie machen Ausdehnung und Undurchdringlichkeit das ganze logische Wesen aus, nämlich Alles, was nothwendiger Weise und primitiv in meinem und jedes Menschen Begriffe davon enthalten ist. Aber das Realwesen der Materie, den ersten inneren hinreichenden Grund alles dessen, was nothwendig der Materie zukommt, zu erkennen, übersteigt bei weitem alles menschliche Vermögen und, ohne einmal auf das Wesen des Wassers, der Erde und jedes andern empirischen Objects zu sehen, so ist selbst das Realwesen von Raum und Zeit und der erste Grund, warum jenem drei, dieser nur Eine Abmessung zukomme, uns unerforschlich; eben darum, weil das logische Wesen analytisch, das Realwesen synthetisch und *a priori* erkannt werden soll, da dann ein Grund der Hypothesis der erste seyn muss, wobei wir wenigstens stehen bleiben müssen.

Dass die mathematischen Urtheile nichts als synthetische Attribute geben, kommt nicht daher, weil alle synthetische Urtheile *a priori* es bloß mit Attributen zu thun haben, sondern weil Mathematik nicht anders als synthetisch und *a priori* urtheilen kann. S. 314, wo Eberhard dergleichen Urtheile zum Beispiele anführt, sagt er wohlbedächtig: „Ob es dergleichen auch ausser der Mathematik gebe, mag vor der Hand ausgesetzt bleiben.“ Warum gab er unter den verschiedenen, die in der Metaphysik angetroffen werden, nicht wenigstens eins zur Vergleichung? Es muss ihm schwer geworden seyn, ein solches aufzufinden, was diese Vergleichung aushielte. Aber S. 319 wagt er es mit folgendem, von welchem er sagt, es ist augenscheinlich ein synthetischer Satz; aber er ist augenscheinlich analytisch und das Beispiel ist verunglückt. Es heisst: alles Nothwendige ist ewig; alle nothwendige Wahrheiten sind ewige Wahrheiten. Denn was das letztere Urtheil betrifft, so will es nichts weiter sagen, als: nothwendige Wahrheit ist auf keine zufällige Bedingungen (also auch nicht auf irgend eine Stelle in der Zeit) eingeschränkt;

welches mit dem Begriffe der Nothwendigkeit identisch ist und einen analytischen Satz ausmacht. Wollte er aber sagen, die nothwendige Wahrheit existirt wirklich zu aller Zeit, so ist das eine Ungereintheit, die man ihm nicht zumuthen kann. Den ersten Satz konnte er eben um deswillen nicht von der Existenz eines Dinges zu aller Zeit verstehen, sonst hätte der zweite damit gar keine Verbindung. (Anfänglich glaubte ich, die Ausdrücke: ewige Wahrheiten und im Gegensatze Zeitwahrheiten wären nur ein, obzwar in einer transcendentalen Kritik sehr ungeschickliches, Geziere oder Affectation mit tropischen Benennungen. Jetzt scheint es, Eberhard habe sie im eigentlichen Sinne genommen.)

S. 318 — 19 heisst es; „Hr. K. scheint blos die nicht nothwendigen Wahrheiten etc.“ — bis: „nur die Erfahrungsurtheile nothwendig.“ Hier ist nun ein so grober Missverstand, oder vielmehr eine vorsätzliche Unterschiebung einer falschen Vorstellungsart für die meinige, dass man sich schon zum voraus einen Begriff davon machen kann, wie genuin das Folgende ausfallen werde.

Es wird mehrmalen von den Gegnern gesagt: die Unterscheidung synthetischer Urtheile von analytischen sey sonst schon bekannt gewesen. Mag es doch! Allein, dass man die Wichtigkeit derselben nicht einsahe, kam daher, weil man alle Urtheile *a priori* zu der letzteren Art und blos die Erfahrungsurtheile zu den ersteren gerechnet zu haben scheint; dadurch denn aller Nutzen verschwand.

Und nun zum Schlusse. Hr. Eberhard sagt S. 316: „Man sucht vergebens bei Kant, was das Princip synthetischer Urtheile sey.“ Allein dieses Princip ist durch die ganze Kritik d. r. V. vom Cap.: „Vom Schematism der Urtheilskraft“ an, ganz unzweideutig angegeben, obgleich nicht in einer besonderen Formel aufgestellt. Es heisst: Alle synthetische Urtheile des theoretischen Erkenntnisses sind nur durch die Beziehung des gegebenen Begriffs auf eine Anschauung möglich. Ist das synthetische Urtheil ein Erfahrungsurtheil, so muss empirische Anschauung, ist

es aber ein Urtheil *a priori*, so muss ihm reine Anschauung zum Grunde gelegt werden. Diese letztere muss allen synthetischen Urtheilen *a priori* zum Grunde gelegt werden. Da es nun unmöglich ist (für uns Menschen), reine Anschauung zu haben (da kein Object gegeben ist), wenn sie nicht bloß in der Form des Subjects und seiner Vorstellungsreceptivität, der Fähigkeit, von Gegenständen afficirt zu werden, besteht, so kann die Wirklichkeit synthetischer Sätze *a priori* schon an sich hinreichend seyn, zu beweisen, dass sie nur auf Gegenstände der Sinne, und nicht weiter als auf Erscheinungen gehen können, ohne dass wir noch wissen dürfen, dass Raum und Zeit jene Formen der Sinnlichkeit und die Begriffe *a priori*, denen wir diese Anschauungen unterlegen, um synthetische Sätze *a priori* zu haben, Kategorien sind. Sind wir aber im Besitz der letztern und ihres Ursprungs, bloß aus der Form des Denkens, so werden wir überzeugt, dass sie für sich allein zwar gar kein Erkenntniss und, mit jenen Anschauungen, kein übersinnliches theoretisches Erkenntniss liefern, dass sie aber doch, ohne aus ihrem Kreise zu gehen, zu Ideen in praktischer Absicht gebraucht werden können, eben darum, weil die Begrenzung unseres Vermögens, unseren Begriffen objective Realität zu geben, weder die Grenze der Möglichkeit der Dinge ausmachen kann, noch auch des Gebrauchs der Kategorien als der Begriffe von Dingen überhaupt, in Ansehung des Übersinnlichen, welches wirklich-gegebene praktische Ideen der Vernunft begründen. Und so hat jenes Princip synthetischer Urtheile *a priori* eine unendlich grössere Fruchtbarkeit als das nichts bestimmende Princip des zureichenden Grundes, welches in seiner Allgemeinheit betrachtet bloß logisch ist.

*

*

*

Dies sind nun, würdiger Freund, meine Anmerkungen zu dem 3ten Stück des Eberh. Magazins, welche ich gänzlich Ihrem beliebigen Gebrauche überlasse. Die Delica-

tesse, die Sie sich bei Ihrer vorhabenden Arbeit* vorsetzen und die Ihrem bescheidenen Charakter so gemäss ist, könnte indessen gegen diesen Mann nicht allein unverdient, sondern auch nachtheilig seyn, wenn sie zu weit getrieben würde. Ich werde Ihnen nächstens den Nachtrag meiner Anmerkungen, das 2. Stück betreffend, zuzuschicken die Ehre haben, wo Sie eine wirkliche hämische Bosheit, doch zugleich mit Verachtung seiner Unwissenheit, aufgedeckt sehen werden und dass er jede Gelindigkeit als Schwäche vorzustellen geneigt ist, mithin nicht anders als so, dass ihm Ungereimtheit und Verdrehungen, als solche, vorge- rückt werden, in Schranken gehalten werden könne. Ich wünschte, dass Sie sich obiger Anmerkungen insgesamt als Ihres Eigenthums bedienen möchten, denn sie sind auch nur Winke, an dasjenige zu erinnern, was Ihr fleissiges Studium über diese Materien Sie schon vorlängst gelehrt hat. Indessen gebe ich Ihnen hiemit zugleich völlige Frei-

* Kant hat hier jene Absicht Reinhold's im Sinne, ohne Polemik die Gegner der Vernunftkritik zu widerlegen. Nun wünschte er damals, wie man sieht, dass Reinhold, zu dessen Darstellungsgabe er ein so grosses Vertrauen hegte, auf eine directe Weise die Eberhard'schen Angriffe zurückwiese, und er glaubte, für diese Unternehmung ihn sowohl mit Materialien unterstützen, als ihm die erforderliche, der Individualität Reinhold's so wenig zusagende, Schärfe und Strenge des Tones anempfehlen zu müssen. Da Reinhold diesem Wunsche nicht entsprach, so liess Kant durch die zu Ende des folgenden Briefes angedeuteten Rücksichten sich nicht abhalten, persönlich wider seinen Gegner im Felde zu erscheinen, und verfasste die 1792 zu Königsberg herausgegebene Streitschrift: „über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll.“ — Dessenungeachtet schienen mir die wichtigeren unter den für Reinhold geschriebenen Bemerkungen der Mittheilung würdig, theils weil es auch den Kennern der Fehde, die von den Vertheidigern der Leibnitzisch-Wolfschen Philosophie, und zwar vornämlich von dem Herausgeber des philosophischen Magazines, gegen die Kritische geführt wurde, nicht uninteressant seyn dürfte, hier die ersten Züge des Entwurfes zu jener polemischen Schrift Kant's zu erblicken, theils weil sie für manche der übrigen Leser als Erläuterungen Kant'scher Lehrbegriffe aus der eignen Feder des Meisters einen Werth haben möchten.

heit, auch meinen Namen hinzuzusetzen, wenn und wo es Ihnen gefällig ist.

Für Ihre schöne Schrift*, die ich noch nicht ganz durchzulesen die Zeit habe gewinnen können, sage ich den ergebensten Dank und bin sehr begierig auf Ihre Theorie des Vorstellungsvermögens, mit welcher sich meine Kritik der Urtheilskraft (von der die Kritik des Geschmacks ein Theil ist) auf derselben Michael-Messe zusammenfinden wird. An die Herren Schütz, Hufeland und Ihren würdigen Hrn. Schwiegervater meine ergebenste Empfehlung.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und wahrer Freundschaft etc.

4.

d. 19. Mai 1789.

Ich füge zu meinen, den 12. Mai überschickten, Bemerkungen, werthester Freund, noch diejenigen hinzu, welche die zwei ersten Stücke des phil. Magazins betreffen.

* * *

S. 156. „Das heisst nichts Anders als etc.“ Hier redet er von nothwendigen Gesetzen etc., ohne zu bemerken, dass in der Kritik eben die Aufgabe ist, zu zeigen, welche Gesetze die objectiv nothwendigen sind und wodurch man berechtigt ist, „sie, als von der Natur der Dinge geltend, anzunehmen,“ d. i. wie sie synthetisch und doch *a priori* möglich sind; denn sonst ist man in Gefahr, mit Crusius, dessen Sprache Eberhard an dieser Stelle führt, eine bloß subjective Nothwendigkeit aus Gewohnheit oder Unvermögen, sich einen Gegenstand auf andre Art fasslich zu machen, für objectiv zu halten.

* Ein von Reinhold ihm zugleich mit dem Geburtstagsschreiben übersandtes Exemplar der vor kurzem im d. Mercur erschienenen und aus ihm besonders abgedruckten Abhandlung über die bisherigen Schicksale der Kant'schen Philosophie.

S. 157—58. „Ich meines geringen Theils etc.“ Hier könnte man wohl fragen wie ein fremder Gelehrter, dem man den Hörsaal der Sorbonne mit dem Beisatz zeigte: Hier ist seit 300 Jahren disputirt worden: „Was hat man denn ausgemacht?“

S. 158. „Wir können an ihrer Erweiterung immer fortarbeiten — ohne uns — einzulassen. Auf die Art etc.“ Hier muss man ihn nun festhalten. Denn seine Declaration betrifft einen wichtigen Punct, nämlich ob Kritik d. V. vor der Metaph. vorhergehen müsse, oder nicht, und von S. 157 bis 159 beweist er seine verwirrte Idee von dem, warum es in der Kritik zu thun ist, zugleich aber auch seine Unwissenheit, da wo er mit Gelehrsamkeit paradiren will, so sehr, dass auch nur an dieser Stelle allein das Blendwerk, was er in Zukunft machen will, aufgedeckt wird. Er redet S. 157 von metaphysischer (im Anfange des Abschnitts von transscendentaler) Wahrheit und dem Beweise derselben, im Gegensatze mit der logischen Wahrheit und ihrem Beweise. Aber alle Wahrheit eines Urtheils, sofern sie auf objectiven Gründen beruht, ist logisch, das Urtheil selbst mag zur Physik, oder Metaphysik gehören. Man pflegt die logische Wahrheit der ästhetischen (die für die Dichter ist), z. B. den Himmel als ein Gewölbe und den Sonnenuntergang als Eintauchung ins Meer vorzustellen, entgegenzusetzen. Zu der letztern erfordert man nur, dass das Urtheil den allen Menschen gewöhnlichen Schein, mithin *Ubereinstimmung* mit subjectiven Bedingungen zu urtheilen, zum Grunde habe. Wo aber lediglich von objectiven Bestimmungsgründen des Urtheils die Rede ist, da hat noch Niemand zwischen geometrischer, physischer, oder metaphysischer — und logischer Wahrheit einen Unterschied gemacht.

Nun sagt er S. 158: „Wir können (an ihrer Erweiterung) immer fortarbeiten etc., ohne uns auf die transsc. Gültigkeit dieser Wahrheiten vor der Hand einzulassen.“ (Vorher S. 157 hatte er gesagt, das Recht auf die logische Wahrheit würde jetzt bezweifelt, und nun spricht er S. 158,

dass auf die transcend. Wahrheit (vermuthlich eben dieselbe, die er bezweifelt nennt) vor der Hand nicht nöthig sey sich einzulassen. Von der Stelle S. 158 an „Auf diese Art haben selbst die Mathematiker die Zeichnung ganzer Wissenschaften vollendet, ohne von der Realität des Gegenstandes derselben mit einem Worte Erwähnung zu thun u. s. w.“ zeigt er die grösste Unwissenheit, nicht bloß in seiner vorgeblichen Mathematik, sondern auch die gänzliche Verkehrtheit im Begriffe von dem, was die Kritik d. V. in Ansehung der Anschauung fodert, dadurch den Begriffen allein objective Realität gesichert werden kann. Daher muss man bei diesen, von ihm selbst angeführten, Beispielen etwas verweilen.

Hr. Eberhard will sich von der allem Dogmatism so lästigen, aber gleichwohl unnachlasslichen Forderung, keinem Begriffe den Anspruch auf den Rang von Erkenntnissen einzuräumen, wofern seine objective Realität nicht dadurch erhellt, dass der Gegenstand in einer, jenem correspondirenden, Anschauung dargestellt werden kann, dadurch losmachen, dass er sich auf Mathematiker beruft, die nicht mit einem Worte von der Realität des Gegenstandes ihrer Begriffe Erwähnung gethan haben sollen und doch die Zeichnung ganzer Wissenschaften vollendet hätten; eine unglücklichere Wahl von Beispielen zur Rechtfertigung seines Verfahrens hätte er nicht treffen können. Denn es ist gerade umgekehrt: sie können nicht den mindesten Ausspruch über irgend einen Gegenstand thun, ohne ihn (oder, wenn es bloß um Grössen ohne Qualität, wie in der Algebra, zu thun ist, die unter angenommenen Zeichen gedachten Grössenverhältnisse) in der Anschauung darzulegen. Er hat, wie es überhaupt seine Gewohnheit ist, anstatt der Sache selbst durch eigene Untersuchung nachzugehen, Bücher durchgeblättert, die er nicht verstand, und in Borelli, dem Herausgeber der *Conic. Apollonii* eine Stelle „*Subtilitatem enim — — delineandi*“ aufgetrieben, die ihm recht erwünscht in seinen Kram gekommen zu seyn scheint. Hätte er aber nur den mindesten Begriff

von der Sache, von der Borelli spricht, so würde er finden, dass die Definition, die Apollonius z. B. von der Parabel gibt, schon selbst die Darstellung eines Begriffs in der Anschauung, nämlich in dem unter gewissen Bedingungen geschehenden Schnitte des Kegels war und dass die objective Realität des Begriffs so hier, wie allerwärts in der Geometrie, die Definition, zugleich Construction des Begriffes sey. Wenn aber, nach der aus dieser Definition gezogenen Eigenschaft dieses Kegelschnittes, nämlich dass die Semiordinate die mittlere Proportionallinie zwischen dem Parameter und der Abscisse sey, das Problem aufgegeben wird: Der Parameter sey gegeben, wie ist eine Parabel zu zeichnen? (d. i. wie sind die Ordinaten auf den gegebenen Diameter zu appliciren?) so gehört dieses, wie Borelli mit Recht sagt, zur Kunst, welche als praktisches Corollarium aus der Wissenschaft und auf sie folgt; denn diese hat mit den Eigenschaften des Gegenstandes, nicht mit der Art, ihn unter gegebenen Bedingungen hervorzubringen, zu thun. Wenn der Cirkel durch die krumme Linie erklärt wird, deren Punkte alle gleich weit von einem (dem Mittelpuncte) abstehen: ist denn da dieser Begriff nicht in der Anschauung gegeben, obgleich der praktische daraus folgende Satz: einen Cirkel zu beschreiben (indem eine gerade Linie um einen festen Punct auf einer Ebene bewegt wird), gar nicht berührt wird? Eben darin ist die Mathematik das grosse Muster für allen synthetischen Vernunftgebrauch, dass sie es an Anschauungen nie fehlen lässt, an welchen sie ihren Begriffen objective Realität giebt, welcher Forderung wir im philosophischen und zwar theoretischen Erkenntniss nicht immer Genüge thun können, aber alsdann uns auch bescheiden müssen, dass unsere Begriffe auf den Rang von Erkenntnissen (der Objecte) keinen Anspruch machen können, sondern, als Ideen, blos regulative Principien des Gebrauchs der Vernunft in Ansehung der Gegenstände sind, die in der Anschauung gegeben sind, aber nie, ihren Bedingungen nach, vollständig erkannt werden können.

S. 163. „Nun kann dieser Satz (des zureichenden Grundes) nicht anders etc.“ Hier thut er ein Geständniss, welches vielen seiner Allirten im Angriffe der Kritik, nämlich den Empiristen, nicht lieb seyn wird, nämlich: dass der Satz des zureichenden Grundes nicht anders als *a priori* möglich sey, zugleich aber erklärt er, dass derselbe nur aus dem Satze des Widerspruches bewiesen werden könne, wodurch er ihn *ipso facto* blos zum Princip analytischer Urtheile macht und dadurch sein Vorhaben, durch ihn die Möglichkeit synthetischer Urtheile *a priori* zu erklären, gleich Anfangs zernichtet. Der Beweis fällt daher auch ganz jämmerlich aus. Denn indem er den Satz des z. G. zuerst als ein logisches Princip behandelt (welches auch nicht anders möglich ist, wenn er ihn aus dem *Principio Contradictionis* beweisen will), da er denn so viel sagt, als: „Jedes assertorische Urtheil muss gegründet seyn“, so nimmt er ihn im Fortgange des Beweises in der Bedeutung des metaphysischen Grundsatzes: „Jede Begebenheit hat ihre Ursache“, welcher einen ganz anderen Begriff vom Grunde, nämlich den des Realgrundes und der Causalität in sich fasst, dessen Verhältniss zur Folge keinesweges so, wie das des logischen Grundes, nach dem Satze des Widerspruches vorgestellt werden kann. Wenn nun S. 164 der Beweis damit anfängt: zwei Sätze, die einander widersprechen, können nicht zugleich wahr seyn, und das Beispiel S. 163, wo gesagt wird, dass eine Portion Luft sich gegen Osten bewege, mit jenem Vordersatze verglichen wird, so lautet die Anwendung des logischen Satzes des zureichenden Grundes auf dieses Beispiel so: der Satz: die Luft bewegt sich nach Osten, muss einen Grund haben; denn ohne einen Grund zu haben, d. i. noch eine andere Vorstellung als den Begriff von Luft und den von einer Bewegung nach Osten herbeizuziehen, ist jener in Ansehung dieses Prädicats ganz unbestimmt. Nun ist aber der angeführte Satz ein Erfahrungssatz, folglich nicht blos problematisch gedacht, sondern, als assertorisch, gegründet und zwar in der Erfahrung, als einer Erkenntniss durch

verknüpfte Wahrnehmungen. Dieser Grund ist aber mit dem, was in demselben Satze gesagt wird, identisch (nämlich ich spreche von dem, was gegenwärtig ist nach Wahrnehmungen, nicht von dem, was bloß möglich ist, nach Begriffen), folglich ein analytischer Grund des Urtheils, nach dem Satze des Widerspruchs, hat also mit dem Realgrunde, der das synthetische Verhältniss zwischen Ursache und Wirkung an den Objecten selbst betrifft, gar nichts gemein. Nun fängt also Eberhard von dem analytischen Princip des zureichenden Grundes (als logischem Grundsatz) an und springt zum metaphysischen, als solchen aber jederzeit synthetischen Princip der Causalität, von welchem in der Logik nie die Rede seyn kann, über, als ob er denselben bewiesen habe. Er hat also das, was er beweisen wollte, gar nicht, sondern etwas, worüber nie gestritten worden ist, bewiesen und eine grobe *fallaciam ignorationis Elenchi* begangen. Aber ausser dieser vorsätzlichen Hinhaltung des Lesers ist der Paralogism S. 163 „Wenn z. B.“ bis S. 164 „unmöglich ist etc.“ zu arg, als dass er nicht angeführt zu werden verdiente. Wenn man ihn in syllogistischer Form darstellt, so würde er so lauten: Wenn kein zureichender Grund wäre, warum ein Wind sich gerade nach Osten bewegte, so würde er eben so gut (statt dessen; denn das muss Eberhard hier sagen wollen, sonst ist die Consequenz des hypothetischen Satzes falsch) sich nach Westen bewegen können: Nun ist kein zureichender Grund etc. Also wird er sich eben so gut nach Osten und Westen zugleich bewegen können, welches sich widerspricht. Dieser Syllogism geht also auf vier Füßen.

Der Satz des zureichenden Grundes, so weit ihn Hr. Eberhard bewiesen hat, ist also immer nur ein logischer Grundsatz und analytisch. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet wird es nicht zwei, sondern drei erste logische Principien der Erkenntniss geben: 1) den Satz des Widerspruchs, von kategorischen, 2) den Satz des (logischen) Grundes, von hypothetischen, 3) den Satz der Eintheilung (der Ausschliessung des Mittleren zwischen zwei einander

contradictorisch entgegengesetzten) als den Grund disjunctiver Urtheile. Nach dem ersten Grundsatz müssen alle Urtheile erstlich, als problematisch (als blosser Urtheile), ihrer Möglichkeit nach, mit dem Satze des Widerspruchs, zweitens, als assertorisch (als Sätze), ihrer logischen Wirklichkeit, d. i. Wahrheit, nach, mit dem Satze des z. Grundes, drittens, als apodiktisch (als gewisse Erkenntniss), mit dem *princ. exclusi medii inter duo contrad.* in Übereinstimmung stehen; weil das apodiktische Fürwahrhalten nur durch die Verneinung des Gegentheils, also durch die Eintheilung der Vorstellung eines Prädicats in zwei contradictorisch entgegengesetzte und durch Ausschliessung des einen derselben gedacht wird.

S. 169 ist der Versuch zu beweisen, dass das Einfache, als das Intelligible, dennoch anschaulich gemacht werden könne, noch erbärmlicher als alles Uebrige ausgefallen. Denn er redet von der concreten Zeit, als von etwas Zusammengesetztem, dessen einfache Elemente Vorstellungen seyn sollen, und bemerkt nicht, dass, um die Succession jener concreten Zeit sich vorzustellen, man schon die reine Anschauung der Zeit, worin jene Vorstellungen sich succediren sollen, voraussetzen müsse. Da nun in dieser nichts Einfaches ist, welches der Autor unbildlich oder nicht-sinnlich nennt, so folgt daraus ungezweifelt, dass in der Zeitvorstellung überhaupt der Verstand über die Sphäre der Sinnlichkeit sich gar nicht erhebe. Mit seinen vorgeblichen ersten Elementen des Zusammengesetzten im Raume, nämlich dem Einfachen, S. 171, verstösst er so sehr wider Leibnitzens wahre Meinung, als gröblich wider alle Mathematik. Nun kann man aus dem bei S. 163 Angemerkten über den Werth von dem, was er von S. 244 bis 56 schreibt und der objectiven Gültigkeit seines logischen Satzes vom zureichenden Grunde urtheilen. Er will S. 156 aus der subjectiven Nothwendigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde (den er nunmehr als Princip der Causalität vorstellt) von den Vorstellungen, daraus er besteht, und ihrer Verbindung schliessen: dass der Grund davon nicht bloß im

Subject, sondern in den Objecten liegen müsse; wiewohl ich zweifelhaft bin, ob ich ihn in dieser verwirrten Stelle verstehe. Aber was hat er nöthig, solche Umschweife zu machen, da er ihn aus dem Satze des Widerspruchs abzuleiten vermeint?

Ich weiss nicht, ob ich in meinem vorigen Briefe von der (S. 272 „Ich muss hier ein Beispiel brauchen“ bis S. 274 „keine Realität haben?“) seltsamen und gänzlich allen Streit mit diesem Manne aufzuheben berechtigenden Missverstehung, oder Verdrehung, meiner Erklärung der Vernunftideen, denen angemessen keine Anschauung gegeben werden kann und überhaupt des Übersinnlichen Erwähnung gethan habe. Er gibt nämlich vor, der Begriff eines Tausendecks sey dergleichen und gleichwohl könne man viel von ihm mathematisch erkennen. Nun ist das eine so absurde Verkennung des Begriffs vom Übersinnlichen, dass ein Kind sie bemerken kann. Denn es ist ja die Rede von der Darstellung in einer uns möglichen Anschauung, nach der Realität unserer Sinnlichkeit, der Grad derselben, in der Einbildungskraft das Mannigfaltige zusammenzufassen, mag auch so gross oder klein seyn, wie er wolle, so dass, wenn uns auch etwas für ein Millioneck gegeben wäre und wir den Mangel einer einzigen Seite nicht geradezu beim ersten Anblicke bemerken könnten, diese Vorstellung doch nicht aufhören würde, sinnlich zu seyn und die Möglichkeit der Darstellung des Begriffs von einem Tausendeck in der Anschauung die Möglichkeit dieses Objects selbst in der Mathematik allein begründen kann; wie denn die Construction desselben nach allen seinen Requisiten vollständig vorgeschrieben werden kann, ohne sich um die Grösse der Messschnur zu bekümmern, die erforderlich seyn würde, um diese Figur nach allen ihren Theilen für eines Jeden Auge merklich zu machen. — Nach dieser falschen Vorstellungsart kann man den Mann beurtheilen.

Ich begnüge mich mit diesen wenigen Bemerkungen, wovon ich bitte nach Ihrem Gutbefinden, aber, wo möglich, auf eine nachdrückliche Art, Gebrauch zu machen. Denn Bescheidenheit ist von diesem Manne, dem Grossthun zur Maxime geworden ist, sich Ansehen zu erschleichen, nicht zu erwarten. Ich würde mich namentlich in einen Streit mit ihm einlassen, aber, da mir dieses alle Zeit, die ich darauf anzuwenden denke, um meinen Plan zu Ende zu bringen, rauben würde, zudem das Alter mit seinen Schwächen schon merklich eintritt, so muss ich meinen Freunden diese Bemühung überlassen und empfehlen, im Fall dass sie die Sache selbst der Vertheidigung werth halten. Im Grunde kann mir die allgemeine Bewegung, welche die Kritik nicht allein erregt hat, sondern noch erhält, sammt allen Alliancen, die wider sie gestiftet werden (wiewohl die Gegner derselben zugleich unter sich uneinig sind und bleiben werden), nicht anders als lieb seyn; denn das erhält die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Auch geben die unaufhörlichen Missverständnisse oder Missdeutungen Anlass, den Ausdruck hin und wieder bestimmter zu machen, der zu einem Missverstände Anlass geben könnte: und so fürchte ich am Ende nichts von allen diesen Angriffen, ob man gleich sich dabei ganz ruhig verhielte. Allein einen Mann, der aus Falschheit zusammengesetzt ist und mit allen den Kunststücken, z. B. der Berufung auf missgedeutete Stellen berühmter Männer, wodurch bequeme Leser eingenommen werden können, um ihm blindes Zutrauen zu widmen, bekannt und darin durch Naturell und lange Gewohnheit gewandt ist, gleich zu Anfang seines Versuchs in seiner Blösse darzustellen, ist Wohlthat fürs gemeine Wesen. Feder ist bei aller seiner Eingeschränktheit doch ehrlich; eine Eigenschaft, die jener in seine Denkungsart nicht aufgenommen hat.

Ich empfehle mich Ihrer mir sehr werthen Freundschaft und Zuneigung mit der grössten Hochachtung u. s. w.

5.

Königsberg, d. 1. Decbr. 1789.

Ihre schätzbare Abhandlung vom Vorstellungsvermögen, werthester Freund, ist mir sicher zu Händen gekommen. Ich habe sie stückweise in so fern hinreichend beurtheilen können, dass ich die neuen Wege, um zur völligen Aufklärung dieser verwickelten Materie zu gelangen, nicht verkannt habe, aber nicht genug, um ein Urtheil über das Ganze fällen zu können. Das Letztere behalte ich mir für die bevorstehenden Weihnachtsferien vor. Sie scheinen mir, theurer Mann, meinen Aufschub für Gleichgültigkeit zu nehmen und als ob Ihre von mir, ihrer Klarheit und Bündigkeit wegen, immer vorzüglich geschätzten und bewunderten Arbeiten bei mir nur eine Stelle im Bücherschranke finden dürften, ohne dass ich Zeit fände, sie durchzudenken und zu studiren. Wie ist es möglich, dieses von dem zu vermuthen, der von der Helligkeit und Gründlichkeit Ihrer Einsichten diejenige Ergänzung und lichtverbreitende Darstellung hofft, die er selbst seinen Arbeiten nicht geben kann. Es ist schlimm mit dem Altwerden. Man wird nach und nach genöthigt, mechanisch zu Werke zu gehen, um seine Gemüths- und Leibeskräfte zu erhalten. Ich habe es seit einigen Jahren für mich nothwendig gefunden, den Abend niemals einem zusammenhängenden Studio, es sey über ein Buch im Lesen desselben, oder zu eigener Ausarbeitung zu widmen, sondern nur durch einen Wechsel der Dinge, mit denen ich mich unterhalte, es sey im Lesen, oder Denken, mich abgebrochen zu beschäftigen, um meine Nachtruhe nicht zu schwächen; wogegen ich früh aufstehe und den ganzen Vormittag beschäftigt bin, von dem mir doch ein Theil durch Vorlesungen weggenommen wird. Im 66sten Lebensjahre fallen überdem subtile Nachforschungen immer schwerer und man wünscht von ihnen ausruhen zu dürfen, wenn man sich nur so glücklich findet, dass Andere sie aufnehmen und fortsetzen möchten. Das Letztere glaube ich in Ihrer Person zu finden, wofür ich Ihnen, so wie es das Publicum auch seyn wird, lebhaft verbunden bin. — Ich habe etwas über Eberhard unter

der Feder. Dieses und die Kritik der Urtheilskraft wird hoffentlich Ihnen um Ostern zu Handen kommen. — Mein Freund Kraus * macht Ihnen seine verbindliche Empfehlung. Ich muss es von seiner für jetzt gegen alle speculative Grübeleien gestimmten Laune abwarten, dass sie sich von selbst abändere; da alsdann Ihre Arbeit die erste seyn würde, die er in Überlegung zöge.

Übrigens beharre ich mit innigster Hochachtung und Liebe etc.

6.

Königsberg, d. 21. Jan. 1791.

Wie können Sie mich, theuerster Mann, auch nur einen Augenblick in Verdacht haben, dass meine Unterlassungsünden, deren ich viele auf meiner Rechnung habe, irgend einer Abneigung, ja gar auch nur der mindesten Kaltsinnigkeit gegen Sie, die mir, wer weiss wer meiner blos nachbetenden Anhänger, eingeflösst haben sollte, zuzuschreiben wären, da, wenn es auch nicht die Herzensneigung gegen einen so liebens- und hochachtungswürdigen Mann thäte, mich schon das Verdienst, welches Sie um die Aufhellung, Bestärkung und Verbreitung meiner geringen Versuche haben, zu Dankbarkeit verbinden müsste und ich mich selbst verachten würde, wenn ich an dem Spiele der Eifersucht und Rechthaberei im Felde der Speculation mehr Interesse nähme, als an den rechtschaffenen Gesinnungen der Mitwirkung zu Allem, was gut und selbstständig ist, wozu das volle Zutrauen und die Herzensvereinigung zwischen Wohldenkenden, selbst bei grosser Verschiedenheit der

* Christian Jakob Kraus, Professor der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften an der Universität zu Königsberg, dessen nachgelassene philosophische Schriften in zwei Bänden 1812 zu Königsberg herausgegeben sind von dem Geheimen Staatsrathe H. von Auerswald, begleitet mit einer Vorrede und einer beigelegten Abhandlung von Herbart.

Meinungen (welches zwischen uns doch der Fall nicht ist), nöthwendig gehört. Ach, wenn es für uns ein Verhältniss der wechselseitigen Mittheilung durch den Umgang gäbe, welche Süßigkeit des Lebens würde es für mich seyn, mit einem Manne, dessen Geistes- und Seelenstimmung der seines Freundes Erhard* gleichförmig ist, uns über das Nichts menschlicher Eitelkeit wegzusetzen und unser Leben wechselseitig in einander zu geniessen? Aber nun durch Briefe! Lassen Sie mich Ihnen meine Saumseligkeit in Ansehung derselben, die Nachlässigkeit zu seyn scheint, aber es nicht ist, erklären.

Seit etwa zwei Jahren hat sich mit meiner Gesundheit, ohne sichtbare Ursache und ohne wirkliche Krankheit (wenn ich einen etwa 3 Wochen dauernden Schnupfen ausnehme), eine plötzliche Revolution zugetragen, welche meine Appetite in Ansehung des gewohnten täglichen Genusses schnell umstimmte, wobei zwar meine körperlichen Kräfte und Empfindungen nichts litten, allein die Disposition zu Kopfarbeiten, selbst zu Lesung meiner Collegien,

* Johann Benjamin Erhard, geboren 1766 zu Nürnberg, Königl. preussisch. Geheimer Medicinalrath und praktischer Arzt in Berlin; als Anhänger der kritischen Philosophie und als scharfsinniger Denker durch mehrere philosophische Abhandlungen bekannt. Auf einer Reise, die er 1791 durch ganz Deutschland und bis nach Kopenhagen hin machte, verweilte er mehrere Wochen in Königsberg, um Kant's persönlichen Umgang zu geniessen. Wir ersehen aus dieser Aeußerung Kant's über ihn, wie sehr er dessen Zuneigung gewonnen und höchst ehrenvoll für den damals fünf und zwanzigjährigen jungen Mann spricht sich dies auch in folgenden Worten aus, die Kant in December dieses Jahres an Erhard schrieb, und die letzterer abschriftlich meinem Vater mittheilte: „warum fügte es das Schicksal nicht, Sie in meine Nähe zu bringen, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünsche?“ Vor der erwähnten Reise lebte er eine geraume Zeit in Jena und ward ein vertrauter Freund meines Vaters, zeigte sich auch als Vertheidiger der Theorie des Vorstellungsvermögens in der Prüfung einer Beurtheilung der Reinhold'schen Elementarphilosophie welche als Anhang zu Reinhold's Abhandlung über das Fundament des philosophischen Wissens gedruckt ward.

eine grosse Veränderung erlitt. Nur zwei bis drei Stunden Vormittags kann ich zu den ersteren anhaltend anwenden, da sie dann durch eine Schläfrigkeit (ungeachtet des besten gehabten Nachtschlafs) unterbrochen wird und ich genöthigt werde, nur mit Intervallen zu arbeiten, mit denen die Arbeit schlecht fortrückt und ich auf gute Laune harren und von ihr profitiren muss, ohne über meinen Kopf disponiren zu können. Es ist, denke ich, nichts, als das Alter, welches einem früher, dem andern später Stillstand auferlegt, mir aber desto unwillkommener ist, da ich jetzt der Beendigung meines Planes entgegen zu sehen glaubte. Sie werden, mein gütiger Freund, hieraus leicht erklären, wie diese Benutzung jedes günstigen Augenblicks in solcher Lage manchen genommenen Vorsatz, dessen Ausführung nicht eben pressant zu seyn scheint, dem fatalen Aufschub, der die Natur hat, sich immer selbst zu verlängern, unterwerfen könne.

Ich gestehe es gern und nehme mir vor, es gelegentlich öffentlich zu gestehen, dass die aufwärts noch weiter fortgesetzte Zergliederung des Fundaments des Wissens, sofern es in dem Vorstellungsvermögen als einem solchen überhaupt und dessen Auflösung besteht, ein grosses Verdienst um die Kritik der Vernunft sey, sobald mir nur das, was mir jetzt noch dunkel vorschwebt, deutlich geworden seyn wird; allein ich kann doch auch nicht, wenigstens in einer vertrauten Eröffnung gegen Sie nicht, bergen, dass sich durch die abwärts fortgesetzte Entwicklung der Folgen, aus den bisher zum Grunde gelegten Principien, die Richtigkeit derselben bestätigen und bei derselben, nach dem vortrefflichen Talent der Darstellung, welches Sie besitzen, gelegentlich in Anmerkungen und Episoden so viel von Ihrer tieferen Nachforschung anbringen lasse, als zur gänzlichen Aufhellung des Gegenstandes nöthig ist, ohne die Liebhaber der Kritik zu einer so abstracten Bearbeitung als einem besonderen Geschäfte zu nöthigen und eben dadurch Viele abzuschrecken. — Dieses war bisher mein Wunsch, ist aber weder jetzt mein Rath, noch weniger

aber ein darüber ergangenes und Anderen, zum Nachtheil Ihrer verdienstvollen Bemühungen, mitgetheiltes Urtheil. — Das Letztere werde ich noch einige Zeit aufschieben müssen, denn gegenwärtig bin ich mit einer zwar kleinen, aber doch Mühe mächenden Arbeit*, ingleichen dem Durchgehen der Kritik der Urtheilskraft für eine zweite, auf nächste Ostern herauskommende, Auflage, ohne die Universitätsbeschäftigungen einmal zu rechnen, für meine jetzt nur geringen Kräfte mehr als zu viel belästigt und zerstreut.

Behalten Sie mich ferner in Ihrer gütigen Zuneigung, Freundschaft und offenherzigem Vertrauen, deren ich mich nie unwürdig bewiesen habe, noch jemals beweisen kann, und knüpfen Sie mich mit an das Band, welches Sie und Ihren lauterer, fröhlichen und geistreichen Freund Erhard vereinigt, und welches die, wie ich mir schmeichle, gleiche Stimmung unserer Gemüther lebenslang unaufgelöst erhalten wird.

Ich bin mit der zärtlichsten Ergebenheit und vollkommener Hochachtung etc.

7. Königsberg, d. 8. Mai 1793.

Ihren liebevollen Brief vom 21. Januar, theuerster Herzensfreund, werde ich jetzt noch nicht beantworten. Ich habe Ihrer gütigen Besorgung noch Briefe an D. Erhard und Baron von Herbert** anzuempfehlen, die ich,

* Welche Schrift Kant hier andeutet, dies erhellt sogleich aus dem folgenden Briefe, mit dem er sie an Reinhold übersandte.

** Franz Paul Freiherr von Herbert in Klagenfurth, ein Freund Reinhold's und Theilnehmer an seinen Bemühungen für die kritische Philosophie, hatte mehrere Jahre, bis 1790, in Jena sich aufgehalten. Ihm hat Reinhold seine Schrift über das F. d. ph. W. dedicirt, mit den hinzugefügten Worten: „zum Andenken der seligen Tage, die wir gemeinschaftlich im Streben nach Wahrheit verlebt.“

sammt meiner schuldigen Antwort, innerhalb 14 Tagen abgehen zu lassen gedenke.

Bei dem Empfang der Abhandlung*, die ich die Ehre habe diesem Briefe beizufügen, wird es Sie befremden, welche Ursache ich damals, als ich deren erwähnte, haben konnte, damit geheim zu thun. Diese bestand darin, dass die Censur des zweiten Stücks derselben, das in die Berliner M. S. hatte kommen sollen, dort Schwierigkeiten fand, welche mich nöthigten, sie, ohne weiter davon zu erwähnen, anderwärts drucken zu lassen.

Ihr gütiges Versprechen der gelegentlichen Mittheilung einiger literarischer Geschichten, nehme ich mit sehr grossem Dank an, worunter mir die von dem starken Anwachs der Zahl Ihrer, die Philosophie lernenden, Zuhörer schon viel Vergnügen macht, welches aber durch die Nachricht von Ihrer befestigten Gesundheit sehr erhöht werden würde. Doch Ihre Jugend gibt mir dazu die beste Hoffnung, wenn sich damit die philosophische Gleichgültigkeit gegen das, was nicht in unserer Gewalt ist, verbindet, die allein in das Bewusstseyn seiner Pflichtbeobachtung den wahren Werth des Lebens setzt, zu welcher Beurtheilung uns endlich die lange Erfahrung von der Nichtigkeit alles anderen Genusses zu bringen nicht ermangelt.

Indem ich das Uebrige, was noch zu sagen wäre, meinem nächsten Briefe vorbehalte, empfehle ich mich jetzt Ihrem ferneren Wohlwollen etc.

* Kant's Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. Die erste der vier Abhandlungen, aus denen das Werk besteht: „von der Einwohnung des bösen Principis neben dem guten, oder von dem radicalen Bösen in der menschlichen Natur,“ war im Aprilstück der Berliner Monatsschrift 1792 erschienen.

Königsberg, d. 28. März 1794.

Theuerster Freund.

Mit dem herzlichsten Wunsche, dass Ihre Entschliessung, den Platz der Verbreitung Ihrer gründlichen Einsichten zu verändern, Ihnen selbst eben so erspriesslich und für alle Ihre Wünsche so befriedigend seyn möge, als sie gewiss denen seyn wird, zu welchen Sie übergehen, verbinde ich noch denjenigen, auch mit mir nicht unzufrieden zu seyn, obzwar ich dazu, dem Ansehen nach, Ursache gegeben habe, wegen Nichterfüllung meines Versprechens, die Anforderung betreffend, Ihre vortrefflichen, mir angezeigten, Briefe*, vornämlich die Principien des Naturrechtes angehend (als worin ich im Wesentlichen mit Ihnen übereinstimme), durchzugehen und Ihnen mein Urtheil darüber zu eröffnen. Dass dieses nun nicht geschehen ist, daran ist nichts Geringeres Schuld, als mein Unvermögen! — Das Alter hat in mir, seit etwas mehr als drei Jahren, nicht etwa eine besondere Veränderung im Mechanischen meiner Gesundheit, noch auch eine grosse Abstumpfung der Gemüthskräfte, und ein merkliches Hinderniss, den Gang meines Nachdenkens, den ich einmal nach einem gefassten Plane eingeschlagen, fortzusetzen, sondern vornämlich eine mir nicht wohl erklärliche Schwierigkeit bewirkt, mich in die Verkettung der Gedanken eines Anderen hineinzudenken, und so dessen System, bei beiden Enden gefasst, reiflich beurtheilen zu können (denn mit allgemeinem Beifall oder Tadel ist doch Niemandem gedient). Dies ist auch die Ursache, weswegen ich wohl allenfalls Abhandlungen aus meinem eigenen Fonds herausspinnen kann: was aber z. B. ein Maimon mit seiner Nachbesserung der kritischen Philosophie (dergleichen die Juden gern versuchen, um sich

* Kant spricht von dem zweiten 1792 herausgekommenen Bande der Briefe über die Kant'sche Philosophie, der unter andern den Versuch einer eigenthümlichen neuen Darstellung der Grundbegriffe und Grundsätze der Moral und des Naturrechtes enthält, über welchen Reinhold vornämlich Kant's Urtheil zu erfahren wünschte.

auf fremde Kosten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben) eigentlich wolle, nie recht habe fassen können und dessen Zurechtweisung Anderen überlassen muss. — Dass aber auch an diesem Mangel körperliche Ursachen Schuld seyen, schliesse ich daraus, dass er sich von einer Zeit her datirt, vor etwas mehr als drei Jahren, da ein Wochen lang anhaltender Schnupfen eine schleimichte Materie verrieth, die, nachdem jener aufgehört hat, sich nun auf die zum Haupt führenden Gefässe geworfen zu haben scheint, deren stärkere Absonderung, durch dasselbe Organ, wenn ein glückliches Niesen vorhergeht, mich sogleich aufklärt, bald darauf aber durch ihre Anhäufung wiederum Umnebelung eintreten lässt. Sonst bin ich für einen 70jährigen ziemlich gesund. — Dies Bekenntniss, welches einem Arzt gethan, ohne Nutzen seyn würde, weil er wider die Folgen des Alters nicht helfen kann, wird mir hoffentlich in Ihrem Urtheile über meine wahrhaftig freundschaftlich-ergebene Gesinnung den gewünschten Dienst thun.

*

*

*

9.

Königsberg, d. 1. Juli 1795.

Ihre werthe Zuschrift, welche mir der sehr schätzenswürdige Herr Graf v. Purgstall* einhändigte, hat mir die Freude gemacht, zu sehen, dass Ihre Äusserung einer gewissen Unzufriedenheit über mein Stillschweigen in Ansehung Ihrer Fortschritte, die kritische Philosophie, aufwärts, bis zu der Grenze ihrer Principien vollständig zu machen, keinen wahren Unwillen zum Grunde gehabt hat, sondern Sie noch wie vor mir Ihre Freundschaft erhalten. Mein Alter und einige davon unzertrennliche körperliche

* Nachdem der Graf, wie in der Biographie angeführt worden, im Frühlinge 1794 Reinhold nach Kiel begleitet hatte, brachte er noch ein volles Jahr an seiner Seite zu. Darauf beschloss er, von Kiel nach Königsberg zu reisen, einzig in der Absicht, um Kant persönlich kennen zu lernen, und nahm an ihn ein Empfehlungsschreiben von Reinhold mit.

Ungemächlichkeiten machen es mir zur Nothwendigkeit, alle Erweiterung dieser Wissenschaft nun schon meinen Freunden zu überlassen und die wenigen Kräfte, die mir noch übrig sind, auf die Anhänge dazu, welche ich noch in meinem Plane habe, obgleich langsam zu verwenden.

Erhalten Sie mich, theuerster Mann, in Ihrer Freundschaft und seyn Sie versichert, dass ich an Allem, was Sie betrifft, jederzeit die grösste Theilnahme haben werde, als etc.

8.

A n

Fr. Heinr. Jacobi

in Pempelfort.

1789*.

Königsberg, d. 1. Octbr. 1789.

Wohlgeborner u. s. f.

Das mir vom Herrn Grafen v. Windisch-Grätz zugedachte Geschenk mit seinen philosophischen Schriften ist mir durch Ew. Wohlgeb. gütige Vermittelung, und des Herrn Geb. Commerzienrath Fischer Bestellung, richtig zu Händen gekommen; wie ich dann auch die erste Ausgabe der *Hist. métaphysique* durch den Buchhändler Sixt richtig erhalten habe.

Ich bitte, diesem Herrn gelegentlich meinen ergebensten Dank, zugleich aber die grösste Hochachtung für sein Talent als Philosoph, in Verbindung mit der edelsten Denkart eines Weltbürgers zu versichern. In der letzten Schrift ist es mir erfreulich, den Herrn Grafen von selbst und zu gleicher Zeit, was ich auf schulgerechte Art zu bewirken suchte, mit der Klarheit und Annehmlichkeit des Vortrages, die den Mann von der grossen Welt auszeichnet, bearbeiten zu sehen; nämlich die edlern Triebfedern in der menschlichen Natur, die so lange mit den physischen vermischt, oder gar verwechselt, die Wirkung gar nicht gehabt haben, die man von ihnen mit Recht erwarten kann, in ihrer Reinigkeit herzustellen und in Spiel zu setzen, eine Unterneh-

* Dieser Brief ist bereits in Jacobi's Werken, Bd. III. 520—24 abgedruckt.

mung, die ich mit der grössten Sehnsucht vollendet zu sehen wünschte, da sie offenbar mit den beiden andern Schriften (der von geheimen Gesellschaften und der von der freiwilligen Abänderung der Constitution in Monarchien) in einem System zusammenhängt, und die letztere zum Theil als weiser Rath für Despoten, in der grossen Krisis von Europa von grosser Wirkung seyn muss. Noch hat kein Staatsmann so hoch hinauf die Principien zur Kunst Menschen zu regieren gesucht, oder auch nur zu suchen verstanden.

Für Ew. Wohlgeb. schönes mir zugeschicktes Werk über die Lehre von Spinoza, neueste Ausgabe, sage ich gleichfalls den ergebensten Dank. Sie haben sich dadurch das Verdienst erworben, zuerst die Schwierigkeiten in ihrer grössten Klarheit darzustellen, welche den teleologischen Weg zur Theologie umgeben und vermuthlich Spinoza zu seinem System vermocht haben. Mit raschen Schritten auf Unternehmungen zu einem grossen, aber weit entfernten Ziele ausgehen, ist der gründlichen Einsicht zu aller Zeit nachtheilig gewesen. Der die Klippen zeigt, hat sie darum doch nicht hingestellt, und ob er gleich gar die Unmöglichkeit behauptet, zwischen denselben mit vollen Segeln (des Dogmatismus) durchzukommen, so hat er darum doch nicht alle Möglichkeit einer glücklichen Durchfahrt abgeleugnet. Ich finde nicht, dass Sie hiezu den Compass der Vernunft unnöthig, oder gar irreleitend zu seyn urtheilen. Etwas, was über die Speculation hinzukommt, aber doch immer in ihr, der Vernunft selbst, liegt, und was wir zwar (mit dem Namen der Freiheit, einem übersinnlichen Vermögen der Causalität in uns) zu benennen, aber nicht zu begreifen wissen, ist das nothwendige Ergänzungsstück derselben. Ob nun Vernunft, um zu diesem Begriff des Theismus zu gelangen, nur durch Etwas, was allein Geschichte lehrt, oder nur durch eine uns unerforschliche übernatürliche innere Einwirkung, habe erweckt werden können, ist eine Frage, welche blos eine Nebensache, nämlich das Entstehen und Aufkommen dieser Idee betrifft.

Denn man kann eben so wohl einräumen, dass, wenn das Evangelium die allgemeinen sittlichen Gesetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hätte, die Vernunft bis jetzt sie nicht in solcher Klarheit würde eingesehen haben, obgleich, da sie einmal da sind, man einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit (anjetzt) durch die blosse Vernunft überzeugen kann. — Den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in Herder's Gott haben Sie aufs gründlichste widerlegt

Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wissenschaft und Rechtschaffenheit mit Achtung zu begegnen, so weit wir auch in Meinungen auseinander seyn mochten. Aus diesem Gesichtspuncte werden Sie auch meinen Aufsatz in der Berlin. M. Sch. über das Sich Orientiren beurtheilen, zu der mich die Aufforderung von verschiedenen Orten, mich vom Verdachte des Spinozismus zu reinigen, wider meine Neigung genöthigt hat, und worin Sie, wie ich hoffe, auch keine Spur einer Abweichung von jenen Grundsätzen antreffen werden. Andere Ausfälle auf Ihre und einige Ihrer würdigen Freunde Behauptungen habe ich jederzeit mit innerem Schmerz wahrgenommen, und auch dawider Vorstellungen gethan. Ich weiss aber nicht, wie an sich guten und auch verständigen Männern öfters der Kopf gestellt ist, dass sie ein Verdienst darin setzen, was, wenn es gegen sie geschehe, ihnen höchst unbillig dünken würde. — Doch das wahre Verdienst kann durch solche auf dasselbe geworfene Schatten an seinem selbstleuchtenden Glanze nicht verlieren, und wird dennoch nicht verkannt werden.

Ich wünsche, dass Ew. Wohlgeboren mit fröhlichem Gemüth in guter Gesundheit Ihrer Lieblings-Beschäftigung, der edelsten unter allen, nämlich dem Nachdenken über die ersten Principien dessen, worauf allgemeines Menschenwohl beruht, noch lange Jahre nachzuhängen vom Schicksal begünstigt werden mögen, und bin übrigens mit der vorzüglichsten Hochachtung u. s. w.

9.

An

Dr. Joh. Benjamin Erhard

in Berlin.

1792—99*.

Königsberg, d. 21. December 1792.

Innigst geliebter Freund!

Dass Sie das Ausbleiben meiner über ein Jahr lang schuldigen Antwort mit einigem Unwillen vermerken, verdenke ich Ihnen gar nicht, und doch kann ich es mir nicht als verschuldet anrechnen; weil ich die Ursachen desselben, welche zu entfernen nicht in meinem Vermögen ist, mehr fühlen als beschreiben kann. Selbst Ihre Freundschaft, auf die ich rechne, macht mir den Aufschub von Zeit zu Zeit zulässiger und verzeihlicher, der aber durch den Beruf, den ich zu haben glaube, meine Arbeiten zu vollenden, und also den Faden derselben nicht gern, wenn Disposition dazu da ist, fahren zu lassen — (diese Indisposition aber, welche mir das Alter zuzieht, kommt oft) — und durch andere unumgängliche Zwischenarbeiten, ja viele Briefe, deren Verfassern ich so viel Nachsicht nicht zutrauen darf, mir fasst abgedrungen wird. — Warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen? Die mit

* Diese beiden Briefe sind aus Varnhagen's v. Ense Denkwürdigkeiten des Philosophen - Arztes Dr. Erhard S. 158 und S. 215 entlehnt.

Herrn Klein verhandelten Materien aus dem Criminalrecht betreffend, erlauben Sie mir nur Einiges anzumerken, da das Meiste vortrefflich und ganz nach meinem Sinne ist; wobei ich voraussetze, dass Sie eine Abschrift der Sätze mit eben denselben Nummern, als in Ihrem Briefe, bezeichnet vor sich haben.

Ad No. 5. Die Theologen sagten schon längst in ihrer Scholastik von der eigentlichen Strafe (*poena vindicativa*): sie würde zugefügt, nicht *ne peccetur*, sondern *quia peccatum est*. Daher definiren sie die Strafe durch *malum physicum ob malum morale illatum*. Strafen sind in einer Welt, nach moralischen Principien regiert (von Gott), kategorisch nothwendig (sofern darin Übertretungen angetroffen werden). So fern sie aber von Menschen regiert wird, ist die Nothwendigkeit derselben nur hypothetisch und jene unmittelbare Verknüpfung der Begriffe von Übertretung und Strafwürdigkeit, dient dann den Regenten nur zur Rechtfertigung, nicht zur Vorschrift in ihren Verfügungen, und so kann man mit ihnen wohl sagen: dass die *poena mere moralis* (die darum vielleicht *vindicativa* genannt worden ist, weil sie die göttliche Gerechtigkeit rettet), ob sie zwar der Absicht nach bloß *medicinalis* für den Verbrecher, oder *exemplaris* für Andere seyn möchte, doch, was jene Bedingung der Befugniss betrifft, ein Symbol der Strafwürdigkeit sey.

Ad No. 9. 10. Beide Sätze sind wahr, obgleich in den gewöhnlichen Moralen ganz verkannt. Sie gehören zu dem Titel von den Pflichten gegen sich selbst, welcher in meiner unter Händen habenden Metaphysik der Sitten besonders, und auf andere Art als wohl sonst geschehen, bearbeitet werden wird.

Ad No. 12. Auch gut gesagt. Man trägt im Naturrecht den bürgerlichen Zustand, als auf ein beliebiges *pac-tum sociale* gegründet, vor. Es kann aber bewiesen werden, dass der *status naturalis* ein Stand der Ungerechtigkeit, mithin es Rechtspflicht ist, in den *statum civilem* überzugehen.

Von Herrn Professor Reuss aus Würzburg, der mich diesen Herbst mit seinem Besuch beehrte, habe ich Ihre Inauguraldissertation, und zugleich die angenehme Nachricht erhalten, dass Sie in eine Ehe, die das Glück Ihres Lebens machen wird, getreten sind, als wozu ich von Herzen gratulire.

Mit dem Wunsch, von Ihnen dann und wann Nachricht zu bekommen, unter andern, wie Fräulein Hebert durch meinen Brief erbaut worden, verbindē ich die Versicherung, dass ich jederzeit mit Hochachtung und Ergebenheit sey
der Ihrige Kant.

Königsberg, den 20. Dec. 1799.

Hochgeschätzter Freund!

Einen Brief von Ihnen zu erhalten — und zwar aus Berlin, um da, nicht zu hospitiren, sondern zu wohnen, — erheitert mich durch meine sonst trübe Gesundheitsanlage, welche doch mehr Unbehaglichkeit als Krankheit ist, schon durch den Prospect, mit literarischen Neuigkeiten von Zeit zu Zeit unterhalten und aufgefrischt zu werden.

Was das erstere betrifft: so besteht es in einer spastischen Kopfbedrückung, gleichsam einem Gehirnkrampf, von dem ich mir doch schmeichle, dass, da er mit der ausserordentlich langen Dauer einer weit ausgebreiteten Luftelectricität, sogar vom Jahr 1796 an bis jetzt, fortgewährt hat (wie es schon in der Erlanger gelehrten Zeitung angemerkt worden und mit dem Katzentod verbunden war) und, da diese Luftbeschaffenheit doch endlich einmal umsetzen muss, mich befreit zu sehen, ich noch immer hoffen will.

Dass Sie das Brown'sche System adoptiren, ist, was die formalen Principien desselben betrifft, meinem Urtheile nach wohlbegründet, wenn gleich die materialen zum Theil waghälsig seyn möchten. Vielleicht könnte man mit ihm sagen: die Krankheit ist = x, und der Arzt be-

kämpft nur die Symptome, zu deren Kenntniss er Weisheit bedarf, um die Indicationen derselben aufzufinden. Doch ich verirre mich aus meiner Sphäre.

Was mich aber sehr freut, ist: dass zugleich Herr William Motherby, der jetzt in Berlin seinen medicinischen Cursus macht, da ist; mit welchem ich bitte in Conversätion zu treten; der eben so wie sein würdiger Vater, mein vorzüglicher Freund, ein heiterer, wohldenkender, junger Mann ist. Dieser hat mir seine in Edinburg im vorigen Jahre gehaltene Inauguraldisputation dedicirt (*de epilepsia*), und ich bitte ihm dafür zu danken — Rechtschaffenheit ist sein und seiner Familie angeborener Charakter, und es wird Ihnen, so wie ihm, Ihr Umgang unterhaltend und erbaulich seyn. — Gelegentlich bitte ich auch Herrn Dr. Elsner, Sohn unseres jetzigen Rectoris magnifici, M. D. gelegentlich von mir zu grüssen: einen jungen Mann, der viel Talent hat, und bin mit Ergebenheit und Hochachtung

Ihr treuer Freund und Diener

I. Kant.

10.

An

den Bibliothekar

Joh. Er. Biester

in Berlin.

1789—92*.

Königsberg, d. 29. Decbr. 1789.

Ihr gütiges Andenken an mich und das angenehme Geschenk, welches Sie, theuerster Mann! mir mit dem letzten Quartal Ihrer Monats-Schrift gemacht haben, erregt in mir den Vorwurf einer Undankbarkeit, in so langer Zeit diese Ihre Freundschaft gegen mich durch nichts erwiedert zu haben. Ich habe verschiedene Stücke für Ihr periodisches Werk angefangen, und bin immer durch dazwischenkommende nicht auszuweichende Störungen unterbrochen und an der Vollendung derselben gehindert worden. Bedenken Sie indessen, werthester Freund! sechs und sechzig Jahre alt, immer durch Unpässlichkeit gestört, in Planen, die ich nur noch zur Hälfte ausgeführt habe und durch allerlei schriftliche oder auch öffentliche Aufforderungen von meinem Wege abgelenkt, wie schwer wird es mir alles, was ich mir als meine Pflicht denke, zu erfüllen, ohne hier oder da eine zu verabsäumen? — Allein ich habe jetzt eine Arbeit von etwa nur einem Monate zu vollenden; alsdann will ich einige Zeit ausruhen und diese mit einigen Ausarbeitungen, im Falle sie Ihrer Monats-Schrift anständig

* Beide Briefe sind in Dorow's Denkschriften, Bd. I. S. 117—20 zuerst abgedruckt.

sind, ausfüllen. Aber was ich schon längst hätte thun sollen, und immer wieder aus der Acht gelassen habe, das thue ich jetzt, nämlich Sie zu bitten, mit der Übersendung Ihrer Monats-Schrift quartalweise sich ferner nicht unnöthigerweise in Kosten zu setzen. Denn, da ich die Stücke, so wie sie monatlich herauskommen, ohnedem von meinen Freunden communicirt bekomme, warum soll ich Sie damit belästigen? Die Unterbleibung dieser Zusendung wird nicht im Mindesten in mir den Eifer schwächen, Ihnen, hierin sowohl als in jedem andern Falle, nach allem meinem Vermögen zu Diensten zu seyn. In Hoffnung auf Ihre gegenseitige Freundschaft und Gewogenheit beharre ich jederzeit

Ihr ergebenster treuer Diener

I. Kant.

Königsberg, d. 30. Juli 1792.

Ihre Bemühungen, geehrtester Freund, die Zulassung meines letzten Stücks in der Berliner Monats-Schrift durchzusetzen, haben allem Vermuthen nach die baldige Zurückschickung derselben an mich, warum ich gebeten hatte, gehindert. — Jetzt wiederhole ich diese Bitte; weil ich einen andern Gebrauch, und zwar bald, davon zu machen gesinnt bin, welches um desto nöthiger ist, da die vorhergehende Abhandlung, ohne die nachfolgenden Stücke, eine befremdliche Figur in Ihrer Monats-Schrift machen muss; der Urtheilsspruch aber Ihrer drei Glaubensrichter unwiderrufflich zu seyn scheint. — Es ist also mein dringendes Gesuch: mein Manuscript mir, auf meine Kosten, sobald als möglich, mit der fahrenden Post wieder zuzusenden; weil ich von verschiedenen unter den Text eigenhändig geschriebenen Anmerkungen keine Abschrift aufbehalten habe, sie aber auch nicht gern missen wollte. Den Grund, warum ich auf die Berliner Censur drang, werden Sie sich

aus meinem damaligen Briefe leicht erinnerlich machen. So lange nämlich die Abhandlungen in Ihrer Monats-Schrift, so wie bis jetzt, sich in den engen Schranken halten, nichts, was der Privatmeinung Ihrer Censoren in Glaubenssachen einigermaassen zuwider zu seyn scheinen könnte, einfließen zu lassen, macht es keinen Unterschied, ob sie innerhalb den Königlichen Landen oder auswärts gedruckt würden. Da ich aber in Ansehung meiner Abhandlung des letzteren wegen etwas besorgt seyn musste, so war die natürliche Folge: dass, wenn sie dennoch, wider ihre Einstimmung, in der Monats-Schrift erschienen wäre, diese Censoren darüber Klage erheben, den Umschweif, den sie nimmt, fernerhin verhindern und meine Abhandlung, die sie alsdann ohne Zweifel weidlich anzuschwärzen nicht ermangeln würden, zur Rechtfertigung ihres Gesuchs (um Verbot dieses Umschweifs) anführen möchten, welches mir Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Ich werde dessen ungeachtet nicht unterlassen, anstatt dieser Abhandlung Ihnen, wenn Sie es verlangen, eine andere, blos moralische, nämlich über Herrn Garve in seinen Versuchen I. Theil neuerdings geäußerte Meinung von meinem Moralprincip, bald zuzuschicken und bin übrigens mit unwandelbarer Hochschätzung und Freundschaft der Ihrige.

I. Kant.

11.

An

Professor Dr. Selle

in Berlin*.

Wohlgeborner

Hochzuverehrender Herr.

Es sind nun schon beinahe 3 Monate, seit denen ich mit Ihrer tiefgedachten Abhandlung *De la Réalité et de l'Idealité etc. etc.* beschenkt worden, und ich habe diese Gütigkeit noch durch nichts erwiedert; sicherlich ist es aber nicht aus Mangel an Achtung für die mir bezeugte Aufmerksamkeit, oder aus Geringschätzung der wider mich gerichteten Argumente geschehen. Ich wollte im Drucke antworten und würde es vielleicht in der über diesen Vorsatz verflossenen Zeit ausgerichtet haben, wenn mich nicht allerlei einander durchkreuzende Störungen immer davon abgebracht hätten; zumal es mir mein Alter höchst schwer macht, einen einmal verlassenen Faden des Nachdenkens wieder aufzufassen und unter öftern Unterbrechungen doch planmässig zu bearbeiten.

Neuerdings aber eröffnet sich eine neue Ordnung der Dinge, welche diesen Vorsatz wohl gar völlig vereiteln dürfte, nämlich Einschränkung der Freiheit, über Dinge, die auch nur indirect auf Theologie Beziehung haben möchten, laut zu denken. Die Besorgnisse eines akademischen Lehrers sind in solchem Falle viel dringender, als jedes an-

* Dieser Brief ist bereits in der Hartenstein'schen Ausgabe, Bd. X. S. 568—69 abgedruckt.

deren zunftfreien Gelehrten, und es ist der gescheuten Vorsicht gemäss, alle Versuche dieser Art so lange wenigstens aufzuschieben, bis sich das drohende Meteor entweder vertheilt, oder für das, was es ist, erklärt hat. — Es wird bei dieser Friedfertigkeit auf meiner Seite Ihnen deswegen doch nicht an Gegnern der dogmatischen Partei, obwohl nach einem andern Styl, fehlen, denn den Empirismus können diese eben so wenig einräumen, ob sie es zwar freilich auf eine so schale und inconsequente Art (da er nicht halb, auch nicht ganz angenommen werden soll) thun, dass ihre determinirte Erklärung für dieses Princip dagegen sehr zu Ihrem Vortheil absticht.

Ich bitte daher, theuerster Herr, ergebenst, mir diese Verbindlichkeit zu erlassen, oder den Anspruch auf dieselbe und meine Erwiderung Ihrer Einwürfe weiter hinauszusetzen, indem diese Arbeit für jetzt allem Ansehen nach auf reinen Verlust unternommen werden dürfte.

Mit der grössten Hochachtung für Ihr Talent und mannigfaltige Verdienste bin ich übrigens

Ihr
ergebenster Diener

Königsberg, d. 24. Februar 1792.

I. Kant.

An den

Kirchenrath Ludw. Ernst Borowski

in Königsberg.

1792*.

Ew. Hochw. freundschaftlicher Einfall, mir eine öffentliche Ehre zu bezeugen, verdient zwar meine ganze Dankbarkeit; macht mich aber auch zugleich äusserst verlegen, da ich einerseits alles, was einem Pomp ähnlich sieht, aus natürlicher Abneigung (zum Theil auch, weil der Lobredner gemeinlich auch den Tadler aufsucht) vermeide und daher die mir zugedachte Ehre gern verbitten möchte, andererseits aber mir vorstellen kann, dass Sie eine solche ziemlich weitläufige Arbeit ungern umsonst übernommen haben möchten. — Kann diese Sache noch unterbleiben, so werden Sie mir dadurch eine wahre Unannehmlichkeit ersparen und Ihre Bemühung, als Sammlung von Materialien zu einer Lebensbeschreibung nach meinem Tode betrachtet, würde denn doch nicht ganz vergeblich seyn. — In meinem Leben aber sie wohl gar im Drucke erscheinen zu lassen, würde ich aufs inständigste und ernstlichste verbitten.

In jener Rücksicht habe ich mich der mir gegebenen Freiheit bedient, Einiges zu streichen oder abzuändern, wovon die Ursache anzuführen, hier zu weitläufig seyn würde und die ich bei Gelegenheit mündlich eröffnen werde. — Die Parallele, die auf der vor den drei letzten Blät-

* Diesen Brief schrieb Kant, als Borowski Materialien zu seiner Biographie von ihm selbst forderte; er ist bereits abgedruckt in Borowski's Biographie Kant's, S. 5—7.

tern vorhergehenden Seite (wo ein Ohr eingeschlagen ist) zwischen der christlichen und der von mir entworfenen philosophischen Moral gezogen worden, könnte mit wenigen Worten dahin abgeändert werden, dass statt derer Namen, davon der eine geheiligt, der andere aber eines armen ihn nach Vermögen auslegenden Stümpers ist, diese nur eben angeführten Ausdrücke gebraucht würden, weil sonst die Gegeneinanderstellung etwas für Einige Anstößiges in sich enthalten möchte. — Ich beharre übrigens mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft zu seyn

Ew. Hochw.

ganz ergebenster, treuer Diener

Königsberg, 24. Octbr. 1792.

I. Kant.

13.

An

Professor J. G. Fichte

in Jena

und dessen Briefe an Kant.

1792—98*.

1.

(Königsberg im Juli 1791.)

Verehrungswürdiger Mann!

Denn andere Titel mögen für die bleiben, denen man diesen nicht aus der Fülle des Herzens geben kann. — Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber in ganz Europa wenig Menschen so lieben, wie ich, näher kennen zu lernen. Ich stellte mich Ihnen dar. Erst später bedachte ich, dass es Vermessenheit sey, auf die Bekanntschaft eines solchen Mannes Anspruch zu machen, ohne die geringste Befugniss dazu aufzuweisen zu haben. Ich hätte Empfehlungsschreiben haben können. Ich mag nur diejenigen, die ich mir selbst mache. Hier ist das meinige. Es ist mir schmerzhaft, es Ihnen nicht mit dem frohen Bewusstseyn übergeben zu können, mit dem ich mir's dachte. Es kann dem Manne, der in seinem Fache alles tief unter sich erblicken muss, was ist, und was war, nichts Neues seyn, zu lesen, was Ihn nicht befriedigt; und wir andern alle werden uns Ihm, wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper, nur

* Die zwölf ersten Briefe zwischen Fichte und Kant sind aus Fichte's Leben S. 157—73 mitgetheilt. Über den dreizehnten, den ich hier zunächst aus dem Originale bekannt mache, vergl. meine Anmerkung zu demselben. Sch.

mit bescheidner Erwartung Seines Ausspruchs nahen dürfen. Es würde vielleicht mir, dessen Geist in mancherlei Labyrinthen herumirrte, ehe ich ein Schüler der Kritik wurde, der ich dies erst seit sehr kurzer Zeit bin, und dem seine Lage nur einen kleinen Theil dieser kurzen Zeit diesem Geschäfte zu widmen erlaubt hat, von einem solchen Manne, und von meinem Gewissen verziehen werden, wenn meine Arbeit auch noch unter dem Grade der Erträglichkeit wäre, auf welchem der Meister das Beste erblickt. Aber kann es mir verziehen werden, dass ich sie Ihnen übergebe, da sie nach meinem eignen Bewusstseyn schlecht ist? Werden die derselben angehängten Entschuldigungen mich wirklich entschuldigen? Der grosse Geist würde mich zurückgeschreckt haben; aber das edle Herz, das mit jenem vereint allein fähig war, der Menschheit Tugend und Pflicht zurückzugeben, zog mich an. Über den Werth meines Aufsatzes habe ich das Urtheil selbst gesprochen: ob ich jemals etwas Besseres liefern werde, darüber sprechen Sie es. Betrachten Sie es als das Empfehlungsschreiben eines Freundes, oder eines blossen Bekannten, oder eines gänzlich Unbekannten, oder als gar keins, Ihr Urtheil wird immer gerecht seyn. Ihre Grösse, vortrefflicher Mann, hat vor aller gedenkbaren menschlichen Grösse das Auszeichnende, das Gottähnliche, dass man sich ihr mit Zutrauen nähert.

Sobald ich glauben kann, dass Dieselben diesen Aufsatz gelesen haben werden, werde ich Ihnen persönlich aufwarten, um zu erfahren, ob ich mich ferner nennen darf

Euer Wohlgeboren

innigsten Verehrer

J. G. Fichte.

2.

Wohlgeborner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Ich habe unlängst die meinem Herzen erfreuliche Nachricht erhalten, dass Euer Wohlgeboren mit der liebevollsten Besorgsamkeit bei jener unerwarteten Censur-Verweigerung und Herrn Hartung's darauf gefassten Entschlusse in Ihrem Rathe auf mein mögliches künftiges Wohl bedacht gewesen sind. Das Andenken an die Besorgsamkeit eines Mannes, der meinem Herzen über alles ehrwürdig ist, ist mir theuer, und ich versichre Dieselben hierdurch meiner wärmsten Dankbarkeit dafür; eine Versicherung, die ich um Ihrer Zeit zu schonen, erst später würde gegeben haben, wenn ich nicht zugleich Ihres Rathes bedürfte.

Ein Gönner nämlich, den ich verehere, bittet mich in einem Briefe über diesen Gegenstand, der mit einer Güte geschrieben ist, die mich rührt, bei einer durch diesen Aufschub des Druckes vielleicht möglichen Revision der Schrift doch noch ein paar Punkte in ein anderes Licht zu stellen, die zwischen ihm und mir zur Frage gekommen sind. Ich habe nämlich gesagt, dass der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmässig nicht auf Wunderglauben gegründet werden könne, weil kein Wunder als solches zu erweisen sey; habe aber in einer Note hinzugesetzt, dass man nach anderweitigen guten Gründen, dass eine Offenbarung als göttlich annehmbar sey, sich allenfalls der Vorstellung von bei ihr geschehenen Wundern, bei Subjecten, die so etwas bedürfen, zur Rührung und Bewunderung bedienen könne; die einzige Milderung, die ich diesem Satze geben zu können glaubte. Ich habe ferner gesagt, dass eine Offenbarung weder unsere dogmatischen noch moralischen Erkenntnisse ihrer Materie nach erweitern könne; aber wohl zugestanden, dass sie über transcendent Gegenstände, über welche wir zwar das Dass glauben, über das Wie aber nichts erkennen können, etwas bis zur Erfahrung provisorisch, und für die, die es sich so denken wollen, subjectiv Wahres hinstellen könne,

welches aber nicht für eine materielle Erweiterung, sondern bloß für eine zur Form gehörige verkörpernde Darstellung des schon *a priori* gegebenen Geistigen zu halten sey. Ungeachtet fortgesetzten Nachdenkens über beide Punkte, habe ich bis jetzt keine Gründe gefunden, die mich berechtigen könnten, jene Resultate abzuändern. Dürfte ich Ew. Wohlgeboren als den competentesten Richter hierüber ersuchen, mir auch nur in zwei Worten zu sagen, ob und auf welchem Wege andere Resultate über diese Punkte zu suchen seyen, oder ob eben diejenigen die einzigen seyen, auf welche eine Kritik des Offenbarungs-Begriffes unausweichlich führen müsse? Ich werde, wenn Ew. Wohlgeboren die Güte dieser zwei Worte für mich haben sollten, keinen andern Gebrauch davon machen, als den, der mit meiner innigen Verehrung gegen Sie übereinkommt. Auf eben gedachten Brief habe ich mich schon dahin erklärt, dass ich der Sache weiter nachzudenken nie ablassen, und stets bereit seyn würde, zurückzunehmen, was ich als Irrthum anerkennen würde.

Über die Censur-Verweigerung an sich habe ich, nach den so deutlich an den Tag gelegten Absichten des Aufsatzes, und nach dem Tone, der durchgängig in ihm herrscht, mich nicht anders als wundern können. Auch sehe ich schlechterdings nicht ein, woher die theologische Facultät das Recht bekomme, sich mit einer Censur einer solchen Behandlung einer solchen Frage zu befassen.

Ich wünsche Ew. Wohlgeboren die unerschütterteste Gesundheit, empfehle mich der Fortdauer Deroselben gültiger Gesinnungen, und bitte Sie zu glauben, dass ich mit der innigsten Verehrung bin

Ew. Wohlgeboren

ganz gehorsamster

Krokow p. Neustadt d. 22. Jan. 1792.

J. G. Fichte.

3.

Antwort von Kant.

Ew. Wohlgeboren verlangen von mir belehrt zu werden, ob nicht für Ihre in der jetzigen strengen Censur durchgefallene Abhandlung eine Remedur gefunden werden könne, ohne sie gänzlich zur Seite legen zu dürfen. Ich antworte: Nein! so viel ich nämlich, ohne Ihre Schrift selber durchgelesen zu haben, aus dem, was Ihr Brief als Hauptsatz derselben anführt, nämlich „dass der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmässig nicht auf Wunderglauben gegründet werden könne,“ — schliessen kann.

Denn hieraus folgt unvermeidlich: dass eine Religion überhaupt keine andern Glaubensartikel enthalten könne, als die es auch für die blosse reine Vernunft sind. Dieser Satz ist nun meiner Meinung nach zwar ganz unschuldig, und hebt weder die subjective Nothwendigkeit einer Offenbarung noch selbst das Wunder auf (weil man annehmen kann, dass, ob es gleich möglich ist, ja, wenn sie einmal da sind, auch durch die Vernunft einzusehen, ohne Offenbarung aber die Vernunft doch nicht von selbst darauf gekommen seyn würde, diese Artikel zu introduciren allenfalls Anfangs Wunder vonnöthen gewesen seyn können, die jetzt der Religion zum Grunde zu legen, da sie sich mit ihren Glaubensartikeln nun schon selbst erhalten kann, nicht mehr nöthig sey), allein nach den, wie es scheint, jetzt angenommenen Maximen der Censur würden Sie damit doch nicht durchkommen. Denn nach diesen sollen gewisse Schriftstellen so nach dem Buchstaben in das Glaubensbekenntniss aufgenommen werden, wie sie von dem Menschenverstande schwerlich auch nur gefasst, viel weniger durch Vernunft als wahr begriffen werden können; und da bedürfen sie allerdings zu allen Zeiten der Unterstützung durch Wunder und können ein Glaubensartikel der blossen Vernunft werden. — Dass die Offenbarung dergleichen Sätze nur aus Accommodation für Schwache in einer sinnlichen Hülle aufzustellen die Absicht hege, und

dieselbe insofern auch — ob zwar blos subjective Wahrheit haben können, findet bei jenen Censurgrundsätzen gar nicht Statt; denn diese fordern Anerkennung der objectiven Wahrheit derselben nach dem Buchstaben.

Ein Weg bliebe Ihnen aber doch noch übrig, Ihre Schrift mit den (doch nicht völlig bekannten) Ideen des Censors in Übereinstimmung zu bringen: wenn es Ihnen gelänge, ihm den Unterschied zwischen einem dogmatischen, über allen Zweifel erhabenen Glauben und einen blos moralischen, der freien aber auf moralische Gründe (der Unzulänglichkeit der Vernunft, sich in Ansehung ihres Bedürfnisses selbst Genüge zu leisten) sich stützenden Annehmung begreiflich und gefällig zu machen; da alsdann der auf Wunderglauben durch moralisch gute Gesinnung gepfropfte Religionsglaube ungefähr so lauten würde: „Ich glaube, lieber Herr! d. i. ich nehme es gern an, ob ich es gleich weder mir noch Andern hinreichend beweisen kann; hilf meinem Unglauben! d. h. den moralischen Glauben in Ansehung alles dessen, was ich aus der Wundergeschichts - Erzählung zu innerer Besserung für Nutzen ziehen kann, habe ich, und wünsche auch den historischen, sofern dieser gleichfalls dazu beitragen könnte, zu besitzen. Mein unvorsätzlicher Nichtglaube ist kein vorsätzlicher Unglaube. Allein Sie werden diesen Mittelweg schwerlich einem Censor gefällig machen, der, wie zu vermuthen ist, das historische Credo zur unnachlässlichen Religionspflicht macht.

Mit diesen meinen in der Eile hingelegten, ob zwar nicht unüberlegten Ideen können Sie nun machen, was Ihnen gut dünkt, ohne jedoch auf den, der sie mittheilt, weder ausdrücklich noch verdeckt Anspielung zu machen; vorausgesetzt, dass Sie sich vorher von deren Wahrheit selbst aufrichtig überzeugt haben.

Übrigens wünsche ich Ihnen in Ihrer gegenwärtigen häuslichen Lage Zufriedenheit, und im Falle eines Verlangens, sie zu verändern, Mittel zu Verbesserung derselben

in meinem Vermögen zu haben, und bin mit Hochachtung
und Freundschaft

Ew. Hochedelgeboren

ergebenster Diener

Königsberg, d. 2. Febr. 1792.

I. Kant.

4.

Wohlgeborner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren gütiges Schreiben hat mir, sowohl um der Güte willen, mit der Sie meine Bitte so bald erfüllten, als um seines Inhalts willen, innige Freude gemacht. Ich fühle jetzt über die in Untersuchung gekommenen Punkte ganz die Ruhe, welche nächst eigener Überzeugung auch noch die Autorität desjenigen Mannes geben muss, den man über alles verehrt.

Wenn ich Ew. Wohlgeboren Meinung richtig gefasst habe, so bin ich den durch Sie vorgeschlagenen Mittelweg der Unterscheidung des Glaubens der Behauptung von dem eines durch Moralität motivirten Annehmens in meinem Aufsatze wirklich gegangen. Ich habe nämlich die meinen Grundsätzen nach einzig mögliche vernünftige Art eines Glaubens an die Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung, welcher (Glaube) nur eine gewisse Form der Religions-Wahrheiten zum Objecte hat, von demjenigen, der diese Wahrheiten an sich als reine Vernunft-Postulate annimmt, sorgfältig zu unterscheiden gesucht. Es war nämlich eine auf Erfahrung von der Wirksamkeit einer als göttlichen Ursprungs gedachten Form dieser Wahrheiten zur moralischen Vervollkommnung sich gründende freie Annahme des göttlichen Ursprungs dieser Form, den man jedoch weder sich noch andern beweisen kann, aber eben so sicher ist, ihn nicht widerlegt zu sehen; eine Annahme, welche,

wie jeder Glaube, blos subjectiv, aber nicht wie der reine Vernunftglaube, allgemein gültig sey, da er sich auf eine besondere Erfahrung gründe. — Ich glaube diesen Unterschied so ziemlich ins Licht gesetzt zu haben, und ganz zum Beschlusse suchte ich die praktischen Folgen dieser Grundsätze darzustellen; dass sie nämlich zwar alle Bemühungen unsere subjectiven Überzeugungen Andern aufzudringen aufhoben, dass sie aber auch jedem den unstörbaren Genuss alles dessen, was er aus der Religion zu seiner Besserung brauchen kann, sicherten, und den Bestreiter der positiven Religion nicht weniger als ihre dogmatischen Vertheidiger zur Ruhe verwiesen, u. s. w. — Grundsätze, durch die ich bei wahrheitliebenden Theologen keinen Zorn zu verdienen glaubte. Aber es ist geschehen, und ich bin jetzt entschlossen, den Aufsatz zu lassen, wie er ist, und dem Verleger zu überlassen, damit zu verfahren, wie er will. Ew. Wohlgeboren aber, Denen ich alle meine Überzeugungen überhaupt, als besonders die Berichtigung und Befestigung in denen, wovon hier vorzüglich die Rede war, verdanke, bitte ich die Versicherung der Hochachtung und vollkommensten Ergebenheit gütig aufzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgeboren

inniger Verehrer

Krokow, d. 17. Febr. 1792.

J. G. Fichte.

3.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor.

Durch einen Umweg, weil ich selbst die Literatur-Zeitung sehr spät erhalte, bekomme ich eine unbestimmte Nachricht, dass in dem Intelligenzblatte derselben meine Schrift für eine Arbeit von Ew. Wohlgeboren ausgegeben worden, und dass Dieselben sich genöthigt gesehen, dage-

gen zu protestiren. In welchem Sinne es möglich war, so etwas zu sagen, sehe ich nicht ein, und kann es um so weniger einsehen, da ich die Sache nur unbestimmt weiss. — So schmeichelhaft ein solches Missverständniß an sich für mich seyn müsste, so erschreckt es mich doch so sehr, wenn ich es mir als möglich denke, dass Ew. Wohlgeboren oder ein Theil des Publicums glauben könnten: ich selbst habe, durch eine Indiscretion derjenigen Art der Hochachtung, die Ihnen Jedermann um desto mehr schuldig ist, da sie fast die einzige bleibt, die wir Ihnen erweisen dürfen, verletzt, und dadurch auch nur die entfernteste Veranlassung zu diesem Vorfalle gegeben.

Ich habe sorgfältig alles zu vermeiden gesucht, was Dieselben die eigentlich wohlthätige Verwendung — ich weiss das und anerkenne es — für meinen ersten schriftstellerischen Versuch bereuen machen könnte. Ich habe nie gegen irgend Jemand etwas gesagt, das Ihrer Äusserung, dass Sie nur einen kleinen Theil meines Aufsatzes gelesen, und von diesem auf das übrige geschlossen, widerspräche; ich habe vielmehr eben dies mehrmals gesagt. Ich habe in der Vorrede den kaum merklichen Wink, dass ich so glücklich gewesen bin, wenigstens zum Theil gütig von Ihnen beurtheilt zu werden, vertilgt. (Ich wünschte jetzt, leider zu spät, die ganze Vorrede zurückbehalten zu haben.)

Dies ist die Versicherung, die ich Ew. Wohlgeboren nicht aus Furcht, dass Sie ohne gegebene Veranlassung mich für indiscret halten würden, sondern um Denenselben meine Theilnahme an dem unangenehmen Vorfalle, die sich auf die reinste Verehrung für Sie gründet, zu erkennen zu geben, machen wollte. Sollte, wie ich vor völliger Kunde der Sache nicht urtheilen kann, und worüber ich mir Ew. Wohlgeboren gütigen Rath erbitte, noch eine öffentliche Erklärung von meiner Seite nöthig seyn, so werde ich sie ohne Anstand geben.

Werden Ew. Wohlgeboren der Frau Gräfin von Krow, in deren Hause ich so glückliche Tage verlebe, welche mir aufträgt, Ihnen ihre Hochachtung zu versichern, und

welche selbst die aller Welt verdient, eine kleine Neugier für gut halten? Sie findet unlängst im bischöflichen Garten zu Oliva an der Statue der Gerechtigkeit Ihren Namen angeschrieben, und wünscht zu wissen, ob Sie selbst dagewesen sind. Ungeachtet ich Ihr nun vorläufig zugesichert habe, dass aus dem angeschriebenen Namen sich gar nichts schliessen lasse, weil Sie es sicher nicht gewesen, der ihn hingeschrieben; so hat Sie sich doch schon zu sehr mit dem Gedanken familiarisirt, an einem Orte gewesen zu seyn, wo auch Sie einst waren, und besteht auf ihrem Verlangen, Sie zu fragen. Ich finde aber, dass dieser Neugier noch etwas Anderes zum Grunde liegt: Sind Sie in Oliva schon einmal gewesen, denkt Sie, so könnten Sie wohl einst in Ihren Ferien wieder dahin und von da aus wohl auch nach Krokow kommen — und es gehört unter Ihre Lieblingswünsche; Sie einmal bei sich zu sehen, und Ihnen ein Paar vergnügte Tage oder auch Wochen zu machen; und ich glaube selbst, dass Sie den zweiten Theil Ihres Wunsches erreichen würde, wenn Sie den ersten erreichen könnte. Ich bin mit warmer Verehrung

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Krokow, d. 6. Aug. 1792.

J. G. Fichte.

6.

Verehrungswürdiger Gönner.

Schon längst würde ich Ew. Wohlgeboren meine Dankbarkeit für Ihr letztes gütiges Antwortschreiben bezeigt haben, wenn ich nicht vorher, um ganz übersehen zu können, wie viel ich Ihnen schuldig sey, Ihre Anzeige im Intelligenz-Blatte der A. L. Z. zu lesen gewünscht hätte. Das gütige Privat-Urtheil eines Mannes, den ich unter allen Menschen am meisten verehere und liebe, war mir das beruhigendste, und das mir nun bekannte öffentliche Urtheil

eben des Mannes, den der ehrwürdigere Theil des Publicums wohl nicht viel weniger verehrt, das rühmlichste, was mir begegnen konnte. Die erste ehrenvolle Folge eines so gewichtvollen Urtheils war die unlängst erhaltene Einladung zur Mitarbeit an der A. L. Z.: eine wichtige Zunöthigung zum Fortstudiren, der ich mich, nach Erhaltung einiger mir nothwendigen Nachrichten, um die ich gebeten habe, wohl unterwerfen dürfte.

Der Frau Gräfin von Krokow, die Sie Ihrer fortdauernden Hochachtung versichert, that es weh, einen schönen Traum vernichtet zu sehen; und mich hat die Stelle Ihres Briefes, wo Sie von der Reise in eine andere Welt reden, innigst gerührt.

Ich bitte Sie, mir das Schätzbarste, was mir der Aufenthalt in Königsberg geben konnte, Ihre gütige Meinung zu erhalten, und mir gern zu vergönnen, mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren

dankbarsten Verehrer

Krokow, bei Neustadt, d. 17. Oct. 1792.

J. G. Fichte.

7.

Wohlgeborner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Professor.

Schon längst hat mein Herz mich aufgefordert, an Ew. Wohlgeboren zu schreiben: aber ich habe diese Aufforderung nicht befriedigen können. Ew. Wohlgeboren verzeihen auch jetzt, wenn ich mich allenthalben so kurz fasse als möglich.

Da ich mir, — schmeichelt mir das nur eine jugendliche Eitelkeit, oder liegt es in der Erhabenheit Ihres Charakters, sich auch zum Kleinen herabzulassen? — da ich mir einbilde, dass Ew. Wohlgeboren einigen Antheil an mir nehmen, so lege ich Ihnen meine Pläne vor,

Jetzt habe ich fürs erste meine Offenbarungs-Theorie zu begründen. Die Materialien sind da, und es wird nicht viel Zeit erfordern, sie zu ordnen. — Dann glüht meine Seele von einem grossen Gedanken: die Aufgabe S. 372—374 der Kritik der reinen Vernunft (dritte Auflage) zu lösen. — Zu allem diesem bedarf ich sorgenfreie Musse; und sie giebt mir die Erfüllung einer unerlässlichen, aber süssen Pflicht. Ich geniesse sie in einem mir sehr zuträglichen Klima, bis jene Aufgaben gelöst sind.

Ich habe zu meiner Belehrung und zu meiner Leitung auf meinem weitem Wege das Urtheil des Mannes, den ich unter allen am meisten verehere, über meine Schrift gewünscht. Krönen Sie alle Ihre Wohlthaten gegen mich damit, dass Sie mir dasselbe schreiben. Ich habe jetzt keine bestimmte Adresse. Kann nicht etwa Ihr Schreiben mit einem der Königsberger Buchhändler nach Leipzig zur Messe abgehen (in welchem Falle ich es abholen werde), so hat die Frau Hof-Predigerin Schulz eine sichere, aber in etwas verspätende Adresse an mich. — Der Rec. der N. D. A. B. setzt mich in den crassesten Widerspruch mit mir selbst; doch, das weiss ich zu lösen: aber er setzt mich in den gleichen offenbaren Widerspruch mit dem Urheber der kritischen Philosophie. Auch das wüsste ich zu lösen, wenn es nicht nach seiner Relation, sondern nach meinem Buche gehen soll.

Und jetzt, wenn die Vorsehung das Flehen so vieler erhören, und Ihr Alter über die ungewöhnlichste Grenze des Menschenalters hinaus verlängern will, jetzt, guter, theurer, verehrungswürdiger Mann, nehme ich auf dieser Welt für persönliches Anschauen Abschied; und mein Herz schlägt wehmüthig, und mein Auge wird feucht. In jener Welt, deren Hoffnung Sie so Manchem, der keine andere hatte, und auch mir gegeben haben, erkenne ich gewiss Sie, nicht an den körperlichen Zügen, sondern an Ihrem Geiste wieder. Wollen Sie mir aber auch in meiner künftigen weitem Entfernung erlauben, schriftlich — nicht Ihnen zu sagen, was ewig unabänderlich ist, dass ich Sie unaussprech-

lich verehere — sondern mit Ihren Rath, Ihre Leitung, Ihre Beruhigung vielleicht zu erbitten, so werde ich eine solche Erlaubniss bescheiden nützen.

Ihrer Gunst empfiehlt sich

Ew. Wohlgeboren

innigster Verehrer

Berlin, d. 2. April 1793.

J. G. Fichte.

8.

Antwort von Kant.

Zu der der Bearbeitung wichtiger philosophischer Aufgaben geweihten, glücklich erlangten Musse gratulire ich Ihnen, würdiger Mann, von Herzen, ob Sie zwar, wo und unter welchen Umständen Sie solche zu geniessen hoffen, zu verschweigen gut finden.

Die Ihnen Ehre machende Schrift: „Kritik aller Offenbarung“ habe ich bisher nur theilweise und durch dazwischen laufende Geschäfte unterbrochen gelesen. Um darüber urtheilen zu können, müsste ich sie in einem stetigen Zusammenhange, da das Gelesene mir immer gegenwärtig bleibt, um das Folgende damit zu vergleichen, ganz durchgehen, wozu ich aber bis jetzt weder die Zeit noch die Disposition, die einige Wochen her meinen Kopfarbeiten nicht günstig ist, habe gewinnen können. Vielleicht werden Sie durch Vergleichung Ihrer Arbeit mit meiner neuen Abhandlung; Religion innerhalb etc. betitelt, am leichtesten ansehen können, wie meine Gedanken mit den Ihrigen in diesem Punkte zusammenstimmen, oder von einander abweichen.

Zu Bearbeitung der Aufgabe: Kritik d. r. V. S. 372 etc. wünsche und hoffe ich gutes Glück von Ihrem Talent und Fleisse. Wenn es nicht jetzt mit allen meinen Arbeiten sehr langsam ginge, woran wohl mein vor Kurzem ange-

tretenes 70stes Lebensjahr schuld seyn mag: — so würde ich in der vorhabenden Metaphysik der Sitten schon bei dem Capitel seyn, dessen Inhalt Sie sich zum Gegenstande der Ausführung gewählt haben, und es soll mich freuen, wenn Sie mir in diesem Geschäfte zuvorkommen, ja es meiner Seits entbehrlich machen könnten.

Wie nahe oder wie fern auch mein Lebensziel ausgesteckt seyn mag: so werde ich meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, dass, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten eifrig hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte.

Mit dem Wunsche von Ihrem Wohlbefinden und dem glücklichen Fortgange Ihrer gemeinnützigen Bemühungen von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten, bin ich mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft etc.

Königsberg, d. 12. Mai 1793.

I. Kant.

9.

Mit inniger Freude, verehrungswürdiger Gönner, erhielt ich den Beweis, dass Sie auch noch in der Entfernung mich Ihres gütigen Wohlwollens würdigten, Ihren Brief. Meine Reise war nach Zürich gerichtet, wo schon bei meinem ehemaligen Aufenthalte ein junges sehr würdiges Frauenzimmer mich ihrer besondern Freundschaft werth hielt. Noch ehe ich nach Königsberg reiste, wünschte sie meine Rückkehr nach Zürich und unsere völlige Verbindung. Was ich damals, da ich noch nichts gethan hatte, mir nicht für erlaubt hielt, erlaubte ich mir jetzt, da ich wenigstens für die Zukunft versprochen zu haben scheine, etwas zu thun. — Diese Verbindung, welche bisher durch unvorhergesehene Schwierigkeiten, welche die Zürcher Gesetze Fremden entgegensetzen, aufgehalten worden, in einigen Wochen aber Statt finden wird, gäbe mir die Aussicht mich in un-

abhängiger Musse dem Studiren zu widmen, wenn nicht der an sich herzengute, mit meinem individuellen Charakter aber sehr unverträgliche Charakter der Züricher mich eine Veränderung des Wohnorts wünschen liesse.

Ich erwarte die gleiche Freude von der Erscheinung Ihrer Metaphysik der Sitten, mit welcher ich Ihre Religion innerhalb der Grenzen etc. gelesen habe. Mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins Weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen. Ich habe also immer die frohe Aussicht Ihr Werk für dieselbe zu benutzen. — Sollten bis dahin meine Ideen sich formen, und ich auf unerwartete Schwierigkeiten stossen; wollen Sie denn wohl erlauben, dass ich mir Ihren gütigen Rath erbitte? Vielleicht lege ich, dann anonym, in verschiedenen Einkleidungen meine der Entwicklung entgegenstrebenden Ideen dem Publicum zur Beurtheilung vor. Ich gestehe, dass schon etwas dieser Art von mir im Publicum ist*, wovon ich aber vor der Hand nicht wünschte, dass man es für meine Arbeit hielte, weil ich viele Ungerechtigkeiten mit vieler Freimüthigkeit und Eifer gerügt habe, ohne vor der Hand, weil ich noch nicht so weit bin, Mittel vorgeschlagen zu haben, wie ihnen ohne Unordnung abzuhelfen sey. Ein enthusiastisches Lob, aber noch keine gründliche Beurtheilung dieser Schrift, ist mir zu Gesichte gekommen. Wollen Sie mir dieses — soll ich sagen Zutrauen oder Zutraulichkeit? — erlauben, so schicke ich es Ihnen zur Beurtheilung zu, sobald ich die Fortsetzung aus der Presse erhalte. Sie, verehrungswürdiger Mann, sind der Einzige, dessen Urtheil sowohl, als dessen strenger Verschwiegenheit ich völlig traue. Über politische Gegenstände sind leider! bei der jetzigen besondern Verwicklung, fast alle parteiisch, selbst recht gute Denker, entweder furchtsame Anhänger des Alten, oder hitzige Feinde desselben, blos weil es alt ist. — Wollen Sie mir diese

* Seine „Beiträge zur Beurtheilung der französischen Revolution.“

gütige Erlaubniss ertheilen, ohne welche ich es nicht wagen würde, so wird, denke ich, der Herr Hof-Prediger Schulz Gelegenheit haben, Briefe an mich zu besorgen.

Nein — grosser für das Menschengeschlecht höchst wichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehen, sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken! Es ist, glaub ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten. Und diesen Ihren Entdeckungen gehen frohe Aussichten auf. Ich habe Herrn H. Pr. Schulz darüber einige Bemerkungen geschrieben, die ich auf einer Reise gemacht, und ihn gebeten, sie Ihnen mitzutheilen.

Was muss es seyn, grosser und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischer Laufbahn, solche Empfindungen haben zu können, als Sie! Ich gestehe, dass der Gedanke an Sie immer mein Genius seyn wird, der mich treibe, so viel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten.

Ich empfehle mich der Fordauer Ihres gütigen Wohlwollens, und bin mit der vollsten Hochachtung und Verehrung

Ew. Wohlgeboren

innigst ergebener

Zürich, d. 20. Sept. 1793.

Fichte.

10.

Verehrungswürdigster Mann.

Es ist vielleicht Anmaassung von mir, wenn ich durch meine Bitte dem Antrage des Herrn Schiller*, der vorigen Posttag an Sie ergangen, ein Gewicht hinzufügen zu

* Zur Theilnahme an den Horen.

können glaube. Aber die Lebhaftigkeit meines Wunsches, dass derjenige Mann, der die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts für den Fortgang des menschlichen Geistes, für alle künftige Zeitalter unvergesslich gemacht hat, durch seinen Beitritt ein Unternehmen autorisiren möchte, das darauf ausgeht, seinen Geist über mehrere Fächer des menschlichen Wissens, und über mehrere Personen zu verbreiten; vielleicht auch die Aussicht, dass ich selbst mit Ihnen zu einem Plane vereinigt würde, lässt mich nicht lange untersuchen, was der Anstand mir wohl erlauben möge. — Sie haben von Zeit zu Zeit in die Berliner Monatsschrift Aufsätze gegeben. Für die Verbreitung dieser ist es völlig gleichgültig, wo sie stehen; jede periodische Schrift wird um Ihrer willen gesucht: aber für unser Institut wäre es, vor Welt und Nachwelt, die höchste Empfehlung, wenn wir Ihren Namen an unsrer Spitze nennen dürften.

Ich habe Ihnen durch Herrn Hartung meine Einladungsschrift überschickt; und es würde höchst unterrichtend für mich seyn, wenn ich — jedoch ohne Ihre Unbequemlichkeit — Ihr Urtheil darüber erfahren könnte. — Ich werde von nun an, durch den mündlichen Vortrag, mein System für die öffentliche Bekanntmachung reifen lassen.

Ich sehe mit Sehnsucht Ihrer Metaphysik der Sitten entgegen. Ich habe besonders in Ihrer Kritik der Urtheilskraft eine Harmonie mit meinen besondern Überzeugungen über den praktischen Theil der Philosophie entdeckt, die mich begierig macht, zu wissen, ob ich durchgängig so glücklich bin, mich dem ersten Denker anzunähern.

Ich bin mit innigster Verehrung Ihnen ergeben.

Fichte.

11.

Darf ich Ihre Musse, verehrungswürdigster Mann, durch die Bitte unterbrechen, beigeschlossnen kleinen Theil des ersten Versuchs, den in meiner Schrift: „Über den

Begriff der Wissenschaftslehre etc.“ angedeuteten Plan auszuführen, wenn Ihre Geschäfte irgend es erlauben, durchzulesen, und mir Ihr Urtheil darüber zu sagen?

Abgerechnet, dass der Wink des Meisters dem Nachfolger unendlich wichtig seyn muss, und dass Ihr Urtheil meine Schritte leiten, berichtigen, beschleunigen wird, wäre es auch nicht unwichtig für den Fortgang der Wissenschaft selbst, wenn man dasselbe wüsste. Bei dem Tone, der im philosophischen Publicum herrschend zu werden droht; bei dem anmaassenden Absprechen derer, die im Possess zu seyn sich dünken; bei ihrem ewigen Machtspruche von Nicht verstanden haben, und Nicht verstanden haben können, und gegenseitig nie verstehen werden, wird es immer schwerer, sich auch nur Gehör zu verschaffen; geschweige denn Prüfung und belehrende Beurtheilung.

Von innigster Verehrung gegen Ihren Geist durchdrungen, den ich zu ahnen glaube; des Glücks theilhaftig, Ihren persönlichen Charakter in der Nähe bewundert zu haben; wie glücklich wäre ich, wenn meine neuesten Arbeiten von Ihnen eines günstigen Blicks gewürdigt würden, als man bisher darauf geworfen! Herr Schiller, der Sie seiner Verehrung versichert, erwartet sehnsuchtsvoll Ihren Entschluss in Absicht des geschehenen Ansuchens in einer Sache, die ihn ungemein interessirt; und uns Andere nicht weniger. Dürfen wir hoffen? Ich empfehle mich Ihrem gütigen Wohlwollen.

Ihr

innigst ergebener

Fichte.

Jena, d. 6. Oct. 1794.

Ich lege ein Exemplar von 5 mir abgedruckenen Vorlesungen bei. Sie scheinen mir selbst, wenigstens für das Publicum, höchst unbedeutend.

12.

Antwort von Kant.

Hochgeschätzter Freund,

Wenn Sie meine drei Vierteljahr verzögerte Antwort auf Ihr an mich abgelassenes Schreiben für Mangel an Freundschaft und Unhöflichkeit halten sollten; so würde ich es Ihnen kaum verdenken können. Kennten Sie aber meinen Gesundheitszustand und die Schwäche meines Alters, die mich genöthigt haben, schon seit Einem und einem halben Jahre alle meine Vorlesungen, gewiss nicht aus Gemächlichkeit, aufzugeben; so würden Sie dieses mein Betragen verzeihlich finden; ungeachtet ich noch dann und wann durch den Canal der Berl. Monatsschrift und auch neuerlich durch den der Berliner Blätter von meiner Existenz Nachricht gebe, welches ich als Erhaltungsmittel durch Agitation meiner geringen Lebenskraft, ob zwar langsam und nur mit Mühe thue, wobei ich mich jedoch fast ganz ins praktische Fach zu werfen mir gerathen finde, und die Subtilität der theoretischen Speculation, vornämlich wenn sie ihre neuern, äusserst zugespitzten *Apices* betrifft, gern Andern überlasse.

Dass ich zu dem, was ich neuerlich ausgefertigt habe, kein anderes Journal als das der Berliner Blätter wählte, werden Sie und meine übrigen philosophirenden Freunde mir als Invaliden zu Gute halten. Die Ursache ist: weil ich auf diesem Wege am geschwindesten meine Arbeit ausgefertigt und beurtheilt sehe, indem sie, gleich einer politischen Zeitung, fast posttäglich die Erwartung befriedigt, ich aber nicht weiss, wie lange es noch dauern möchte, dass ich überhaupt arbeiten kann.

Ihre mir 1795 und 1796 zugesandten Werke sind mir durch Herrn Hartung wohl zu Händen gekommen.

Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, dass meine Rechtslehre Ihren Beifall erhalten hat.

Lassen Sie sich, wenn sonst Ihr Unwillen über meine Zögerung im Antworten nicht zu gross ist, ferner nicht

abhalten, mich mit ihren Briefen zu beehren, und mir literarische Nachrichten zu ertheilen. Ich werde mich ermannen, künftig hierin fleissiger zu seyn, vornämlich, da ich Ihr treffliches Talent einer lebendigen und mit Popularität verbundenen Darstellung in Ihren neuern Stücken sich entwickeln sehe, damit Sie die dornichten Pfade der Scholastik nun durchwandert haben, und nicht nöthig finden werden, dahin wieder zurück zu sehen.

Mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft bin ich jederzeit etc.

I. Kant.

13*.

Verehrungswürdiger Freund und Lehrer.

Meinen innigsten Dank für Ihr gütiges Schreiben, welches meinem Herzen wohlthätig war. Meine Verehrung für Sie ist zu gross, als dass ich Ihnen irgend etwas übel nehmen könnte; und noch dazu etwas so leicht zu erklärendes, als Ihre verzögerte Antwort: aber es würde mich betrübt haben, Ihre gute Meinung, die ich mir erworben zu haben glaubte, wieder verloren zu haben. Ich lebe im Mittelpuncte der literarischen Anekdotenjägerei, und Klättscherei; (ich meine damit nicht sowohl unser Jena; denn hier haben wir grösstentheils ernsthaftere Beschäftigungen, als den ganzen Umkreis, der uns umgiebt) und hatte seit Jahren mancherlei hören müssen. Ich kann mir sehr wohl denken, wie man endlich der Speculation satt werden müsse. Sie ist nicht die natürliche Atmosphäre des Menschen; sie

* Diesen Brief Fichte's, der als Entgegnung auf den vorigen dient, theile ich aus dem Originale mit. Dasselbe ist mit anderen weniger bedeutenden Briefen an Kant in den Besitz des 1827 verstorbenen Bürgermeisters Buck gekommen und aus dessen Nachlass mir mitgetheilt worden. Vergl. überdies Kant's Brief an Schiller.

ist nicht Zweck, sondern Mittel. Wer den Zweck, die völlige Ausbildung seines Geistes, die vollkommene Ubereinstimmung mit sich selbst, erreicht hat, der lässt das Mittel liegen. Dies ist Ihr Zustand, verehrungswürdiger Greis.

Da Sie selbst sagen, dass „Sie die Subtilität der theoretischen Speculation, besonders was ihre neuere äusserst zugespitzte Apices betrifft, gern Andern überlassen“ so bin ich desto ruhiger wegen der missbilligenden Urtheile über mein System, welche fast Jeder, der sich zu dem zahlreichen Heere der deutschen Philosophen rechnet, von Ihnen in den Händen zu haben vorgiebt; wie denn noch ganz neuerlich Herr Bouterweck, der genügsame Recensent Ihrer Rechtslehre, und der Reinhold'schen Vermischten Schriften, in den Göttingischen Anzeigen, ein solches von Ihnen erhalten haben will; wie ich durch den Canal meiner Zuhörer vernehme. — Dies ist nun so die Welt, in der ich lebe.

Es gereicht mir zum lebhaftesten Vergnügen, dass meine Darstellung Ihren Beifall findet. Ich glaube es nicht zu verdienen, wenn derselbe Bouterweck sie für barbarisch (in den Göttingschen Anzeigen) ausschreit. Ich schätze das Verdienst der Darstellung sehr hoch, und bin mir einer grossen Sorgfalt bewusst, die ich sehr früh angewendet, um eine Fertigkeit darin zu erhalten; und werde nie ablassen, da wo es die Sache erlaubt, Fleiss auf sie zu wenden. Deswegen aber denke ich doch noch gar nicht daran, der Scholastik den Abschied zu geben. Ich treibe sie mit Lust und Leichtigkeit, und sie stärkt und erhöht meine Kraft. Überdies habe ich ein beträchtliches Feld derselben bisher bloß im Vorbeigehen berührt, aber noch nicht mit Vorsatz durchmessen: das der Geschmacks-Kritik.

Mit innigster Verehrung

Ihr

ergebenster

Fichte.

Jena, d. 1. Jänner 1798.

Um das Verhältniss beider Männer abzuschliessen, gehören noch zwei öffentliche Erklärungen hierher, die auch für die Geschichte der Philosophie als literarische Actenstücke aufzubehalten nicht unwichtig ist. Die erste enthält Kant's Urtheil über die Wissenschaftslehre, von welcher er sich förmlich lossagt, wahrscheinlich aus Furcht, der Verdacht des Atheismus, welcher eben die W. L. getroffen hatte, könne auch auf ihn zurückfallen. Diese Besorgniss, und, wie erläuternde Briefe aus Königsberg noch hinzusetzten, auch fremdes Zureden konnten wohl nur den Greis veranlassen, so sich über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu äussern, von dem doch keine nähere Kenntniss zu haben er sich bewusst seyn musste.

(Intell. Bl. d. A. L. Z. 1799. No. 109.)

„Auf die feierliche im Namen des Publicums an mich ergangene Aufforderung des Rec. von Buhle's Entwurf der Tr. Philosophie in No. 8. der Erlangischen L. Z. 1799. erkläre ich hiermit: dass ich Fichte's Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System halte. Denn reine Wissenschaftslehre ist nichts mehr oder weniger als blosser Logik, welche mit ihren Principien sich nicht zum Materialen des Erkenntnisses versteigt, sondern vom Inhalte desselben als reine Logik abstrahirt, aus welcher ein reales Object herauszuklauben vergebliche und daher auch nie versuchte Arbeit ist, sondern wo, wenn es die Transcendental-Philosophie gilt, allererst zur Metaphysik übergeschritten werden muss. Was aber Metaphysik nach Fichte's Principien betrifft: so bin ich so wenig gestimmt, an derselben Theil zu nehmen, dass ich in einem Antwortschreiben ihm, statt der fruchtlosen Spitzfindigkeiten (*apices*) seine gute Darstellungsgabe zu cultiviren rieth, wie sie sich in der Kritik der reinen Vernunft mit Nutzen anwenden lässt, aber von ihm mit der Erklärung, „„er werde doch das Scholastische nicht aus den Augen setzen,““ höflich abgewiesen wurde. Also ist die Frage: ob ich den Geist der Fichte'schen Philosophie für ächten Criticismus

halte, durch ihn selbst beantwortet, ohne dass ich nöthig habe, über ihren Werth oder Unwerth abzusprechen; da hier nicht von einem beurtheilten Object, sondern dem beurtheilenden Subjecte die Rede ist; wo es genug ist, mich von allem Antheil an dieser Philosophie loszusagen.“

„Hierbei muss ich noch bemerken, dass die Anmaassung, mir die Absicht unterzuschieben, ich habe bloß eine Propädeutik zur Transscendental-Philosophie, nicht das System dieser Philosophie selbst, liefern wollen, mir ungreiflich ist. Es hat mir eine solche Absicht nie in Gedanken kommen können, da ich selbst das vollendete Ganze der reinen Philosophie in der Kritik der reinen Vernunft für das beste Merkmal der Wahrheit derselben gepriesen habe. — Da endlich Recensent behauptet, dass die Kritik in Ansehung dessen, was sie von der Sinnlichkeit wörtlich lehrt, nicht buchstäblich zu nehmen sey, sondern ein Jeder, der die Kritik verstehen wolle, sich allererst des gehörigen (Beck'schen oder Fichte'schen) Standpunctes bemächtigen muss, weil der Kant'sche Buchstabe so gut wie der Aristotelische den Geist tödte: so erkläre ich hiermit nochmals, dass die Kritik allerdings nach dem Buchstaben zu verstehen, und bloß aus dem Standpuncte des gemeinen nur zu solchen abstracten Untersuchungen hinlänglich cultivirten Verstandes zu verstehen ist.“

„Ein italienisches Sprichwort sagt: „Gott bewahre uns nur vor unsern Freunden; vor unsern Feinden wollen wir uns wohl selbst in Acht nehmen!““ Es giebt nämlich gutmüthige, gegen uns wohlgesinnte, aber dabei in der Wahl der Mittel, unsere Absichten zu begünstigen, sich verkehrt benehmende (tölpische), aber auch bisweilen betrügerische, hinterlistige, auf unser Verderben sinnende und dabei doch die Sprache des Wohlwollens führende, (*aliud lingua promptum, aliud pectore inclusum gerere*) sogenannte Freunde, vor denen und ihren ausgelegten Schlingen man nicht genug auf der Hut seyn kann. Aber dessen ungeachtet muss die kritische Philosophie sich durch ihre unaufhaltsame Tendenz zu Befriedigung der Vernunft in

theoretischer sowohl als in moralisch praktischer Absicht überhaupt fühlen, dass ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen, oder ein anders geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern das System der Kritik auf einer völlig gesicherten Grundlage ruhend, auf immer befestigt, und auch für alle künftigen Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sey.“

Den 7. Aug. 1793.

Immanuel Kant.

Fichte antwortete darauf folgender Gestalt, in Form eines Privatschreibens an Schelling:

(Int. Bl. d. A. L. Z. 1799. No. 122.)

„Was ich zu Kant's Erklärung über mein System sage? — Lassen Sie sich doch aus meinen in Jena befindlichen Papieren Kant's Schreiben, dessen diese Erklärung erwähnt, herausuchen: Sie werden darin im Zusammenhang Folgendes lesen: „„Meine Altersschwäche, welche mir — nur noch durch den Canal der Berl. Monatsschrift von meiner Existenz Nachricht zu geben erlaubt u. s. w. — wobei ich mich doch fast allein ins praktische Fach zu werfen mir gerathen finde, und die Subtilität der theoretischen Speculation, vornämlich wenn sie ihre neuern äusterst zugespitzten *Apices* betrifft, gern Andern überlasse.““ — Und weiterhin: „„besonders da ich in Ihren letzten Stücken““ (dies war die zweite Einleitung in die W. L. im phil. Journal 4. und 5. Heft vom J. 1797.) — „„Ihr Talent einer lebendigen, mit Popularität vereinigten Darstellung sich entwickeln sehe, nachdem Sie die dornigen Pfade der Scholastik nun durchwandert haben, und nicht nöthig finden werden, dahin zurückzukehren.““

Bei Ihnen bedarf es wohl keiner Entschuldigung, dass ich so kühn gewesen, Kant's guten Rath, eine Darstellungsgabe, „wie sie sich in der Kritik der reinen

Vernunft mit Nutzen anwenden lässt,“ zu cultiviren, nicht sonderlich zu Herzen zu nehmen: — einen guten Rath, den ich überdies gar nicht gewagt hätte, so zu verstehen, wie Kant ihn jetzt auslegt. — Ich hielt es nicht für Persiflage, sondern konnte es mir gar wohl als Ernst denken, dass Kant nach einem arbeitsvollen Leben in seinem hohen Alter sich für unfähig hielte, in ganz neue Speculationen einzudringen. — Der ehrwürdige Mann gab mir vor 8 Jahren einen andern Rath, welchen zu befolgen ich mich geneigter gefühlt habe, den: immer auf meinen eigenen Füßen zu stehen.

Ich verweise Sie also nicht auf jenes von Kant selbst öffentlich erwähnte Schreiben, in der Absicht, um mich zu entschuldigen, sondern um noch bestimmter herauszuheben, was Kant selbst mit liebenswürdiger Billigkeit in jener Erklärung sagt: dass er nur nicht gestimmt sey, an den neuen Untersuchungen Theil zu nehmen, dass er sich nur lossage von allem Antheil an ihren Resultaten, und dass hier überall nicht von einem beurtheilten Object, sondern nur von einem beurtheilenden Subject die Rede sey.“

14.

An den

Buchhändler Carl Spener

(Haude und Spener'sche Buchhandlung) in Berlin.

1793*.

Hochgeschätzter Mann!

Ihr den 9. März an mich abgelassener, den 17. angelangter, Brief hat mich dadurch erfreut, dass er mich an Ihnen einen Mann hat kennen lernen, dessen Herz für eine edlere Theilnahme, als blos der des Handlungsvortheils, empfänglich ist. Allein in den Vorschlag einer neuen absonderten Auflage des Stücks der B. Monatsschrift „über die Abfassung einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ am wenigsten mit auf gegenwärtige Zeitumstände gerichteten Zusätzen, kann ich nicht entriren. — Wenn die Starken in der Welt im Zustande eines Rausches sind, er mag nun von einem Hauche der Götter, oder einer Muffete herrühren, so ist einem Pygmäen, dem seine Haut lieb ist, zu rathen, dass er sich ja nicht in ihren Streit mische, sollte es auch durch die gelindesten und ehrfurchtvollsten Zureden geschehen; am Meisten deswegen, weil er von diesen doch gar nicht gehört, von andern aber, die die Zuträger sind, missgedeutet werden würde. — Ich trete von heute über 4 Wochen in mein 70stes Lebensjahr. Was kann man in diesem Alter noch Sonderliches, auf Männer

* Dieser Brief ist mir wohlwollend von Herrn Buchhändler Siegf. Jul. Josephy in Berlin zur Mittheilung übersandt worden.

von Geist wirken zu wollen, hoffen? und, auf den gemeinen Haufen? Das wäre verlorene, ja wohl gar zum Schaden desselben verwandte Arbeit. In diesem Reste eines halben Lebens ist es Alten wohl zu rathen das „*non defensoribus istis tempus eget*“ und sein Kräftemaaß in Betrachtung zu ziehen, welches beinahe keinen andern Wunsch, als den der Ruhe und des Friedens übrig läßt.

In Rücksicht hierauf werden Sie mir, wie ich hoffe, meine abschlägige Antwort nicht für Unwillfährigkeit auslegen; wie ich denn mit der vollkommensten Hochachtung jederzeit bin

Ihr

ganz ergebenster Diener

Königsberg, den 22. Mars 1793.

I. Kant.

15.

An

Professor Carl Fr. Stäudlin

in Göttingen,

1793*,

und Erwiderung des Letzteren, als Kant ihm seine Schrift
„der Streit der Facultäten 1798“ gewidmet hatte**.

Königsberg, d. 4. Mai 1793.

Sehen Sie, verehrungswürdiger Mann, die Verspätung meiner, auf Ihr mir schon den 9. November 1791 gewordenes Schreiben und werthes Geschenk Ihrer Ideen einer Kritik etc. schuldigen Antwort nicht als Ermangelung an Aufmerksamkeit und Dankbarkeit an; ich hatte den Vorsatz, diese in Begleitung mit einem, jenem gewissermassen ähnlichen Gegengeschenk an Sie ergehen zu lassen, welche aber durch manche Zwischenarbeiten bisher aufgehalten worden. — Mein schon seit geraumer Zeit gemachter Plan der mir obliegenden Bearbeitung des Feldes der reinen Philosophie ging auf die Auflösung der drei Aufgaben: 1. Was kann ich wissen? (Metaphysik). 2. Was soll ich thun? (Moral)- 3. Was darf ich hoffen? (Religion); welcher zuletzt die vierte folgen sollte: Was ist der Mensch? (Anthropologie; über die ich schon seit mehr als 20 Jahren jährlich ein Collegium gelesen habe.) — Mit beikommender Schrift:

* Kant's Brief an Stäudlin 1793 in der Hartenstein'schen Ausgabe Bd. X, S. 141—43. aus dem Originale abgedruckt.

** Die letztere ist im Originale in Kant's Nachlasse auf der hiesigen Universitätsbibliothek befindlich.

Religion innerhalb der Grenzen etc. habe ich die dritte Abtheilung meines Plans, zu vollführen gesucht, in welcher Arbeit mich Gewissenhaftigkeit und wahre Hochachtung für die christliche Religion, dabei aber auch der Grundsatz einer geziemenden Freimüthigkeit geleitet hat, nichts zu verheimlichen, sondern, wie ich die mögliche Vereinigung der letzteren mit der reinsten praktischen Vernunft einzusehen glaube, offen darzulegen. — Der biblische Theolog kann doch der Vernunft nichts Anderes entgegensetzen als wiederum Vernunft, oder Gewalt, und will er sich den Vorwurf der letzteren nicht zu Schulden kommen lassen (welches in der jetzigen Krisis der allgemeinen Einschränkung der Freiheit im öffentlichen Gebräuch sehr zu fürchten ist), so muss er jene Vernunftgründe, wenn er sie sich für nachtheilig hält, durch andere Vernunftgründe unkräftig machen und nicht durch Bannstrahlen, die er aus dem Gewölke der Hofluft auf sie fallen lässt; und das ist meine Meinung in der Vorrede S. XIX * gewesen, da ich zur vollendeten Instruction eines biblischen Theologen in Vorschlag bringe, seine Kräfte mit dem, was Philosophie ihm entgegen zu setzen scheinen möchte, an einem System aller ihrer Behauptung (dergleichen etwa gegenwärtiges Buch ist), und zwar gleichfalls durch Vernunftgründe zu messen, um gegen alle künftige Einwürfe gewaffnet zu seyn. — Die auf gewisse Art geharnischte Vorrede wird Sie vielleicht befremden; die Veranlassung dazu ist diese. Das ganze Werk sollte in 4 Stücken in der Berliner Monatschrift, doch mit der Censur der dortigen Commission herauskommen. Dem ersten Stück gelang dieses (unter dem Titel: vom radicalen Bösen in der m. N.); indem es der philosophische Censor, Hr. G. R. Hillmer, als zu seinem Departement gehörend annahm. Das zweite Stück aber war nicht so glücklich, weil Hr. Hillmer, dem es schien in die biblische Theologie einzugreifen (welches ihm das erste, ich weiss nicht aus welchem Grunde, nicht zu

* Vgl. Bd. 10. S. 12.

thun geschienen hatte), es für gut fand, darüber mit dem biblischen Censor, Hrn. O. C. R. Hermes, zu conferiren, der es alsdann natürlicher Weise (denn welche Gewalt sucht nicht ein blosser Geistlicher an sich zu reissen?) als unter seine Gerichtsbarkeit gehörig in Beschlag nahm und sein *legi* verweigerte. — Die Vorrede sucht nun zu zeigen, dass, wenn eine Censurcommission über die Rechtsame Dessen, dem die Censur einer Schrift anheimfallen sollte, in Ungewissheit ist, der Autor es nicht auf sie dürfe ankommen lassen, wie sie sich unter einander einigen möchten, sondern das Urtheil einer einheimischen Universität aufrufen könne; weil da allein eine jede Facultät verbunden ist, auf ihre Rechtsame zu halten und eine der anderen Ansprüche zurückzuhalten, ein akademischer Senat aber in diesem Rechtsstreit gültig entscheiden kann. — Um nun alle Gerechtigkeit zu erfüllen, habe ich diese Schrift vorher der theologischen Facultät zu ihrer Beurtheilung vorgelegt, ob sie auf dieselbe, als in biblische Theologie eingreifend, Anspruch mache oder vielmehr ihre Censur, als der philosophischen zuständig, von sich abweise, und diese Abweisung, dagegen Hinweisung zu der letzteren auch erhalten.

Diesen Vorgang Ihnen, würdigster Mann, mitzutheilen, werde ich durch Rücksicht auf den möglichen Fall, dass darüber sich etwa ein öffentlicher Zwist ereignen dürfte, bewogen, um auch in Ihrem Urtheil wegen der Gesetzmässigkeit meines Verhaltens, wie ich hoffe, gerechtfertigt zu seyn. — Wobei ich mit der aufrichtigsten Hochachtung jederzeit bin

Ew. Hohehrwürden

gehorsamster Diener

I. Kant.

Empfangen Sie, aller Liebe und Verehrung würdiger Mann, meinen aufrichtigsten Dank für die ehrenvolle Zueignung Ihres Streits der Facultäten an mich, wodurch Sie noch mehr gethan haben, als Sie mir vor einigen Jahren versprochen haben. Schon vor einiger Zeit hatte mir ein Brief, den mir Herr Lehmann überbracht hat, diese Freude angekündigt und mich von Ihrem fortdauernden Wohlwollen gegen mich versichert, aber erst vor einigen Tagen ist mir das Exemplar Ihrer Schrift zu Handen gekommen, welches ich aus Ihren Händen zu besitzen das Glück habe. Ich werde nicht aufhören, Ihre Schriften zu studiren, aus ihnen zu lernen und an ihnen die Kraft des Selbstdenkens zu üben. Was ich selbst kürzlich herausgegeben habe, und so eben drucken lasse (meine Geschichte der Sittenlehre Jesu), will ich Ihnen lieber durch eine sich zeigende Gelegenheit, als durch die Post übersenden. Der Himmel segne ferner Ihr mit hohem Verdienste, Ruhm und Freude geschmücktes Alter! Schenken Sie mir auch in Zukunft Ihr Wohlwollen und seyen Sie meiner reinsten Verehrung versichert.

Göttingen, d. 9. Dec, 1798.

C. F. Ständlin.

16.

An

Hofrath G. Lichtenberg

in Göttingen,

1793 — 98,

und Lichtenberg's Antwort auf den letzten Brief*.

Briefentwurf Kant's aus d. J. 1793.

Nehmen Sie, verehrungswürdiger Mann, meinen Dank für Ihren aufgeweckten und belehrenden Brief an, den mir vor beinahe zwei Jahren meine dem durchreisenden Doctor Jachmann mitgegebene Empfehlung erwarb, und welchen zu bezeigen ich von der Herausgabe beizuhender Abhandlung die Gelegenheit ergreife. — Die Gründlichkeit der Erinnerung, die Sie mir damals gaben, die neugemodelte in der Kritik eingeführte rauhe Schulsprache, die manchen Nachbeter Worte brauchen lässt, mit denen er keinen Sinn verbindet, habe ich selbst oft gefühlt, wenn ich vornämlich die Ubertreibung gewisser Gegner mit ihrem Gebrauch, um den Leser destomehr von den vorgestellten Sachen selbst abwendig zu machen, ansah. — Diese lassen mich oft ein Kauderwelsch reden, das ich selbst nicht verstehe. Ich werde daher bei den nächsten Arbeiten dieser Art darauf schon Bedacht nehmen, jenen Benennungen andere der gemeinen Fassungskraft näherliegende beizugesellen, welches sich auch in einem doctrinalen Vortrage eher thun lässt, als in einer Kritik, die bei der Strenge der Begriffs-

* Kant's Briefentwurf und Lichtenberg's Schreiben sind beide in dem Nachlasse Kant's auf der hiesigen Universitätsbibliothek.

bestimmungen die scholastische Geschmackslosigkeit kaum umgehen kann.

Was Sie, vortrefflicher Mann, mir und Jedermann bewundernswürdig macht, ist, dass Ihre durch (mit gründlicher Vernunftwissenschaft verbundene) Gelehrsamkeit, Scharfsinn und eigenthümliche Laune auch ohne Namensnennung kennbare Schriften immer noch den lebens- und kraftvollen Geist der Jugend athmen, wobei Sie denn auch, sowie den Liebling der Musen Fontenelle, der Himmel noch ferner erhalten wolle. Dagegen spüre ich in meinem allererst vor kurzem angetretenen 70sten Lebensjahre, auch ohne krank zu seyn, doch an dem mir beschiedenen geringen Kräftemaass schon eine merkliche Abnahme und Schwierigkeit im Kopfarbeiten, woran auch wohl die luftige Natur einer von sinnlicher Anschauung abstrahirenden Philosophie schuld seyn mag.

Königsberg, d. 1. Juli 1798.

Der Ihnen, verehrungswürdiger Mann, Gegenwärtiges zu überreichen die Ehre hat, Herr von Farenheid*, Sohn eines Mannes von grossen Glücksumständen und selbst von guten Anlagen in Talent sowohl als Denkungsart, verlangt von mir zu seiner Ausbildung auf Ihrer Universität, in Begleitung des Candidaten Lehmann**, meines ehemaligen Zuhörers, an einen Lehrer empfohlen zu werden, der theils ihn in dem, was zu seinem Hauptstudium erforderlich ist, nämlich dem Cameralfach, in Allem, was dazu direct und

* Lebt noch jetzt auf seinen ausgedehnten Gütern (Angerapp) im Regierungsbezirk Gumbinnen, eben so allgemein hochgeachtet durch die Biederkeit seines Charakters und seine umfassende Intelligenz, wie durch die musterhafte Thätigkeit in den wichtigsten Zweigen der Landwirthschaft, in welchen er seinem Vaterlande als würdiges Beispiel voranleuchtet.

** J. Gtfr. Lehmann lebte später als Rector der Domschule und ausserordentlicher Professor der Philosophie zu Königsberg; er starb daselbst 1821.

indirect gehört (z. B. Mathematik, Naturwissenschaft, Mechanik, Chemie u. s. w.) Anleitung gebe, theils ihm auch die geschickten Männer anweise, durch die er in diesen Wissenschaften und Künsten gründlichen Unterricht erhalten kann.

Wer aber könnte dieser sonst wohl seyn, als der verdienstvolle mir besonders wohlwollende und öffentlich mich mit seinem Beifall beehrende und durch Beschenkung mit seinen belehrenden sowohl als ergötzenden Werken zur Dankbarkeit und Hochachtung verpflichtende Herr Hofrath Lichtenberg in Göttingen? Herr Lehmann, der schon einige Zeit vom theologischen Fache zum juristischen übergegangen war, wird bei dieser Apostasie auch für sich gewinnen, indem er häuslich den Repetenten macht, wozu er theils vermöge seiner eigenen guten Fassungskraft und gewohnten Fleisses, theils durch manche gute Vorkenntnisse vorzüglich aufgelegt ist.

Durch dieses Verhältniss hoffe ich auch für mich von Zeit zu Zeit erfreuende und belehrende Nachrichten von Ihnen, Ihrem Wohlbefinden und wissenschaftlichen Fortschreiten zu erhalten, als von welchem, vornämlich dem Letzteren, ich in meinem 75sten Lebensjahre mir bei obwohl noch nicht eingetretener völligen Hinfälligkeit wenig versprechen und nur mit dieser Messe noch einige Reste hingeben kann, in der ziemlich nebligen Aussicht noch vor dem Thoresschlusse eine andere Arbeit, die ich eben jetzt unter den Händen habe, fertig zu sehen.

Mit der grössten Hochachtung und Zuneigung bin ich
jederzeit

der Ihrige

I. Kant.

Lichtenberg's Antwort.

Göttingen, den 9. Decbr. 1798.

Empfangen Sie, verehrungswürdiger Mann, meinen herzlichsten Dank für Ihr gütiges Andenken an mich, wovon Ihr letztes Schreiben wieder so manchen unschätzbaren Beweis enthielt. Die Freude, die mir jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, zu jeder Zeit macht, wurde diesmal nicht wenig durch einen Umstand vermehrt, der meinem kleinen häuslichen Aberglauben gerade recht kam: Ihr vortrefflicher Brief war am ersten Juli datirt, und dieser Tag ist mein Geburtstag. Sie würden gewiss lächeln, wenn ich Ihnen alle die Spiele darstellen könnte, die meine Phantasie mit diesem Ereignisse trieb. Dass ich Alles dabei zu meinem Vortheile deutete, versteht sich von selbst. Ich lächle am Ende darüber, ja zuweilen sogar mitten darunter, und fahre gleich darauf wieder damit fort. Ehe die Vernunft, denke ich, das Feld bei dem Menschen in Besitz nahm, worauf jetzt noch zuweilen diese Keime sprossen, wuchs Manches auf demselben zu Bäumen auf, die endlich ihr Alter ehrwürdig machte und heiligte. Jetzt kommt es nicht leicht mehr dahin. Es freute mich aber in Wahrheit nicht wenig, mich gerade Ihnen, verehrungswürdiger Mann, gegenüber auf diesem Aberglauben zu ertappen. Er zeugt auch von Verehrung und zwar von einer Seite her, von welcher wohl, ausser dem Kant'schen Gott, alle übrigen stammen mögen.

Die Bekanntschaft des Herrn von Farenheid und des Herrn Lehmann macht mir sehr viel Freude. In Preussen giebt's doch noch Patrioten. Dort sind sie aber auch am nöthigsten. Nur Patrioten und Philosophen dorthin, so soll Asien wohl nicht über die Grenzen von Kurland vorrücken. *Hic murus ahenus esto.* O wenn mir nur meine elenden Gesundheits-Umstände verstatteten, mehr in Gesellschaft mit diesen vortrefflichen Leuten zu seyn. Wir wohnen wie in einem Hause, nämlich in verschiedenen, die aber demselben Herrn gehören und in allen Etagen

Communication haben, so dass man zu allen Zeiten des Tages ohne Hut und im Schlafrocke zusammenkommen kann, wenn man will. Ich hoffe die wiederkehrende Sonne soll mir neue Kräfte bringen, von jener häuslichen Verbindung häufigeren Gebrauch zu machen, als mir bisher möglich gewesen ist.

Mit der innigsten Verehrung und unter den eifrigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen habe ich die Ehre zu verharren

ganz der Ihrige

G. Lichtenberg.

Zwei Briefe
zwischen
Schiller und Kant.
1794—95.

An I. Kant*.

Jena, d. 13. Juni 1794.

Aufgefordert von einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, lege ich Ihnen beiliegenden Plan zu einer neuen Zeitschrift** und unsere gemeinschaftliche Bitte vor, dieses Unternehmen durch einen, wenn auch noch so kleinen Antheil befördern zu helfen.

Wir würden nicht so unbescheiden seyn, diese Bitte an Sie zu thun, wenn uns nicht die Beiträge, womit Sie den Deutschen Merkur und die Berliner Monatsschrift beschenkt haben, zu erkennen gäben, dass Sie diesen Weg, Ihre Ideen zu verbreiten, nicht ganz verschmähen. Das hier angekündigte Journal wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, von einem ganz andern Publicum gelesen werden, als dasjenige ist, welches sich vom Geiste Ihrer Schriften nährt, und gewiss hat der Verfasser der Kritik*** auch diesem Publicum Manches zu sagen, was nur er mit

* Bereits abgedruckt in Fr. v. Schiller's auserlesenen Briefen, herausgegeben von Dr. Hnr. Döring, Zeitz, 1835. Bd. I. S. 312—14. Sch.

** Für die Horen. Sch.

*** Von Schiller wurde besonders Kant's Kritik der Urtheilskraft überaus hochgehalten. Vgl. darüber Goethe's Briefwechsel mit Schiller. Sch.

diesem Erfolge sagen kann. Möchte es Ihnen gefallen, in einer freien Stunde sich unsrer zu erinnern, und dieser neuen literarischen Societät, durch welchen sparsamen Antheil es auch seyn mag, das Siegel Ihrer Billigung aufzudrücken.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurecht gewiesen haben*. Bloss die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theile des Publicums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Theil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der That sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Dass Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht misskannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anerkennung ersehen, und dies ist hinreichend, mich über die Missdeutungen zu trösten, denen ich mich bei Andern dadurch ausgesetzt habe. — Nehmen Sie schliesslich noch die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie meinem Geiste angezündet haben — eines Danks, der wie das Geschenk, auf das es sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist.

Königsberg, d. 30. März 1795.

Hochzuverehrender Herr**!

Die Bekanntschaft und das literarische Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann, wie Sie, theuerster

* Es betrifft Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde.“ Sch.

** Zuerst abgedruckt in Schiller's Leben, verfasst von der Frau v. Wollzogen, 1830. Bd. II. S. 125. Sch.

Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als sehr erwünscht seyn. — Ihr im vorigen Sommer mitgetheilte Plan zu einer Zeitschrift ist mir, wie auch nur kürzlich die zwei ersten Monatsstücke, richtig zu Handen gekommen. — Die Briefe über die aesthetische Menschen-erziehung finde ich vortrefflich und werde sie studiren, um Ihnen meine Gedanken hierüber mittheilen zu können. — Die im zweiten Monatsstück enthaltene Abhandlung über den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu seyn scheint, doch nicht enträthseln. Einmal hatte die A. L. Z. sich über einen Gedanken in den Briefen des Herrn Hube aus Thorn (die Naturlehre betreffend), von einer ähnlichen, durch die ganze Natur gehenden Verwandtschaft mit scharfem Tadel (als über Schwärmerei) aufgehalten. Etwas dergleichen läuft einem zwar bisweilen durch den Kopf, aber man weiss nichts daraus zu machen. So ist mir nämlich die Natureinrichtung: dass alle Besamung in beiden organischen Reichen zwei Geschlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen, weil man doch die Vorsehung hierbei nicht, als ob sie diese Ordnung gleichsam spielend, der Abwechslung halber, beliebt habe, annehmen wird, sondern Ursache hat zu glauben, dass sie nicht anders möglich sey, welches eine Aussicht ins Unabsehliche eröffnet, woraus man schlechterdings nichts machen kann, so wenig wie aus dem, was Milton's Engel dem Adam von der Schöpfung erzählt: „Männliches Licht entfernter Sonnen vermischt sich mit weiblichem zu unbekanntem Endzwecken.“ Ich besorge, dass es Ihrer Monatsschrift Abbruch thun dürfte, dass die Verfasser darin ihre Namen nicht unterzeichnen, und sich dadurch für ihre gewagten Meinungen verantwortlich machen, denn dieser Umstand interessirt das lesende Publicum gar sehr.

Für dies Geschenk sage ich also meinen ergebensten Dank; was aber meinen geringen Beitrag zu diesem Ihrem

Geschenk fürs Publicum betrifft, so muss ich mir einen etwas langen Aufschub erbitten, weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber ausser diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere, die grosse Lesewelt interessirende Artikel giebt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muss, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Herrn Professor Fichte bitte ich ergebenst meinen Gruss und meinen Dank für die verschiedenen mir zugeschickten Werke von seiner Hand abzustatten. Ich würde dieses selbst gethan haben, wenn mich nicht, bei der Mannigfaltigkeit der noch auf mir liegenden Arbeiten, die Ungemächlichkeit des Altwerdens drückte, welche denn doch nichts mehr als meinen Aufschub rechtfertigen soll. — Den Herrn Schütz und Hufeland bitte gleichfalls gelegentlich meine Empfehlung zu machen.

Und nun theuerster Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist Ihr ergebenster treuer Diener

I. K a n t.

B i s c h o f L i n d b l o m

in Linköping an Kant

und

Kant's Antwort.

1797.

Um die nachfolgende Antwort Kant's, welche zwar nicht vollständig in ihrem Entwurfe unter den nachgelassenen Papieren sich befunden, aber auch in dieser Gestalt als ein sehr schätzbares Fragment zur Belehrung über Kant's Familie und frühere Erziehung geachtet werden muss, genauer zu verstehen, lasse ich den dazu auffordernden Brief des Bischofs Lindblom von Linköping vorausgehen. Derselbe wird in der handschriftlichen Sammlung der Briefe an Kant auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg unter Nr. XLVII aufbewahrt.

Viro omnibus titulis majori

Immanueli Kant

S. P. D.

Jacobus Lindblom

Episcopus Dioeceseos Ostrogothicae in Suecia.

Patiaris, Vir celebratissime, ignotum nomen Tibi ante oculos poni. Non ingentia Tua in scientias merita concelebraturus praesentem me steti; illa enim venerabunda

mente, quam verbis colere mihi magis convenit, cum Te principem et antesignanum suum totus suspicit doctorum ordo.

Alia omnino causa, nec illa Tibi ut spero ingrata, memet, ut Te adirem commovit. Scilicet quod olim Homero, longe post sua fata, evenisse ferunt, ut plures urbes, sibi quaeque decus natalium vindicantes, de patria Principis Poetarum contenderent, id Tibi Philosophorum Principi vivo dudum contigit. Suecia nempe nostra et in illa Dioecesis, cui praesum, Ostrogothica, non majores tantum Tuos fovisse, sed et parentem Tuum educasse gloriae sibi ducit. Nec temere hanc sibi laudem adsciscere videtur, si modo verum, Te parente ortum, qui stipendia in castris Suecanis circa initium seculi fecerat, antequam in Germanica transiret. Is nempe miles (Unter-Officier dicunt) patre ortus dicitur agricola, in territorio Tjustiae Septentrionalis, quod partem constituit Provinciae Smolandiae, Dioecesi Lincolpiensi subjectam, sedem habente. Quatuor fratres habuit, inter quos parens Tuus ordine tertius fuit. Bini majores natu agriculturae sese in eodem natali territorio addixerunt, ex minoribus vero alter Holmiam, nescio quo consilio, concessit, alter vero scriba cohortis equestris (Musterschreiber) non procul a patriis laribus sedem fixit.

Ex his supersunt, quantum ego quidem, per breve illud spatium, quo haec mihi innotuerunt, expiscari potui, (forte plurimi ex fratribus agricolis oriundi) filia et nepos quarti fratris, nec non nepos quinti, juvenis bonae spei, qui musicam exercet nec procul ab nostra urbe commoratur, organistae vices Vitrici loco obiens.

Horum te, Vir summe, certiore facere volui, ut quae ipse de genere Tuo scires, benigne mihi communicares, atque sic demum constaret, quo jure Suecia et Tjustia quoque Te suum sibi vindicent. Ego vero ipse Tjustia oriundus, inter gloriae titulos habebo, si hoc saltem commune cum Viro, non supra meam solum, sed et laudatissimorum hominum sortem eminenti, habuerim. Vale! O! utinam seculo, cujus decus es, diu intersis!

Dabam Lincopiae, die XIII. August. A. MDCCXCVII.

P. S. Wenn ich mit Dero Zuschrift sollte geehrt werden, wie ich herzlich wünsche, so ist die Adresse über Hamburg auf Linköping in Schweden.

Jacob Lindblom.

Kant's Entwurf zur Antwort.

Die Bemühung, die sich Euer Hochwürden gegeben haben, meine Abstammung zu erkunden und mir das Resultat Ihrer Nachforschung gütigst mitzutheilen, verdient den grössten Dank, wenn gleich daraus weder für mich noch für andere nach der Lage dieser Sache kein baarer Nutzen zu ziehen seyn möchte. — Dass mein Grossvater, der als Bürger in der Preussisch-Litthauischen Stadt Tilsit lebte, aus Schottland abstammend sey, dass er einer von den vielen war, die am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts aus Schottland, ich weiss nicht aus welcher Ursache in grossen Haufen emigrirten und davon ein guter Theil sich unterwegs auch in Schweden, der letztere aber in Preussen vornämlich über Memel und Tilsit verbreitet hat, beweisen die noch in Preussen befindlichen Familien: die Douglas, Simpson, Hamilton etc., unter denen auch mein Grossvater gewesen, ist mir gar wohl bekannt. Von lebenden Verwandten väterlicher Seite ist mir fast keiner hier bekannt, und ausser den Descendenten meiner Geschwister ist (da ich selbst ledig bin) mein Stammbaum völlig geschlossen: von dem ich auch weiter nichts rühmen kann, als dass meine beiden Eltern (aus dem Handwerksstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser seyn konnte und für welche ich bei jedesmaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem

dankbarsten Gefühle gerührt finde. — So viel von meiner Abstammung, die nach dem von Ihnen entworfenen Schema von guten Bauern in Ostgothland (welches ich mir zur Ehre anrechne) bis auf meinen Vater (sollte wohl eher Grossvater lauten) geführt seyn soll: wobei ich das Interesse der Menschenliebe, was Ew. Hochwürden an diesen Leuten nehmen, nicht verkenne, mich nämlich zur Unterstützung dieser meiner angeblichen Verwandten zu bewegen.

Denn es ist mir zu gleicher Zeit ein Brief aus Larum den 10ten Juli 1797*) zu Händen gekommen, der mit gleicher Entwicklung meiner Abstammung zugleich das Ansinnen des Briefstellers enthält, ihm als einem Cousin, „auf einige Jahre mit 8 bis 10 Tausend Thalern Kupfermünze gegen Interessen zu dienen, durch welche er glücklich werden könne.“

Diesem Plane aber steht ein auf Pflichtbegriff gegründeter Contreplan** entgegen —

Hier bricht der Entwurf ab.

* Dieser Brief befindet sich in der Sammlung der Briefe an Kant auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg (als Nr. XXXIII), in Schwedischer Sprache geschrieben. In demselben wird geradezu unserem Kant ein Vater aufgedrängt, der als Lieutenant in Deutschland gedient haben soll und den Vornamen Lars geführt hat. Die Absicht dieses vermeintlichen Verwandten erscheint aber ziemlich unverschleiert, den auch in Schweden neben seinem gefeierten Ruhme als reich bezeichneten Philosophen um eine Geldsumme zu prellen, weil der dreiste Carl Friedrich Kanth in sehr roher Sprache eine Summe von 8—10,000 Thalern begehrt, um eine Zoll-Inspectorstelle zu kaufen, seinen Vetter auch in einem anderen Briefe schon nach Kiel oder Lübeck zu kommen angefordert haben will.

** Darunter meint Kant seine Absicht, sein Vermögen den Kindern seines Bruders und seiner Schwestern zu gleichen Theilen testamentarisch zu hinterlassen.

19.

An den

Professor und Oberschulrath Meierotto

in Berlin.

1797—98?

Königsberg.

Wohlgeborner Herr*!

Das Andenken an die mit Ihnen in unserm Orte gemachte Bekanntschaft, und wie ich mir schmeichle, getroffene sehr schätzbare Freundschaft — woran mich unser gemeinschaftlicher Freund, der jetzt Wittwer gewordene Kriegsrath Heilsberg oft mit Vergnügen erinnert — aufzufrischen, trifft sich jetzt eine Veranlassung, nämlich Sie um die Genehmigung des Vorschlags der Stettinschen Regierung, den Candidat Lehmann sen. zum Lehrer der Mathematik, Philosophie und Latinität, an die Stelle des jetzt (wie es heisst) hoffnungslos kranken Professors Meyer im Fall seines Absterbens, inständig zu bitten.

Dieser junge Mann kann, was die erste Qualität (die Mathematik) betrifft, seine Kenntnisse darin hinreichend selbst documentiren. Was die zweite (die Philosophie) anlangt, kann ich ihm ein vor den meisten seiner Mitzuhörer

* Dieser Brief liegt als Entwurf von Kant's Hand in seinem Nachlasse vollendet da; die Jahreszahl ist noch ausgelassen, müsste aber sowohl nach der Handschrift zu urtheilen als nach dem Aufenthalte des Empfohlenen in Königsberg als Candidat aus dem Jahre 1797 oder 98 herrühren. Derselbe begleitete den Stud. v. Fahrenheid nach Göttingen 1798 (vgl. den Brief an Lichtenberg), wurde später Rector der Domschule zu Königsberg und ausserordentlicher Professor an der Universität; er starb 1821.

vorzügliches Lob geben: an der nothwendigen Latinität wird es ihm auch, wie ich glaube, nicht mangeln. Die Lehrgabe (*donum docendi*) wohnt ihm auch, wie ich es bezeugen kann, vorzüglich bei, so dass ich mit Zuversicht hoffen kann, Euer Wohlgeboren werden, wenn Sie als Oberschulrath der Wahl desselben zum Professor jener Wissenschaften in Settin Ihre Beistimmung geben, dem Endzweck derselben vollkommen gemäss verfahren: als um welche ich also hiemit ergebenst bitte.

Ich wünsche, dass so wie alle Ihre grossen Arbeiten zum Besten des Schulwesens überhaupt, also auch diese zu dem der Stettinschen Schule, wie ich festiglich hoffe, gedeihen möge, und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

I. Kant.

20.

An

Hofrath S. Th. Sömmerring

in Frankfurt am Main.

Drei Briefe aus den Jahren 1795—1800*.

Sie haben theurerster Mann**, als der erste philosophische Zergliederer des Sichtbaren am Menschen, mir, der ich mit der Zergliederung des Unsichtbaren an demselben beschäftigt bin, die Ehre der Zueignung Ihrer vortrefflichen Abhandlung, vermuthlich als Aufforderung zur Vereinigung beider Geschäfte zum gemeinsamen Zwecke, bewiesen.

Mit dem herzlichsten Danke für dieses Ihr Zutrauen lege ich den Entwurf, von der Vereinbarkeit einerseits und der Unvereinbarkeit beider Absichten andererseits, hiermit bei; mit der Erklärung, davon nach Ihrem Gutbefinden allen beliebigen, allenfalls öffentlichen, Gebrauch zu machen.

Bei Ihrem Talent und blühender Kraft, Ihren noch nicht weit vorgeschrittenen Jahren, hat die Wissenschaft von Ihnen noch grosse Erweiterung zu hoffen; als wozu ich Gesundheit und Gemächlichkeit von Herzen wünsche,

* Vgl. Kant zu Sömmerring über das Organon der Seele, in dieser Ausgabe Bd. VII. Abth. 1. S. 117. und meine Anmerkung daselbst. Schubert.

** Die ersten beiden Briefe verdanke ich, durch gefällige Vermittelung des Herrn Leopold Voss in Leipzig, der geneigten Mittheilung des Herrn Dr. W. Sömmerring in Frankfurt a. M., dersie in dem Nachlasse seines verewigten Vaters gefunden hat. Das Original des dritten hat er nicht vorgefunden, so dass die Vermuthung gefasst werden kann, Kant habe die Reinschrift nicht einmal an die Adresse wirklich abgesandt.

indessen dass der Ablauf der meinigen von mir nur wenig mehr erwarten lässt, als die Belehrung Anderer noch so viel als möglich zu benutzen.

Königsberg, d. 10. Aug. 1795.

Ihr

Verehrer und ergebenster Diener

I. Kant.

Da Herr Nicolovius mich fragt, ob ich etwas als Einschluss zu seinem Briefe an Sie, theuerster Freund, mitzugeben habe: so mag es folgender Einfall seyn. —

In der Aufgabe vom gemeinen Sinnenwerkzeug ist's darum hauptsächlich zu thun, Einheit des Aggregats in das unendlich Mannigfaltige aller sinnlichen Vorstellungen des Gemüths zu bringen, oder vielmehr jene durch die Gehirnstructur begreiflich zu machen: welches nur dadurch geschehen kann, dass ein Mittel da ist, selbst heterogene, aber der Zeit nach aneinander gereihte Eindrücke zu associiren, z. B. die Gesichtsvorstellung von einem Garten, mit der Gehörvorstellung von einer Musik in demselben, dem Geschmack einer da genossenen Mahlzeit u. s. w., welche sich verwirren würden, wenn die Nervenbündel sich durch wechselseitige Berührung einander afficirten. So aber kann das Wasser der Gehirnhöhlen den Einfluss des einen Nerven auf den andern zu vermitteln und, durch Rückwirkung des letzteren, die Vorstellung, die diesem correspondirt, in ein Bewusstseyn zu verknüpfen dienen, ohne dass sich diese Eindrücke vermischen, so wenig wie die Töne in einem vielstimmigen Concert vermischt durch die Luft fortgepflanzt werden.

Doch dieser Gedanke wird Ihnen wohl selbst beige-
wohnt haben; daher setze ich nichts weiter hinzu, als dass
ich mit dem grössten Vergnügen die Äusserung Ihrer Freund-

schaft und der Harmonie unsrer beiderseitigen Denkungsart in Ihrem angenehmen Schreiben wahrgenommen habe.

Den 17. Sept. 1795.

I. Kant.

Geliebter und hochgeschätzter Freund.

Ihren Brief vom 3ten Mai 1800 allererst den 4ten August beantwortet zu haben, ungeachtet er mit kostbaren Geschenken begleitet war, „als *Sömmerring Icones embryonum humanorum, ejusdem tabula baseos Encephali*, vom Bau des menschlichen Körpers, fünften Theils erste Abtheilung „Hirn und Nervenlehre“ zweite Ausgabe,“ welche (nämlich die *Icones*) ich mir die Erlaubniss genommen habe, sie meinem lieben gründlich gelehrten, in England zum Dr. Medic. creirten und jetzt in Königsberg mit grossem Beifall practicirenden Freunde Dr. Motherby zum Geschenk zu machen, und dessen Ansicht ich hierbei für die Beurtheilung Ihrer Ideen, so viel an mir ist, zu benutzen Gelegenheit habe*.

Diesen Brief, sage ich, so spät zu beantworten würde unverzeihliche Nachlässigkeit seyn, wenn ich nicht diese Zeit hindurch unter der Last einer den Gebrauch meines Kopfs zwar nicht schwächenden, aber im hohen Grade hemmenden Unpässlichkeit läge, die ich keiner anderen Ursache, als der wohl schon 4 Jahre hindurch fortwährenden Lufterlektricität zuzuschreiben weiss, welche mein Nervensystem (einem Gehirnkrampf ähnlich) afficirt, indirect

*) Ich habe diesen Brief aus dem Originalentwurf von Kant's eigener Hand, der sich in dem Nachlasse auf der hiesigen königlichen Bibliothek befindet, entnommen. Kant übersah, wie man sich hieraus überzeugt, schon drei Jahre vor seinem Dahinscheiden den Mangel an Zusammenhang im Satzbau, während er noch ein sehr reges Interesse für neue wissenschaftliche Untersuchungen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften empfand. Sch.

aber auch die mechanischen Muskelkräfte der Bewegung (das Gehen) in meinen 77ten Lebensjahre bei sonstiger nicht krankhafter Leibesbeschaffenheit beinahe unmöglich macht: diesen Brief nicht früher beantwortet zu haben, werden Sie mir unter diesen Umständen gütigst verzeihen.

Nun zur Sache, nämlich die an mich ergehende Anforderung, selbst eine Erklärung meinerseits zu geben, dass ich gar nicht gesonnen gewesen, durch meinen Brief zu verstehen zu geben, dass Sie Ihr Werk als etwas Absurdes ja nicht drucken lassen sollten, und dass ich dieses einmal bei Gelegenheit äussern sollte.

Nun bin ich hiezu gern erbötig, weil ich mir bewusst bin, dass dergleichen mir gar nicht in den Sinn hat kommen können. Aber die Gelegenheit muss ich mir dazu erbitten. Sie würde in den Jahrbüchern der Preussischen Monarchie, die bei Unger in Berlin herauskommen, genommen werden können, wenn ich nur nicht von diesem Vorfalle in der grössten Unkunde wäre.

etc.

Königsberg, d. 4. Aug. 1800.

21.

An

Professor Joh. Heinr. Tieftrunk

in Halle.

1797 — 98.

Nachstehende vier Briefe hat Professor Tieftrunk in der Einleitung zu seiner Denklehre in reind deutschem Gewande, Halle 1825, 8. zuerst bekannt gemacht und ihren Abdruck mit folgenden Worten begleitet.

Jeder Freund der Wissenschaft weiss, welchen Eindruck Kant's, zwar schon durch frühere Schriften angewinktes, aber doch erst durch seine, im Jahre 1787 erschienene, „Kritik der reinen Vernunft“ vollständig bezeichnetes Unternehmen auf die ganze denkende Menschheit machte. Dies Unternehmen bezieht auch nichts geringeres, als für die Erzeugung der Erkenntniss durch reine Vernunft die Anfänge und Gründe in dem menschlichen Erkenntnissvermögen selbst aufzusuchen und dadurch zugleich Grundsätze der Prüfung und Berichtigung aller bis dahin aufgeführten Lehrgebäude der Philosophie aufzustellen; — ein Unternehmen, dessen blosser Gedanke schon gross ist, wenn auch die Ausführung hinter ihm zurückgeblieben wäre.

Als ich die Absicht hatte, seine Kritik der reinen Vernunft nach ihren wesentlichen Puncten kurz und fasslich darzustellen und hierbei zugleich die mir aufstossenden Zweifel und Schwierigkeiten zu berühren, schien es mir rathsam, zuvor dem Urheber der Kritik hiervon Nachricht zu geben und ihm einige, seine Kritik betreffende, Bedenklichkeiten vorzulegen.

Dies veranlasste einen wissenschaftlichen Briefwechsel mit ihm, welcher mit dem 12. Juli 1797 anfang und bis zum 5. April 1798 fortgesetzt wurde.

Durch einen Unfall waren mir die von Kant erhaltenen Briefe schon vor 20 Jahren abhanden gekommen, und ich hielt sie für ganz verloren, bis sie endlich vor einigen Wochen zufällig wieder entdeckt wurden.

Dem Freunde der Wissenschaft wird es nicht unwillkommen seyn, wenn ich hier dasjenige aus diesen Briefen mittheile, was von wissenschaftlicher Bedeutsamkeit ist, und hiermit vielleicht die letzte, noch nicht bekannte, Ausbeute des tiefdenkenden Mannes, gleichsam Töne aus dem Schwanengesange des, seinen nahen Emporschwung aus dem Irdischen schon ahnenden Greises, dessen Name und Verdienst so lange auf Erden in Ehren und Andenken bleiben werden, als Wahrheit und Wissenschaft dem Menschengeschlechte theuer sind.

Ich machte in meinem Schreiben unterm 5. Nov. 1797 den würdigen Mann darauf aufmerksam, dass seine Lehre über den Schematismus der reinen Verstandesbegriffe (s. Kritik der reinen Vernunft S. 176 ff.) sich selbst einer grossen Bedenklichkeit unterwürfe. Es komme hier darauf an, wie reine Verstandesbegriffe auf Erscheinungen angewandt werden könnten? Um hiervon die Möglichkeit einzusehen, (sage, die Kritik) müsse eine Gleichartigkeit der letztern mit der erstern Statt haben; denn nur unter dieser Bedingung gestatte die Logik eine Subsumtion der empirischen Begriffe unter die reinen Verstandesbegriffe. Nun aber lehre die Kritik auch selbst, dass die reinen Verstandesbegriffe ein ganz andere Quelle haben, als die sinnlichen Vorstellungen; jene entspringen aus der Verstandesthätigkeit, diese aus dem Anschauungsvermögen; diese Verschiedenheit der Quellen bleibe aber, die Anschauungen möchten reine oder empirische seyn; und man könne so nach weder unmittelbar noch mittelbar auf irgend eine Homogenität der aus so verschiedenen Quellen stammenden Vorstellungen kommen. Diese Bemerkung machte

auch auf den Verfasser der Kritik der reinen Vernunft einen starken Eindruck, und jeder Freund der Wahrheit wird es gern vernehmen, wie der scharfsinnige Forscher des menschlichen Erkenntnißvermögens diese Schwierigkeit zu heben suche.

Er antwortete Folgendes:

I.

Königsberg, den 11. Dec. 1797.

Zerstreut durch eine Mannigfaltigkeit von Arbeiten, die sich einander wechselseitig unterbrechen, ohne doch meinen letzten Zweck der Vollendung derselben vor dem Thor-schlusse aus den Augen zu verlieren, ist mir jetzt nichts angelegener als die Stelle in Ihrem, mir sehr angenehmen, Briefe vom 5ten Nov.:

„Wie der Satz der Kritik d. r. V. S. 177, der die Anwendung der Kategorien auf Erfahrungen oder Erscheinungen überhaupt vermittelt, von der ihm anhängenden Schwierigkeit befreit werden könne.“ —

Ich glaube dieses jetzt auf eine Art thun zu können, die befriedigend ist und zugleich ein neues Licht über diese Stelle im System der Kritik verbreitet; jedoch so, dass Gegenwärtiges blos als roher Entwurf angesehen werden müsse und seine Eleganz nur, nachdem wir uns in einem zweiten Briefe einverständlich haben werden, erwartet.

Der Begriff des Zusammengesetzten überhaupt ist keine besondere Kategorie, sondern in allen Kategorien (als synthetische Einheit der Apperception) enthalten.

Das Zusammengesetzte nämlich kann, als solches, nicht angeschaut werden: sondern der Begriff oder das Bewusstseyn des Zusammensetzens (einer Function, die allen Kategorien, als synthetischer Einheit der Apperception, zum Grunde liegt) muss vorher gehen, um das Mannigfaltige der Anschauung gegebene, sich in einem Bewusstseyn verbunden, d. i. das Object sich als etwas Zusammengesetztes zu denken, welches durch den Schematism

der Urtheilskraft geschieht, indem das Zusammensetzen mit Bewusstseyn zum innern Sinn, der Zeitvorstellung gemäss, einerseits, zugleich aber auch auf das Mannigfaltige in der Anschauung gegebene, andererseits bezogen wird. —

Alle Kategorien gehen auf etwas *a priori* Zusammengesetztes, und enthalten, wenn dieses gleichartig ist, mathematische Functionen; ist es aber ungleichartig, dynamische Functionen; z. B. was die erstern betrifft: die Kategorie der extensiven Grösse: Eins in Vielen; was die Qualität oder intensive Grösse betrifft: Vieles in Einem (Jenes die Menge des Gleichartigen, z. B. der Quadratzolle in einer Fläche) dieses der Grad (z. B. der Erleuchtung eines Zimmers). Was aber die dynamische angeht, die Zusammensetzung des Mannigfaltigen, so fern es entweder einander im Daseyn untergeordnet ist (die Kategorie der Causalität) oder eine der andern zur Einheit der Erfahrung beigeordnet ist (der Modalität als nothwendige Bestimmung des Daseyns der Erscheinungen in der Zeit).

H. M. Beck* könnte also wohl auch hierauf seinen Standpunct von den Kategorien aus zu den Erscheinungen (als Anschauungen *a priori*) nehmen. —

Die Synthesis der Zusammensetzung des Mannigfaltigen bedarf einer Anschauung *a priori*, damit die reinen Verstandesbegriffe ein Object hätten und das sind Raum und Zeit. — Aber bei dieser Veränderung des Standpuncts ist der Begriff des Zusammengesetzten, der allen Kategorien zum Grunde liegt, für sich allein sinnleer; d. i., man sieht nicht ein, dass ihm irgend ein Object correspondire; z. B. ob so etwas, das extensive Grösse oder intensive (Realität) ist, oder, im dynamischen Fach der Begriffe, etwas, was dem Begriffe der Causalität (einem Verhältniss, durch seine Existenz der Grund der Existenz eines Andern

* Dermalen Professor der Philosophie zu Rostock, welcher nebst andern Schriften auch neuerdings ein „Lehrbuch der Logik“ herausgegeben hat; ein Werk, welches sich durch Scharfsinn und Gründlichkeit ganz vorzüglich empfiehlt.

zu seyn) oder auch der Modalität, ein Object möglicher Erfahrung zu seyn, gegeben werden könne, weil es doch nur blosser Formen der Zusammensetzung (der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen überhaupt) sind und zum Denken, nicht zum Anschauen gehören. —

Nun giebt es in der That synthetische Sätze *a priori*, denen Anschauung *a priori* (Raum und Zeit) zum Grunde liegt, mithin denen ein Object in einer nicht empirischen Vorstellung correspondirt (den Denkformen können Anschauungsformen untergelegt werden, die jenen einen Sinn und Bedeutung geben). —

Wie sind diese Sätze nun möglich? — Nicht so, dass diese Formen des Zusammengesetzten in der Anschauung das Object, wie es an sich selbst ist, darstellen; denn ich kann mit meinem Begriffe von einem Gegenstande nicht *a priori* über den Begriff von diesem Gegenstande hinauslangen; also nur so, dass die Anschauungsformen nicht unmittelbar (direct) als objectiv, sondern blos als subjective Formen der Anschauung, wie nämlich das Subject, nach seiner besondern Beschaffenheit, vom Gegenstande afficirt wird, d. i. wie er uns erscheint, nicht nach dem, was er an sich ist (also indirect), vorgestellt werden. Denn, wenn die Vorstellung auf die Bedingung der Vorstellungsart des Vorstellungsvermögens des Subjects bei den Anschauungen restringirt wird, so ist leicht zu begreifen, wie es möglich ist, *a priori* synthetisch (über den gegebenen Begriff hinausgehend) zu urtheilen und zugleich, dass dergleichen erweiternde Urtheile auf andere Art schlechterdings unmöglich sind.

Hierauf gründet sich nun der grosse Satz: Gegenstände der Sinne (des äussern sowohl als des innern) können wir nie anders erkennen, als blos, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind; ingleichen: übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unsers theoretischen Erkenntnisses. Da aber doch die Idee derselben wenigstens als problematisch (*quaestionis instar*) nicht umgangen werden kann, weil dem Sinnlichen sonst

ein Gegenstück des Nichtsinnlichen fehlen würde, welches einen logischen Mangel der Eintheilung beweist: so wird das letztere zum reinen (von allen empirischen Bedingungen abgelösten) praktischen Erkenntnisse, für das theoretische aber als transcendent betrachtet werden müssen, mithin die Stelle für dasselbe auch nicht ganz leer seyn.

Was nun die schwierige Stelle der Kritik S. 177 u. ff. betrifft, so wird sie auf folgende Art aufgelöst. —

Die logische Subsumtion eines Begriffs unter einem höhern geschieht nach der Regel der Identität, und der niedrigere Begriff muss hier als homogen mit dem höhern gedacht werden. Die transcendentale dagegen, nämlich die Subsumtion eines empirischen Begriffs (dergleichen die des Zusammengesetzten aus Vorstellungen des innern Sinnes ist) unter eine Kategorie subsumirt, darunter etwas dem Inhalte nach heterogenes wäre, welches der Logik zuwider ist, wenn es unmittelbar geschähe; dagegen aber doch möglich ist, wenn ein empirischer Begriff unter einem reinen Verstandesbegriffe durch einen Mittelbegriff, nämlich dem des Zusammengesetzten aus Vorstellungen des innern Sinnes des Subjects, so fern sie, den Zeitbedingungen gemäss, *a priori* nach einer allgemeinen Regel ein Zusammengesetztes darstellen, enthält, welches mit dem Begriffe eines Zusammengesetzten überhaupt (dergleichen jede Kategorie ist) homogen ist und so unter dem Namen eines Schema die Subsumtion der Erscheinungen unter dem reinen Verstandesbegriffe ihrer synthetischen Einheit (des Zusammensetzens) nach, möglich macht. — Die darauf folgenden Beispiele des Schematismus lassen diesen Begriff nicht verfehlen.

Und nun — breche ich hiermit ab — bitte mich bald wiederum mit Ihrer Zuschrift zu beehren, und die Langsamkeit meiner Beantwortung meinem schwächlichen Gesundheitszustande und der Zerstreung durch andere, an mich ergehende, Ansprüche zuzuschreiben, übrigens aber versichert zu seyn u. s. w.

I. Kant.

Anmerkung. Ich habe diese Auflösung buchstäblich so hingeschrieben, wie sie in dem Briefe enthalten ist. Der Leser wird aber wohl merken, dass die Worte mitunter keinen sprachrichtigen Zusammenhang darbieten; worauf aber auch der Verfasser selbst in einer untergefügten Anmerkung hindeutet, indem er sagt: „Sie werden hier die Flüchtigkeit und Kürze bemerken, der in einem andern Aufsätze wohl nachgeholfen werden könnte.“ Er würde dies gewiss auch noch selbst gethan haben; allein man weiss, dass seine Alters-, besonders Gedächtniss-Schwäche ihm öfters, wenn er eine Weile scharf nachgedacht hatte, gebot, einzuhalten, welches auch wohl in dem Augenblicke, da er diesen etwas langen Brief geschrieben hatte, der Fall war.

T.

 II.

Königsberg, d. 13. Octbr. 1797*.

Ihren Vorsatz eines erläuternden Auszugs aus meinen kritischen Schriften, ingleichen, dass Sie mir die Mitwirkung dazu erlassen wollen, nehme ich dankbar an.

Zum Gelingen dieses Vorsatzes wäre es, meiner Meinung nach, sehr dienlich, Kürze und Präcision der Lehrsätze im Text, der Übersicht halber, zu beobachten, die ausführliche Erörterung derselben aber, wie z. B. die mit S. 210. (der Kr. d. r. V.) zu vergleichende S. 413. in die Anmerkungen zu werfen: wenn von der intensiven Grösse (in Beziehung des Gegenstandes der Vorstellung auf den Sinn) in Vergleichung mit der extensiven (in Beziehung auf das bloss Formale der reinen sinnlichen Anschauung) die Rede ist. Doch ich besorge, mit diesen meinen Anrathen selbst undeutlich zu werden.

Bei dieser Gelegenheit bitte ich zugleich, meiner hyperkritischen Freunde, Fichte und Reinhold, mit der

* Ich hebe aus diesen Briefen hier hintereinander nur dasjenige aus, was mir von wissenschaftlicher Bedeutsamkeit zu seyn scheint.

T.

Behutsamkeit zu gedenken, deren ihre Verdienste um die Wissenschaft vollkommen werth sind*.

III.

Königsberg, d. 6. Febr. 1798.

Dass meine Rechtslehre bei dem Verstoss gegen manche, schon für ausgemacht gehaltene, Principien viele Gegner finden würde, war mir nicht unerwartet. Um desto angenehmer ist es mir, zu vernehmen, dass sie Ihren Beifall erhalten hat. Die Göttingesche Recension im 28. Stück der Anzeigen, die im Ganzen genommen meinem System nicht ungünstig ist, wird mir Anlass geben, in einer Zugabe manche Missverständnisse ins Klare zu setzen, hin und wieder auch das System zur Vollständigkeit zu ergänzen.

Meinen Freund, Hrn. Prof. Pörschke, bitte ich, wenn sich dazu Veranlassung finden möchte, wegen seiner im Ausdruck etwas heftigen Manier, die doch mit sanften Sitten verbunden ist, mit Wohlwollen zu behandeln. Mit seinem Grundgesetz: „Mensch sey Mensch,“ hat er wohl nichts anders sagen wollen, als: „Mensch als Thierwesen, bilde dich zum moralischen Wesen aus“** u. s. w.

* Den Auszug aus Kant's kritischen Schriften habe ich nicht herausgegeben; da inzwischen von andern Gelehrten Auszüge erschienen, welche meine Arbeit entbehrlich machten.

T.

** Diesem Briefe war, wie der von mir im Nachlass vorgefundene Entwurf bezeugt, noch die Erlaubniss zur Herausgabe der kleinen Schriften beigefügt. Es heisst darin: „Zu Ihrem Vorschlage der Sammlung und Herausgabe meiner kleinen Schriften willige ich gern ein; doch wollte ich wohl, dass Sie nicht ältere als von 1770 aufnehmen möchten, wo denn meine Inauguraldisputation „*de mundi sensibilis et intell.*“ ins Deutsche übersetzt den Anfang machen könnte. Ich mache weiter keine Bedingungen, unter welchen sie von Ihnen einem Verleger überlassen werden könnten, als dass Sie mir vorher die Sammlung aller dieser Piécen zuschickten. Jetzt ist eine Abhandlung von mir für die Berliner Blätter abgeschickt und eine zweite wird eben dahin nächstens von mir abgeschickt werden.“

Sch,

IV.

Königsberg, d. 5. April 1798.

Was halten Sie von Hrn. Fichte's allgemeiner Wissenschaftslehre? einem Buche, welches er mir vorlängst zugeschickt hat, dessen Durchlesung ich aber, weil ich es weitläufig und meine Arbeiten zu sehr unterbrechend fand, zur Seite legte und jetzt nur aus der Recension in der A. L. Z. kenne.

Für jetzt habe ich nicht die Musse, es zur Hand zu nehmen, aber die Recension (welche mit vieler Vorliebe des Recensenten für Hrn. Fichte abgefasst ist) sieht mir wie eine Art von Gespenst aus, was, wenn man es gehascht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst und zwar hiervon auch nur die Hand, die darnach hascht, vor sich findet.

Das blosse Selbstbewusstseyn und zwar nur der Gedankenform nach, ohne Stoff, folglich ohne dass die Reflexion darüber etwas vor sich hat, worauf es angewandt werden könne und selbst über die Logik hinausgeht, macht einen wunderlichen Eindruck auf den Leser.

Schon der Titel (Wissenschaftslehre) erregt, weil jede systematisch geführte Lehre Wissenschaft ist, wenig Erwartung für den Gewinn, weil sie eine Wissenschaftswissenschaft und so ins Unendliche andeuten würde. — Ihr Urtheil* darüber und auch, welche Wirkung es auf Andere Ihres Orts hat, möchte ich doch gerne vernehmen.

I. Kant.

* Dieses findet man in der Revision der allgem. Litteratur-Zeitung. T.

22.

An

Professor Kieseewetter

in Berlin.

1798—1800*.

Sie geben mir, werthester Freund! von Zeit zu Zeit, durch Ihre gründlichen Schriften, hinreichenden Anlass zur angenehmen Erinnerung unserer unwandelbaren Freundschaft. Erlauben Sie mir jetzt auch jene periodische Erinnerung, wegen der Teltowerrüben, in Anregung zu bringen, womit ich für den Winter durch Ihre Güte versorgt zu werden wünsche; ohne Sie doch dabei in Unkosten setzen zu wollen, als welche ich gerne übernehmen würde.

Mein Gesundheitszustand ist der eines alten, nicht kranken, aber doch invaliden: vornämlich für eigentliche und öffentliche Amtspflichten ausgedienten Mannes, der dennoch ein kleines Maass von Kräften in sich fühlt, um eine Arbeit, die er unter Händen hat, noch zu Stande zu bringen, womit er das kritische Geschäft zu beschliessen und eine noch übrige Lücke auszufüllen denkt; nämlich „den Übergang von den metaph. A. Gr. der N. W. zur Physik“ als einen eigenen Theil der *philosophia naturalis*, der im System nicht mangeln darf, auszuarbeiten.

Ihrerseits sind Sie bisher, was Ihnen nicht gereuen wird, der kritischen Philosophie standhaft treu geblieben: indessen dass Andere, die sich gleichfalls derselben gewid-

* Beide Briefe verdanke ich gleichfalls der gefälligen Mittheilung des Herrn B. Friedländer, der sie im Originale besitzt.

met hatten, durch zum Theil lächerliche Neuerungssucht zur Originalität, nämlich, wie Hudibras, aus Sand einen Strick drehen zu wollen, um sich her Staub erregen, der sich doch in Kurzem legen muss.

So höre ich eben jetzt durch eine (doch noch nicht hinreichend verbürgte) Nachricht: dass Reinhold, der Fichten seine Grundsätze abtrat, neuerdings wiederum anderes Sinnes geworden und reconvertirt habe.

Ich werde diesem Spiel ruhig zusehen und überlasse es der jüngeren kraftvollen Welt, die sich dergleichen ephemerische Erzeugnisse nicht irren lässt, ihren Werth zu bestimmen.

Wollten Sie mich bei dieser Gelegenheit mit Notizen Ihres Orts vornämlich aus dem literarischen Fach regaliren: so würde es mir sehr angenehm seyn: — wobei ich mit der vollkommensten Freundschaft, Hochachtung und Ergebenheit jederzeit bin

der Ihrige

Königsberg, d. 19. Octbr. 1798.

I. Kant.

Werthester und alter Freund.

Das Geschenk der Widerlegung der Herder'schen Metakritik, nunmehr in 2 Bänden (welches Ihrem Kopf und Herzen gleiche Ehre macht), frischt in mir die angenehmen Tage auf, die wir einstens in Belebung dessen, was wahr und gut und beiden unvergänglich ist, zusammen genossen; welches jetzt in meinem 77ten Jahre, wo Leibesschwächen (die gleichwohl noch nicht auf ein nahes Hinscheiden deuten) meine letzten Bearbeitungen erschweren, aber, wie ich hoffe, doch nicht rückgängig machen sollen, — keine geringe Stärkung ist, — in dieser meiner Lage, sage ich, ist mir dieses Geschenk doppelt angenehm.

Ihre Besorgniss, dass die im vergangenen Herbst übersandten Rüben durch den damals so früh eingetretenen und so lange angehaltenen Frost Schaden gelitten haben dürften, hat nicht statt gefunden; denn ich habe nur vorgestern an einem Sonntage in einer Gesellschaft — wie gewöhnlich, zwischen zwei Freunden, die letzten derselben mit allem Wohlgeschmack verzehrt.

Seyn Sie glücklich; lieben Sie mich ferner als Ihren unveränderlichen Freund und lassen mich dann und wann von Ihrer dortigen Lage und literarischen Verhältnissen einiges erfahren.

Mit der grössten Ergebenheit und Freundschaft und Hochachtung bleibe ich jederzeit Ihr unveränderlich treuer Freund und Diener.

Königsberg, d. 8. Juli 1800.

I. Kant.

23.

An

Dr. Andreas Richter.

1801.

Kant hatte noch 1797 in der Vorrede zu seiner Rechtslehre einige Hoffnung gegeben, von ihm selbst eine ausführlichere Darstellung eines Systems der Politik zu erhalten. Ein Jahr darauf nahm er aber mit der Herausgabe der Anthropologie Abschied bei dem gelehrten Publicum für neue selbständige Arbeiten. Dadurch fühlte sich 1801 Dr. Andreas Richter, ein bis dahin völlig unbekannter Schriftsteller, der in seinem Briefe auch nicht einmal sei-

nen Wohnort angab, aber wahrscheinlich im Erzherzogthum Östreich lebte, veranlasst an Kant zu schreiben und ihn um Erlaubniss zur Herausgabe eines Lehrbuchs der Politik nach den Grundsätzen seines Systems zu bitten. Derselbe sandte zugleich eine Skizze seines Unternehmens, die freilich keine grossen Erwartungen von den Geisteskräften dieses Mannes fassen und die spätere Nichtrealisirung seines Planes für die deutsche Literatur nicht bedauern lässt. Beides befindet sich in Kant's Nachlass auf der Königsberger Bibliothek und daselbst auch zugleich der Entwurf zu der charakteristischen Antwort K's an diesen ihm ganz fremden und sich ihm geradezu aufdrängenden Mann, von dem er sogar stark compromittirt zu werden befürchten durfte. Ich habe diese Antwort zuerst in meinem Aufsätze über Kant in Raumer's Taschenbuch 1838, S. 534 bekannt gemacht.

„Ihren *sine die et consule* an mich abgelassenen Brief bejahend zu beantworten, trage kein Bedenken, da er nichts weiter von mir verlangt als: dass, wenn ich nicht selber ein System der Politik herauszugeben gemeint seyn sollte, Sie die Erlaubniss haben wollten, eine solche nach kritischen Grundsätzen zu bearbeiten, wovon Sie mir zugleich den Plan mitgetheilt haben. — Dass mein (77jähriges) Alter mir es nicht wohl möglich macht, es selbst zu verrichten, vornehmlich mit der Ausführlichkeit, die der mir zugestellte Abriss Ihres vorhabenden politischen Werkes sehen lässt, beurtheilen Sie ganz richtig, wie auch das Terrain, auf welchem Sie Ihr Lehrgebäude aufzuführen gedenken.

Von Herrn Nicolovius wird dann also die Spedirung dieses Briefes nach der darin vorangeschriebenen Adresse abhängen: wobei ich bin

Ihr Diener

I. Kant.“

II.

ERKLÄRUNGEN,

DIE KANT, DURCH BESONDERE EREIGNISSE
VERANLASST, IN ÖFFENTLICHEN BLÄT-
TERN ERGEHEN LIESS*.

* Wo diese 6 Erklärungen zuerst abgedruckt wurden, ist bei den einzelnen genauer angegeben.

I.

Raisonnement über einen schwärmerischen Abenteurer Jan Pawlikowicz Idomozyrskich Komarnicki*.

Hier zuerst eine Relation aus der Feder Hamann's. „Es ward, schreibt dieser am Anfange des Jahres 1764. aus dem sogenannten Baumwalde im Amte Alexen, ein Abenteurer, ungefähr 50 Jahre alt — ein neuer Diogenes und ein Schaustück der menschlichen Natur nach Königsberg gebracht. Er suchte das Lächerliche und Unanständige seiner Lebensart mit einigen Feigenblättern aus der Bibel zu bemänteln. Dieserwegen und, weil er bis dahin ausser einem kleinen 8jährigen Knaben, eine Heerde von 14 Kühen, 20 Schafen und 46 Ziegen umherführte, erhielt er hier den Namen eines Ziegenpropheten von der ihn angaffenden Menge. Ausser der Zierde eines langen Barts, wies er sich, in rauche Thierhäute gekleidet, die er um den nackten Körper umschlug, — ohne Unterschied der Jahreszeiten barfuss und mit unbedecktem Haupte. Eben so der Junge. Ein Paar Kühe dienten ihm zu seinem Angespann, von der Milch der Schafe, wozu bisweilen Butter und Honig kam, nährten sich beide. Nur an hohen Festtagen erlaubte er sich, das Fleisch seiner Heerde zu kosten, welches er in Honig sottete. Er genoss davon nichts, als die rechte Schulter und Brust, das übrige verschenkte er oder verbrannte es nach 3 Tagen zu Asche. An der Verwandlung dieser menschlichen Gestalt war eine vor 7 Jahren erfahrene Krankheit schuld, die in Unverdaulichkeit und Magenkrämpfen bestand. Nach

* Zuerst angenommen in der Königsberger gelehrten und politischen Zeitung, Jahrgang 1764, Nr. 3. und daraus in Borowski's Biographie K. als Beilage I. S. 206—12. abgedruckt.

einem zwanzigtägigen Fasten wollte er Jesum mehrere male gesehen haben. Er hatte ihm das Gelübde einer siebenjährigen Wallfahrt gethan, an welcher nun nur noch zwei Jahre fehlten. Da man ihn bei Alexen im Walde antraf, hatte er bereits den grössten Theil seiner Heerde verloren. Er kam mit seinem Buben und mit der Bibel in der Hand an, aus welcher er jedem, der ihm etwa Fragen vorlegte, bald einen passenden, oft aber auch ganz unpassenden Spruch citirte u. f. Jeder ging hin und betrachtete den Abenteurer und seinen Buben. Auch Kant, der sein Gutachten über die sonderbare Erscheinung zu geben, von Mehrern aufgefordert ward, ging hin und machte folgendes Raisonnement bekannt:

Bei dem Anschauen und Anhören des begeisterten Faunus und seines Buben ist für solche Augen, welche die rohe Natur gern ausspähen, die unter der Zucht der Menschen gemeinlich sehr unkenntlich wird, das Merkwürdigste — der kleine Wilde, der in den Wäldern aufgewachsen, allen Beschwerlichkeiten der Witterung mit fröhlicher Munterkeit Trotz zu bieten gelernt hat, in seinem Gesichte keine gemeine Freimüthigkeit zeigt und von der blöden Verlegenheit nichts an sich hat, die eine Wirkung der Knechtschaft oder der erzwungenen Achtsamkeiten in der feinern Erziehung wird und, kurz zu sagen (wenn man dasjenige wegnimmt, was einige Menschen schon an ihm verderbt haben, die ihn lehren Geld fordern und naschen), ein vollkommenes Kind in demjenigen Verstande zu seyn scheint, wie es ein Experimentalmoralist wünschen kann, der so billig wäre, nicht eher die Sätze des Herrn Rousseau den schönen Hirngespinnsten beizuzählen, als bis er sie geprüft hätte. Zum wenigsten dürfte diese Bewunderung, zu welcher nicht alle Zuschauer fähig sind, weniger zu belachen seyn, als diejenige, darin jenes berufene schlesische Kind mit dem goldnen Zahn viele deutsche Gelehrte versetzt hat, ehe sie durch einen Goldschmied der Mühe überhoben wurden, mit der Erklärung dieses Wunders sich länger zu ermüden.“

Es wäre zu wünschen, dass hierauf damals mehr gemerkt und dass unter den Augen Kant's Beobachtungen dieses Knaben, dergleichen selten vorkommt, angestellt worden wären. Aber man liess den Abenteurer, der zu der Schrift: Über die Krankheiten des Kopfs, die erste Veranlassung war, sammt dem jungen Wilden über die Grenzen bringen. Es ist von beiden weiter nichts zu hören gewesen.

II.

Über die Censur der Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.“

Kant theilte diese Nachrichten an Kirchenrath Borowski mit, als Beitrag zu dessen Materialien für seine Biographie. Borowski liess sie aus Kant's eigener Handschrift als Beilage IV. in seiner Biographie S. 233—37 abdrucken.

Der Aufsatz vom radicalen Bösen ward im J. 1792 mit dem ausdrücklichen Begehren an den Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift eingeschickt, dass, obgleich diese Monatsschrift damals in Jena gedruckt ward, dennoch dieses Inserat der gewöhnlichen Censur in Berlin unterworfen werden sollte. Der Verfasser will durchaus auch nicht den Schein einmal haben, als ob er einen literarischen Schleichweg gern einschläge und nur bei geflistlicher Ausweichung der strengen Berlinischen Censur sogenannte kühne Meinungen äussere. Jene Abhandlung vom radicalen Bösen ward also dem Herrn etc. Hillmer vorgelegt und von ihm mit der Erklärung an den Herausgeber der Monatsschrift zurückgegeben „dass sie gedruckt werden könnte, da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kant'schen Schriften lesen.“ So ward sie denn im Aprilstücke 1792 abgedruckt. Nun wurde die zweite Abhandlung, von dem Kampfe des guten Principis mit dem Bösen u. f. nach Berlin gesandt und es sollte mit dieser eben derselbe Weg in Ansehung der Censur eingeschlagen

werden. Der Herausgeber fügte sich dem Willen des Autors, gab ihm aber in einem Schreiben, Berlin den 18. Juni 1792, von dem unvermutheten widrigen Erfolge folgende Nachricht: „Ich habe es nie recht begreifen können, warum Sie, mein verehrter Freund! durchaus auf die hiesige Censur drangen. Aber ich gehorchte Ihnen und schickte das Manuscript Hrn. Hillmer. Dieser antwortete mir dann zu meinem nicht geringen Erstaunen: — — da es ganz in die biblische Theologie einschlage, habe er es, seiner Instruction gemäss, mit seinem Collegen Herrn Hermes gemeinschaftlich durchgelesen, und da dieser sein Imprimatur verweigere, so träte er diesem bei. — Ich schrieb nun an Hrn. Hermes und erhielt zur Antwort: „Das Religionsedict sey seine Richtschnur; — weiter könne er sich nicht darüber erklären.“ — — Es muss wohl einen Jeden empören, dass ein Hillmer und Hermes sich anmassen wollen, der Welt vorzuschreiben, ob sie einen Kant lesen solle oder nicht. Es ist dies so eben erst passiert. Ich weiss nun durchaus nicht, was weiter zu thun ist. Aber ich glaube es mir und den Wissenschaften in unserm Staate schuldig zu seyn, etwas dagegen zu thun. Leben Sie recht wohl, wenn ein solcher Vorfall unserer Literatur anders Ihnen keine unangenehme Stunde macht. Biester. Berlin 18. Juni 1792.“ — Natürlich verdross diese Nachricht den Autor, indessen wollte er doch die zu dem erst erwähnten Aufsätze vom radicalen Bösen noch gehörigen drei Abhandlungen dem Publicum nicht vorenthalten. Sein erster Plan war, diese nach Göttingen an Dr. Stäudlin zu schicken und durch ihn sie der Göttingischen theologischen Facultät vorlegen zu lassen. Nachher wollte er den Weg bei der theologischen Facultät zu Halle einschlagen. Allein der Vorgang mit der Kritik aller Offenbarung, die Fichte verfertigte und sein Verleger in Halle drucken lassen wollte, welcher aber der dortige damalige Dekan Dr. Schulze das Imprimatur verweigerte, veranlasste ihn, auch diesen muthmaasslich vergeblichen Schritt nicht zu thun, obwohl er zu den Herren Niemeyer

und Knapp und ihren erleuchteten Religionskenntnissen Zutrauen genug hatte. Ungern versetzte er die Theologen einer preussischen Universität mit der geistlichen Ober-examinationscommission in Spannung, aber da die königsbergsche theologische Facultät selbst nichts hievon befürchtete, so liess der Autor von dem Dekan derselben die vier Aufsätze censiren und erhielt die Druckfreiheit des Werks, das nun unter der Aufschrift „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ bei Nicolovius erschienen ist. Aus dieser Erzählung wird das, was in der Vorrede S. XIII. u. f. vorkommt, jedermann verständlich werden, dem ohne diesen Schlüssel durchaus undeutlich bleiben muss, was da, besonders S. XV.* von bücherrichtenden Theologen und von dem Unterschiede der Censur eines Geistlichen (Hrn. Hermes) und eines Facultätstheologen ausführlich gesagt wird.

III.

Erklärung Kant's über die vom Buchhändler J. T. Haupt zu Neuwied, 1793 8. veranstaltete Sammlung kleiner Schriften.

Abgedruckt im Intelligenzblatt der Jen. allgem. Lit.-Ztg. 1793. No. 61.

„Es hat dem Buchdrucker, Hr. Haupt, in Neuwied, gefallen, die Berliner Monatsschrift zu plündern und daraus sieben meiner Abhandlungen in einem Bande unter dem Titel: *Kleine Schriften von I. Kant*, auf die letzte Leipziger Ostermesse zu bringen: wegen welcher eigenmächtigen Besitznehmung er zwar in einem Briefe vom 8. Januar d. J. sich selbst zum Voraus schon mit bitterm Schmerz tadelt, gleichwohl aber in Hoffnung der Verzeihung nicht ermangelt hat, sie auszuführen. — Imgleichen will es verlauten, dass ein anderer Buchhändler im Österreichischen alle meine, selbst die ältesten, unbedeutendsten und mit meiner jetzigen Denkart nicht mehr einstimmigen

* Bd. X. S. 9. in d. Ausg.

Schriften zusammen herauszugeben und so ins Grosse zu gehen Vorhabens sey. — Wenn aber auch der Widerstand besser denkender Männer vom Geschäft des Buchhandels nicht, wie ich doch hoffe, hinreichend seyn sollte, dieser Unbilligkeit zu steuern, so müsste doch die gegründete Besorgniss davon abhalten, dass ich selbst eine solche Herausgabe doch mit Auswahl, Verbesserung und Anmerkungen zu besorgen bewogen werden dürfte, wenn es auch nur geschähe, um eine so unerlaubte Absicht zu vereiteln.“

Königsberg, den 6. Juni 1793.

I. Kant.

IV.

Erklärung auf Herrn Schlettwein's Herausforderung, in einem Briefe von Greifswalde, den 11. Mai 1797*.

Erklärung.

In einem Briefe, datirt von Greifswalde den 11. Mai 1797, der sich durch seinen seltsamen Ton sonderbar ausnimmt, und gelegentlich dem Publicum mitgetheilt werden

* Aus dem Privathriefe von Kant an Schlettwein, den K. unter dem 19. Mai 1797 abgesandt hatte, kennen wir nur die Stelle, welche Kant selbst wörtlich zur Erläuterung einer Stelle im 2ten Briefe Schlettwein's als einzige Anmerkung beigefügt hat, indem er denselben — ein Product einer fast in Wahnsinn übergehenden exaltirten Stimmung — Berl. Blätt. 1797. II. S. 148 — 53 abdrucken liess. Sie lautet folgendermassen:

„Sie können es, sagen Sie, mit der wahren Rechtschaffenheit nicht reimen, dass ich nicht bestimmt heraussage, welcher unter den mir anhängigen Schriftstellern meinen Sinn wirklich getroffen hat. Die Ursache ist, weil mich noch Niemand darum öffentlich gefragt hat. Aber dass Jemand einem Anderen Mangel an Rechtschaffenheit vorrückt, und doch in einem Athen ihn mit „mein Lieber“ anredet: das ist ein Bittersüss (*Dulcamara*, ein Giftkraut), welches wegen der Absicht auf Meuchelmord verdächtig macht.“

I. Kant.

soll, muthet mir Hr. Johann August Schlettwein zu, mich mit Ihm in einen Briefwechsel über die kritische Philosophie einzulassen; zu welchem Behuf schon verschiedene Briefe über mancherlei Punkte derselben bei Ihm fertig lägen; wobei er denn zugleich erklärt: „er glaube im Stande zu seyn, mein ganzes philosophisches System, so weit es mein eigenes ist, beides, den theoretischen und praktischen Theilen nach, völlig umzustürzen;“ welchen Versuch gemacht zu sehen, jedem Freunde der Philosophie lieb und angenehm seyn wird. Was aber die Art dieses auszuführen betrifft, nämlich durch einen mit mir darüber anzustellenden Briefwechsel (schriftlich oder gedruckt), so muss ich Ihm darauf kurz antworten: Hieraus wird nichts. Denn es ist ungereimt, etwas, was Jahre lang fortgehen muss, um mit Einwürfen und Beantwortungen nur erträglich fortzurücken, einem Manne in seinem 74sten Jahre, wo das *sarcinas colligere* wohl das Angelegentlichste ist, anzusinnen.

Die Ursache aber, warum ich diese Erklärung, die ich ihm schon schriftlich gethan habe, hier öffentlich thue, ist: weil, da der Brief *quaest.* deutlich auf Publicität angelegt ist, und daher jener Anschlag mündlich verbreitet werden dürfte, diejenigen, welche ein solcher Streit interessirt, sonst mit leeren Erwartungen hingehalten werden würden.

* * *

Da indess Herr Schlettwein seinen Vorsatz des Umstürzens, mithin auch des Sturmlaufens, wahrscheinlich in Masse (wie er sich denn auf Allirte zu verlassen scheint), dieser Schwierigkeit wegen vermuthlich nicht aufgeben wird, ihm aber nach dieser meiner Erklärung an meiner Person ein Hauptgegner abgeht; so fragt er mit weiser Vorsicht an: „welcher unter den Streitern wohl meine Schriften, wenigstens die Hauptpunkte derselben, wirklich versteht, wie ich solche verstanden wissen will.“ — Ich antworte darauf unbedenklich: es ist der würdige Hofprediger und ordentliche Professor der Mathe-

matik allhier, Herr Schulz; dessen Schriften über das kritische System, unter dem Titel: „Prüfung u. s. w.“ Herr Schlettwein hierüber nur nachzusehen hat.

Nur bedinge ich mir hierbei aus, anzunehmen: dass ich seine (des Hrn. Hofpredigers) Worte nach dem Buchstaben, nicht nach einem vorgeblich darin liegenden Geist (da man in dasselbe hineinbringen kann, was Einem gefällt), brauche. Was Andere mit eben denselben Ausdrücken für Begriffe zu verbinden gut gefunden haben mögen, geht mich und den gelehrten Mann, auf den ich compromittire, nichts an: den Sinn aber, den dieser damit verbindet, kann man aus dem Gebrauch desselben im Zusammenhange des Buchs nicht verfehlen.

Und nun mag die Fehde, bei der es dem Angreifenden an Gegnern nicht fehlen kann, immer angehen.

V.

Erklärung über den ihm zugeschriebenen Antheil an einigen anonym erschienenen Werken Th. v. Hippel's*.

Öffentlich aufgefordert, zuerst von Hrn. Magister Flemming, nachher durch den allgemeinen literarischen Anzeiger Jahrg. 1796. No. 327. wegen der Zumuthung, ich sey der Verfasser der anonymischen, dem seligen v. Hippel zugeschriebenen Werke, des Buchs über die Ehe und der Lebensläufe, erkläre ich hiermit, dass ich nicht der Verfasser derselben, weder allein, noch in Gemeinschaft mit ihm sey. — Wie es aber zugegangen, ohne hiezu ein Plagiat annehmen zu dürfen, dass doch in diesen ihm zugeschriebenen Werken so manche Stellen buchstäblich

* Sie ist zuerst bekannt gemacht in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1797. Intelligenzbl. No. 72., daraus abgedruckt in der Biographie Hippel's, welche aus Schlichtegroll's Nekrolog in einem besonderen Abdrucke erschienen ist, S. 458—59.

mit denen übereinkommen, die viel später in meinen auf die Kritik der reinen Vernunft folgenden Schriften als meine eigenen Gedanken, noch zu seiner Lebenszeit, vortragen werden können, das lässt sich auch ohne jene, den seligen Mann beleidigende und auch ohne meine Ansprüche schmälernde Hypothese gar wohl begreiflich machen. Sie sind nach und nach fragmentarisch in die Hefte meiner Zuhörer geflossen, mit Hinsicht von meiner Seite auf ein System, was ich in meinem Kopfe trug, aber nur allererst in dem Zeitraum von 1770 bis 1780 zu Stande bringen konnte. Diese Hefte, welche Bruchstücke, die unter andern meinen Vorlesungen der Logik, der Moral, des Naturrechts u. s. w., vornehmlich denen der Anthropologie, wie es ganz gewöhnlich bei einem freien Vortrag des Lehrers zugeht, sehr mangelhaft nachgeschrieben worden, fielen in des seligen Mannes Hände und wurden in der Folge von ihm gesucht, weil sie grossentheils neben trocken Wissenschaften auch manches Populäre enthielten, was der aufgeweckte Mann in seine launigen Schriften mischen konnte, und so, durch die Zuthat des Nachgedachten, dem Gerichte des Witzes einen schärferen Geschmack zu geben, die Absicht haben mochte. — Nun kann, was in Vorlesungen als öffentlich zu Kauf gestellte Waare feil steht, von einem Jeden benutzt werden, ohne sich deshalb nach dem Fabricanten erkundigen zu dürfen, und so konnte mein Freund, der sich nie mit der Philosophie sonderlich befasst hat, jene ihm in die Hände gekommenen Materialien gleichsam zur Würze für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft geben zu dürfen, ob sie aus des Nachbars Garten, oder aus Indien, oder aus seinem eigenen genommen wären. Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund * in

* In dem ersten Entwurfe, der noch von Kant's eigener Hand in seinem Nachlasse auf der hiesigen Bibliothek sich vorfindet, schreibt er: „dass in meinem theils gelegentlichen, theils in der Folge gesuchten und vertrauten Umgange mit diesem meinem ehemaligen Zuhörer, nachdem

unserm engen Umgange doch über seine Schriftstellerei in jenen Büchern nie ein Wort fallen lassen, ich selber aber aus gewöhnlicher Delicatesse ihn nie auf diese Materie bringen mögen. So löst sich das Räthsel auf, und einem Jeden wird das Seine zu Theil.

Königsberg, d. 6. Dec. 1796.

I. Kant.

VI.

Nachricht an das Publikum, die bei Vollmer erschienene unrechtmässige Ausgabe der physischen Geographie von Immanuel Kant betreffend.

Der Buchhändler Vollmer hat in der letzten Messe unter meinem Namen eine physische Geographie, wie er selbst sagt, aus Collegienheften herausgegeben, die ich weder nach Materie, noch nach Form für die meinige anerkenne. Die rechtmässige Herausgabe meiner physischen Geographie habe ich Hrn. Dr. und Professor Rink übertragen.

geliebten und vertrauten Freunde niemals ein Wort über diese Schriftstellerei gefallen ist.“ Darauf über die benutzten Gedanken: „es war das Seine aus der zweiten Hand. Wenn aber einer von uns beiden dem Andern etwas abborgt haben soll, so kann darüber, wer es seyn möchte, vermuthlich kein Streit seyn.“ „Eine kleine, aber wie mich dünkt, zum Nachdenken einladende Nutzenanwendung mag hier noch Platz haben. Welch' eine Idee mag wohl dem Gedanken zum Grunde liegen, dass der Mensch, wenn er nicht mehr ist, noch eine Habe besitzen könne, die man, ohne ihm Unrecht zu thun, nicht antasten, die er aber auch nicht weggeben und an Andere verschenken kann? Die Geistesproducte. Hieraus ist zu sehen, dass die Anonymität immer etwas für den Nachruhm eines Schriftstellers Gewagtes ist, weil sich daraus ein schwerer Process vor dem Todtengericht entspinnen kann, der sein Eigenthum, wenn er ein solches an Schriften gehabt hat, zweifelhaft macht.“ —

Sch.

Zugleich insinuirt gedachter Vollmer, als sey die von Hrn. Mag. Jähsche herausgegebene Logik nicht die meinige und ohne meine Billigung erschienen; dem ich hiemit geradezu widerspreche. Dagegen aber kann ich weder die Logik, noch die Moral, noch irgend eine andere Schrift, mit deren Herausgabe gedachter Vollmer droht, für die meinige anerkennen, indem selbige bereits von mir Hrn. Mag. Jähsche und Dr. Rink übergeben sind.

Königsberg, d. 29. März 1801.

I. Kant.

Dieser Erklärung, die unbezweifelt (was auch damals von Vollmer dagegen gesagt werden mochte) von Kant selbst herrührt und durch Kant in den noch vorhandenen Papieren mehrmals entworfen ist, sollte eine zweite noch stärkere folgen. Diese war bereits zum Abdruck abgegangen, musste aber von Rink (nach dessen Brief vom 13. Juli 1802 im Nachlasse) zurückgefordert werden, weil Kant in seinem hohen Alter jeden persönlichen Streit vermeiden wollte.

III.

EHRENDENKSPRÜCHE

AUF

VERSTORBENE COLLEGEN.

An der Königsberger Universität herrschte im achtzehnten Jahrhunderte bis in sein letztes Jahrzehend die Sitte, bei dem Ableben der Professoren in einem ausführlichen Programme ein *monumentum honoris* dem Verstorbenen zu setzen. An diesem nahmen sämtliche Collegen Theil, einige gaben grössere Lateinische oder Deutsche Standreden, andere begnügten sich mit kürzeren poetischen Epigrammen in Lateinischer, Deutscher, bisweilen auch in Griechischer Sprache. Mir liegen diejenigen vor, an welchen Kant Antheil genommen hat. Von ihm will zwar Hippel (nach seiner Selbstbiographie) mehrere Gedichte gelesen haben, die aber, wenn sie andere als diese *elogia* bezeichnen sollen, mir unbekannt geblieben, zuverlässig auch nicht unter seinem Namen gedruckt sind. Diese *elogia* selbst sind sämtlich in Deutscher Sprache und gewähren nicht nur ehrenwerthe Zeugnisse für den liebenswürdigen Charakter des grossen Mannes in seinem Verhältnisse zu den Amtsgenossen, sondern dienen auch gleichzeitig als interessante Documente für seinen freieren Ausdruck in unserer Sprache.

Das älteste ist auf Christoph Langhansen, starb 1770 als Professor der Theologie und Mathematik.

Dem, der die äuss're Welt nach Maas und Zahl verstand,

Ist, was sich uns verbirgt, das Inn're dort bekannt.

Was stolze Wissenschaft unsonst hier will erwerben,

Lernt weise Einfalt dort im Augenblick: durchs Sterben.

Dem gelehrten und redlichen Manne setzte dieses zum Andenken

Immanuel Kant.

Das zweite ist zum Andenken des Kanzlers der Universität und ersten Professors der Rechte Coelest. Kowalewsky, starb 1771.

Die Lehre, welcher nicht das Beispiel Nachdruck giebt,
Welkt schon beim Unterricht, und stirbt unausgeübt,
Umsonst schwillt das Gehirn von Sprüchen und Gesetzen,
Lernt nicht der Jüngling früh das Recht der Menschen schätzen,
Wird niederem Geize feind, vom Vorurtheil bekehrt
Wohlvollend, edel, treu, und seines Lehrers werth.
Wenn dann gepriesne Pflicht den Lehrer selbst verbindet,
Der Einsicht im Verstand, im Herzen Tugend gründet,
Wenn reine Redlichkeit mit Wissenschaft vereint
Dem Staate Diener zieht, dem Menschen einen Freund,
Den darf kein schwülstig Lob, kein Marmor ihn erheben,
Er wird auch unberühmt in ihren Sitten leben.

Das dritte auf den Professor der Rechte, Kriegsath Dr. L'Estocq, welcher 1780 starb.

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuss, der Andere nur zum Scheinen.
Gleich blinde Thorheit gaßt einander spöttisch an.
Der tändelt bis ins Grab, der schwärmt im finstern Wahn.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sey menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
(So lautet l'Estocq's Lob!) das andre ist nur Spiel,
Denn Mensch und weise seyn ist Sterblichen zu viel!

Das vierte ist auf Dr. Christian Renatus Braun, starb 14. Febr. 1782 als Professor der Jurisprudenz.

Was giebt den Leitstern in der Rechte Dunkelheit,
Ist's Wissen, oder mehr des Herzens Redlichkeit?
War Rechtthun niemals Kunst, die man studiren müssen,
Wie ward's denn schwere Kunst, was Rechtens sey, zu
wissen?

Wenn nicht gerader Sinn dem Kopf die Richtung giebt,
Wird alles Urtheil schief, das Recht unausgeübt.
Durch Redlichkeit allein (Braun kann's im Beispiel lehren)
Wird Kunst zu der Natur einmal zurücke kehren.

Das letzte mir bekannte ist auf Dr. Theodor Christoph Lilienthal, starb 1782 17. März als erster Professor der Theologie, Pfarrer an der Domkirche und Consistorialrath.

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsterniss;
Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

IV.

F R A G M E N T E

AUS

SEINEM NACHLASSE.

Der Nachlass bestand bei dem Tode Kant's aus mehreren Tausenden Papierstreifen, wie er sie theils zum Gebrauche für seine Vorlesungen zu beschreiben pflegte, theils nur in solcher Weise die ersten Entwürfe zu seinen Arbeiten machte oder für bereits gedruckte Werke zu Veränderungen, Erweiterungen, neuen Beispielen u. dgl. gebrauchte. Dazu kamen wenige zusammenhängende Bogen, die in seine früheren Docenten-Jahre hineingehörten und grösstentheils in reiferer Umgestaltung seinen Schriften bereits einverleibt waren: nur einige, wie die von mir im sechsten Bande beigefügten Supplemente zur physischen Geographie (S. 779—805) rechtfertigen ihre vollständige Bekanntmachung. Endlich fanden sich einige Lehrbücher und ältere eigene Schriften vor, die er für seine Vorlesungen gebraucht hatte und die auf den Rändern des Textes und den eingeklebten Papierblättern voll beschrieben waren. Nur die letzteren sind wohl theilweise auch von Kant selbst noch in seinen letzten Lebensjahren verschenkt worden. Eine Veräusserung oder testamentarische Vertheilung des schriftlichen Nachlasses hat nicht stattgefunden. Viele einzelne Papiere, die damals von keinem besonderen Werthe schienen, wurden von dem Pfarrer Wasianski als Executor des Testaments zu Erinnerungsblättern an den grossen Mann verschenkt. Die bei weitem grössere Masse verblieb dem Professor Gensichen als Erben der kleinen Bibliothek, dem Buchhändler Nicolovius als Verleger und dem Pfarrer Wasianski. Gensichen starb zuerst, schon drei Jahre nach dem Tode seines grossen Lehrers, und aus der Versteigerung seines Nachlasses kamen die gesammelten Kant'schen Papiere und ein

Bruchstücke aus der eigenen Handschrift der physischen Geographie — nur wenig Geeignetes gefunden ist, das neben seinen ausgearbeiteten Werken eine Stelle einzunehmen berechtigt ist. Höchst anziehend erscheint es bei dem ersten Anblicke der grossen Masse dieser Papiere, in der geistigen Werkstätte eines solchen genialen Meisters umherzusuchen; jeder einzelne aufgeschriebene Satz erhält in der besonderen Zusammenstellung seine Wichtigkeit; aus den vielfachen Correcturen in Satz- und Wortbildung geht uns ein wunderbares Licht über den Forschungsgeist und den Wahrheitssinn des grossen Mannes auf: — aber bei näherer Prüfung und grösserer Vertrautheit mit den von ihm selbst herausgegebenen Schriften finden wir die meisten Materialien bereits anderweitig von ihm selbst verarbeitet, oder so leicht hingeworfen, dass wir ihre Bekanntmachung in dieser Ausdrucksweise nicht vor den wahren Freunden des unsterblichen Mannes rechtfertigen könnten. Es werden die mühsam von mir zusammengebrachten und Monate lang bei der unleserlichen Handschrift untersuchten Papiere Kant's eine schöne Zierde unter den Handschriften der Königsberger Bibliothek bleiben, aber meine Enthaltensamkeit bei der öffentlichen Bekanntmachung aus denselben wird bei jeder sorgfältigen Prüfung derselben Anerkennung finden. Für die Biographie und für die Specialgeschichte der literarischen Zustände Königsbergs in dieser so bewegten Zeit bieten sie auch ausserdem dem den reichsten Stoff, der sie mit Umsicht zu brauchen versteht. Ich theile hier mit aus der Periode 1765 — 75: 1. Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, aus welchen zugleich das Verhältniss seiner damaligen Ansichten über die bürgerliche Gesellschaft, über die natürliche Religion zu seinen späteren in dem letzten Jahrzehend des Jahrhunderts und seines Schriftstellerlebens erkannt werden mag. 2. Sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788 — 91. 3. Den ersten Entwurf seiner Vorstellung an König Friedrich Wilhelm II. über sein Verhältniss als öffentlicher

Lehrer zur Bekanntmachung seiner Religionsansichten.
4. Eine politische Rhapsodie aus dem J. 1798.

1. Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Die Kunst thöricht zu erscheinen bei dem Manne und klug bei der Frau. — Ein Mensch kann auf den anderen zweierlei vortheilhafte Rührungen machen, der Achtung und der Liebe: jene durch das Erhabene, diese durch das Schöne. Das Frauenzimmer vereinbart beide. Diese zusammengesetzte Empfindung ist der grösste Eindruck, der auf das menschliche Herz gemacht werden kann. —

Die Coquette überschreitet das Weibliche, der rauhe Pedant das Männliche. Eine Prude ist zu männlich und ein Petitmaitre zu weiblich. —

Es ist lächerlich, dass ein Mann durch Verstand und grosse Verdienste auch Frauenzimmer will verliebt machen. —

Die Theilnahme an Anderer natürlichem Unglücke ist nicht nothwendig, wohl aber an Anderer erlittenen Ungerechtigkeiten. — Die Verschiedenheit der Gemüther in den Gefühlen. Parallele zwischen Gefühl und Vermögen. — Ein zarter — stumpfer — und feiner Geschmack. Das Gefühl (des Schönen und Erhabenen), wovon ich handle, ist so bewandt, dass ich nicht brauche Gelegenheit zu suchen, um es zu empfinden. Das feinere Gefühl ist das, wo das Idealische (nicht Chimärische) den vornehmsten Grad der Annehmlichkeit enthält. — Kühn — der dreiste Zug, den Alexander in den Kelch that, war erhaben, obzwar unbesonnen. — Erhaben; die Pracht des Regenbogens, der untergehenden Sonne. — Cato's Tod; Aufopferung. — Selbststrache ist erhaben. Gewisse Laster sind erhaben; Meuchelmord ist feig und niederträchtig. Mancher hat auf einmal Muth zu grossen Lastern. — Der Mächtige ist gütig. Jonathan Wild. —

Wunderlich und seltsam. — Unsre jetzige Verfassung macht, dass die Weiber auch ohne Männer leben können, welches alle verdirbt.

Liebe und Achtung. — Die Geschlechtsliebe setzt jederzeit die wollüstige Liebe voraus, entweder der Empfindung oder der Erinnerung. Diese wollüstige Liebe ist entweder grob oder fein. Die zärtliche Liebe hat im grossen Menschen zuvor Achtung. — Das Frauenzimmer verräth sich nicht leicht, darum betrinkt es sich nicht. Weil es schwach ist, so ist es schlau.

In der Ehe Einheit ohne Einigkeit. Die zärtliche Liebe ist wohl von der ehelichen zu unterscheiden.

Von der moralischen Wiedergeburt. Was im wahren oder eingebildeten Bedürfnisse befriedigt, ist nützlich? (*mihi bonum*). — Die Begierden, welche dem Menschen durch seine Natur nothwendig sind, sind natürliche Begierden. Der Mensch, der keine anderen Begierden und in keinem höheren Grade hat, als die der natürlichen Nothwendigkeit, heisst der Mensch der Natur, und seine Fähigkeit, durch das Wenige befriedigt zu werden, ist Genügsamkeit der Natur. Die Menge der Erkenntnisse und anderen Vollkommenheiten, die zur Befriedigung der Natur erfordert werden, ist die Einfalt der Natur. Der Mensch, in welchem sowohl Einfalt als Genügsamkeit der Natur angetroffen werden, ist der Mensch der Natur. Derjenige, welcher mehr hat begehren können, als was durch die Natur nothwendig ist, ist üppig. —

Eine Ursache, weswegen die Vorstellung des Todes die Wirkung nicht thut, die sie haben könnte, ist, weil wir von Natur als geschäftige Wesen billig gar nicht daran denken sollen. —

Die Lustigkeit ist übermüthig, lästig und zerstörend, aber die Seelenruhe ist wohlwollend und gütig.

Eine von den Ursachen, weshalb die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts bei unverheiratheten Personen verwerflicher sind, besteht darin, weil, wenn die Männer in diesem Stande ausgeschweift haben, sie gleichwohl da-

mit sich nicht zur Untreue in der Ehe vorbereiten. Denn ihre Lüsterheit hat wohl zugenommen, aber ihr Vermögen abgenommen: Dagegen bei einer Frau das Vermögen unbeschadet bleibt; und wenn die Lüsterheit zunimmt, so wird sie von der Ansschweifung nicht zurückgehalten. Deswegen wird von unzüchtigen Weibsbildern präsumirt, sie werden untreue Weiber seyn, nicht aber von dergleichen Männern.

Aller Zweck der Wissenschaften ist entweder *eruditio* (Gedächtniss) oder *speculatio* (Vernunft). Beide müssen darauf hinauslaufen, den Menschen verständiger (klüger, weiser) in dem der menschlichen Natur überhaupt angemessenen Stande zu machen und also genügsamer. Der Geschmack, der moralisch ist, macht, dass man die Wissenschaft, die nicht bessert, gering hält. —

Eine zärtliche Wiederliebe hat die Eigenschaft, andere sittliche Eigenschaften zu entwickeln, aber die wollüstige, sie niederzudrücken.

Die gefühlvolle Seele (nicht Rede) ist die grösste Vollkommenheit. Im Reden, in der Poesie, im gesellschaftlichen Leben kann sie aber nicht immer seyn, sondern ist das letzte Ziel: auch sogar nicht in der Ehe.

Junge Leute haben wohl viel Empfindung, aber wenig Geschmack. Der enthusiastische oder begeisterte Styl verdirbt den Geschmack. — Verkehrter Geschmack für Romane und galante Tändelei. — Der gesunde — verzärtelte — verwöhnte Geschmack.

Das Frauenzimmer hat einen feinen Geschmack in der Wahl desjenigen, was auf die Empfindungen des Mannes wirken kann, und der Mann einen stumpfen. Daher gefällt er am besten, wenn er am wenigsten daran denkt zu gefallen. Dagegen hat das Frauenzimmer einen gesunden Geschmack an demjenigen, was ihre eigene Empfindung angeht.

Die Ehre des Mannes besteht in der Schätzung seiner selbst; die des Weibes in dem Urtheile Anderer. Der Mann heirathet nach seinem Urtheile, das Weib nicht

wider der Eltern Urtheil. — Das Weib setzt der Unge-
rechtigkeit Thränen, der Mann Zorn entgegen.

Richardson giebt bisweilen ein Urtheil des Seneca vom Weibe: das Mädchen urtheilt und setzt dazu, wie mein Bruder sagt; wäre sie verheirathet gewesen, so würde es heissen, wie mein Mann mir sagt.

Männer werden süß gegen die Weiber, wenn die Weiber männlich werden. — Beleidigung der Weiber in der Gewohnheit ihnen zu schmeicheln.

Die Weichlichkeit rottet mehr die Tugend aus als die Lüderlichkeit. — Das Ehrwürdige einer Hausfrau. Die Eitelkeit der Weiber macht, dass sie nur glücklich sind im Schimmer ausser Hause. — Der Muth einer Frau besteht in dem geduldigen Ertragen der Übel um ihrer Ehre oder um der Liebe willen; der Muth des Mannes in dem Eifer die Übel trotzig zu vertreiben. — Omphale nöthigte den Herkules zu spinnen.

Da so viel läppische Bedürfnisse uns weichlich machen, so kann uns der blosse ungekünstelte moralische Trieb nicht genug Kräfte geben, daher etwas Phantastisches dazu kommen muss.

Woher der Stoiker sagt: „mein Freund ist krank, was geht es mich an.“ Kein Mensch ist, der nicht das schwere Joch der Meinung fühlt, und Keiner schafft es ab.

Das Chimärische der Freundschaft; das Chimärische unserer Zustände und des Phantastischen im Alter. Aristoteles.

Cervantes hätte besser gethan, wenn er anstatt die phantastische und romantische Leidenschaft lächerlich zu machen, sie besser dirigirt hätte.

Die Romane machen edle Frauenzimmer phantastisch und gemeine albern; edle Männer auch phantastisch und gemeine faul.

Rousseau's Buch dient die Alten zu bessern.

Nach der Einfalt der Natur kann ein Weib nicht viel Gutes thun ohne die Vermittelung des Mannes. Im Zu-

stande der Ungleichheit und des Reichthums kann es unmittelbar Gutes thun.

Moralische Sentenzen: in Sentiments, die ohne Wirkung sind.

Die innere Bekümmerniss über das Unvermögen zu helfen, oder über die Aufopferung, wenn man hilft, ingleichen über die eigene Feigheit, welche uns glauben macht, dass Andere viel leiden, ob sie gleich es billig ertragen könnten, macht das Mitleiden. Ubrigens ist dieses kein grosses Gegenmittel gegen den Eigennutz. — Diese Triebe sind insgesamt bei natürlichen Menschen sehr kalt.

Die natürlichen Erhebungen sind Erniedrigungen unter seinen Stand, z. B. sich zum Stande des Handwerkers erheben.

Das Frauenzimmer hat eben so grosse Affecte, als der Mann; aber es ist dabei überlegter, nämlich was die Anständigkeit betrifft, der Mann ist unbesonnener. Die Chinesen und Indier haben eben so grosse Affecte als die Europäer, aber sie sind gelassener.

Die aufgehende Sonne ist eben so prächtig, als die untergehende, aber der Anblick der ersteren schlägt ins Schöne, der der letzteren ins Tragische und Erhabene ein.

Das, was eine Frau in der Ehe thut, läuft weit mehr auf die natürliche Glückseligkeit aus, als was der Mann thut, wenigstens in unserem gesitteten Zustande.

Weil in den gesitteten Verhältnissen so viel unnatürliche Begierden sich hervorfinden, so entspringt auch gelegentlich die Veranlassung zur Tugend, und weil so viel Uppigkeit im Genusse und im Wissen sich hervorfindet, so entspringt die Wissenschaft. Im natürlichen Zustande kann man gut seyn ohne Tugend und vernünftig ohne Wissenschaft.

Ob der Mensch besser im einfachen natürlichen Zustande es haben würde, ist jetzt schwer einzusehen: 1. weil er sein Gefühl vom einfachen Vergnügen verloren hat, 2. weil er gemeinhin glaubt, dass das Verderben, welches er im gesitteten Zustande sieht, auch im Stande der Ein-

falt sich vorfindet. — Die Glückseligkeit ohne Geschmack beruht auf der Einfalt und der Genügsamkeit der Neigungen; die mit Geschmack auf der gefühlvollen Seele: Ruhe. — Daher muss man auch ohne Gesellschaft glücklich seyn können: denn dann belästigen keine Bedürfnisse. Die Ruhe nach der Arbeit ist angenehmer, und der Mensch muss überhaupt nicht dem Vergnügen nachrennen.

Der logische Egoismus; die Geschicklichkeit seinen Standpunct zu nehmen.

Die gemeinen Pflichten bedürfen nicht zum Beweggrunde der Hoffnung eines anderen Lebens: aber die grössere Aufopferung und das Selbstverkennen haben wohl eine innere Schönheit. Unser Gefühl der Lust darüber kann an sich niemals so stark seyn, dass es den Verdruss der Ungemächlichkeit überwiege, wo nicht die Vorstellung eines künftigen Zustandes von der Dauer einer solchen moralischen Schönheit und der Glückseligkeit, die dadurch vergrössert werden wird, dass man sich noch tüchtiger finden wird, so zu handeln, ihr zu Hülfe kommt.

Alle Vergnügungen und Schmerzen sind entweder körperlich oder idealisch.

Eine Frau wird beleidigt durch Grobheit oder gedrückt, wo keine Verantwortung, sondern Drohen nur helfen kann. Sie bedient sich ihrer rührenden Waffen, der Thränen, des wehmüthigen Unwillens und der Klage, erduldet aber gleichwohl das Übel, ehe sie der Ungerechtigkeit nachgiebt. Der Mann entrüstet sich, dass man so dreist seyn darf ihn zu kränken; er treibt Gewalt mit Gewalt zurück, schreckt und lässt dem Beleidiger die Folgen der Ungerechtigkeit fühlen. Es ist nicht nöthig, dass der Mann über die Übel des Wahns sich entrüste, er kann sie nämlich verachten. —

Rousseau verfährt synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an, ich verfare analytisch und fange vom gesitteten an. — Das Herz des Menschen mag beschaffen seyn, wie es wolle, so ist hier nur die Frage, ob der Zustand der Natur oder der gesitteten Welt mehr

wirkliche Sünde und Fertigkeit dazu entwickele. — Es kann das moralische Ubel so gedämpft seyn, dass sich in Handlungen lediglich ein Mangel grösserer Reinheit, niemals aber ein positives Laster zeigt (derjenige, welcher nicht heilig ist, ist deshalb nicht lasterhaft), dagegen kann sich dieses nach gerade so entwickeln, dass es zum Abscheu wird. Der einfältige Mensch hat wenig Versuchung lasterhaft zu werden. Lediglich die Uppigkeit macht den grossen Reiz, und die Achtung der moralischen Empfindung und des Verstandes kann ferner kaum zurückhalten, wenn der Geschmack an Uppigkeit schon gross ist.

Frömmigkeit ist das Mittel des Complements der moralischen Bonität zur Heiligkeit. In der Relation eines Menschen zum andern ist davon nicht die Frage. Wir können natürlicher Weise nicht heilig seyn, und dieses haben wir der Erbsünde zu verdanken, wir können aber wohl moralisch gut seyn. — Man kann entweder seine üppige Neigung einschränken, oder, indem man sie beibehält, Gegenmittel wider ihre Wirkungen erfinden. Zu den letzteren gehören Wissenschaften und Verachtung des Lebens.

Die heilige Schrift wirkt mehr auf die Verbesserung von übernatürlichen Kräften; die gute moralische Erziehung mehr, wenn Alles blos nach der Ordnung der Natur geschehen soll. Ich gestehe es, dass wir durch die letztere keine Heiligkeit, welche rechtfertigend ist, hervorbringen können, aber wir können doch eine moralische Bonität *coram foro humano* hervorbringen, und diese ist jener sogar beförderlich.

Eben so wenig wie man sagen kann, die Natur habe uns eine unmittelbare Neigung zum Erwerb (die filzige Habsucht) eingepflanzt, eben so wenig kann man sagen, sie habe uns einen unmittelbaren Trieb der Ehre gegeben. Es entwickeln sich beide, und sind beide in der allgemeinen Uppigkeit nützlich. Aber daraus lässt sich nur schliessen, dass eben so wie die Natur Schwielen bei har-

ter Arbeit hervorbringt, sie auch selbst in ihren Verletzungen Gegenmittel erschafft.

Die Verschiedenheit des Standes macht, dass, so wenig man sich in die Stelle des dienstbaren Pferdes setzt, um sein elendes Futter sich vorzustellen, eben so wenig setzt man sich an die Stelle des Elends, um dieses zu fassen.

Die jetzigen Moralisten setzen viel der Ubel voraus und wollen lehren sie zu überwinden, und setzen viel Versuchungen zum Bösen voraus und schreiben Bewegungsgründe vor, sie zu überwinden. Die Rousseau'sche Methode lehrt jene für keine Ubel und diese für keine Versuchungen zu halten.

Die Drohung der ewigen Bestrafung kann nicht der unmittelbare Grund moralisch guter Handlungen seyn, aber wohl ein starkes Gegengewicht gegen die Reizung zum Bösen, damit die unmittelbare Empfindung der Moralität nicht überwogen werde. — Es giebt gar keine unmittelbare Neigung zu moralischen bösen Handlungen, wohl aber eine unmittelbare zu guten.

Der wohlgeartete und wohlgesittete Mensch sind sehr zu unterscheiden. Der Erstere bedarf nicht zu bändigen seine verkehrten Triebe, denn sie sind natürlich gut. Wenn er an eine Vergeltung vermittelt der Vorstellung vom oberen Wesen denkt, so sagt er, vielleicht ist es hier, vielleicht im andern: man muss gut seyn und das Übrige erwarten. Der Zweite ist 1. nur gesittet, 2. wohlgesittet.

Diese natürliche Sittlichkeit muss auch der Probestein aller Religion seyn. Denn wenn es ungewiss ist, ob Leute in einer anderen Religion können selig werden, und ob nicht die Qualen in dieser Welt sie können zur Glückseligkeit in der künftigen verhelfen, so ist es gewiss, dass ich sie nicht verfolgen müsse. Dieses letzte würde aber nicht seyn, wenn nicht die natürliche Empfindung zureichend zu aller Pflichtausübung dieses Lebens wäre.

Ein jeder Feige lügt, aber nicht umgekehrt. Was da schwach macht, bringt Lüge hervor.

Die Scham und die Schamhaftigkeit sind zu unterscheiden. Jene ist ein Verrath eines Geheimnisses durch die natürliche Bewegung des Blutes: diese ist ein Mittel, ein Geheimniss zu verbergen, um der Eitelkeit willen, in gleichen in der Geschlechtsneigung.

Es ist weit gefährlicher mit freien und gewinnstüchtigen Leuten als mit Unterthanen eines Monarchen im Kriege zu seyn. — Ganze Nationen können das Beispiel von einem Menschen überhaupt abgeben. Man findet niemals grosse Tugenden, wo nicht zugleich grosse Ausschweifungen damit vereinbart sind, wie bei Engländern.

Alle Andacht, welche natürlich ist, hat nur einen Nutzen, weil sie die Folge einer guten Moralität ist. Unter derselben wird auch die natürliche Andacht mitgenommen, welche auf ein Buch verwandt wird. Daher sagen auch die geistlichen Lehrer mit Recht, dass die Andacht nichts taugt, wofern sie nicht durch den Geist Gottes bewirkt worden: alsdann ist sie eine Anschauung, sonst ist sie zum Selbstbetrug sehr aufgelegt. Diejenigen, welche aus der Tugendlehre eine Lehre der Frömmigkeit machen, machen aus dem Theile ein Ganzes: denn die Frömmigkeit ist nur eine Art von Tugend. — Es ist ein grosser Unterschied seine Neigungen zu überwinden, oder sie auszurotten, nämlich machen, dass wir sie verlieren. Dieses ist auch davon noch zu unterscheiden, Neigungen abzuhalten, nämlich machen, dass jemand diese Neigungen niemals bekommt. Jenes ist bei alten Leuten, dieses bei jungen nöthig.

Es gehört eine sehr grosse Kunst dazu, bei den Kindern das Lügen zu verhüten. Denn da sie viel zu leisten haben und viel zu schwach sind, abschlägige Antworten zu geben oder Strafe auszuhalten, so haben sie eine weit stärkere Anreizung zu lügen, als die Alten jemals haben. Vornehmlich da sie sich selbst nichts verschaffen können, wie die Alten, sondern Alles von der Art abhängt, wie

sie etwas vorstellen nach der Neigung, die sie an Andern merken. Man muss sie daher nur über das strafen, was sie gar nicht leugnen können und ihnen nicht um vorgewandter Gründe willen etwas bewilligen.

Man muss durchaus, wenn man die Moralität bilden will, keine Bewegungsgründe anführen, welche die Handlung nicht moralisch gut machen, nämlich Strafe, Lohn u. s. w. Daher muss man auch die Lüge unmittelbar hässlich schildern, und wie sie es auch in der That ist, sie keiner anderen Regel der Moralität z. B. der Pflicht gegen Andre unterordnen. Man hat keine Pflichten gegen sich selbst, man hat aber wohl absolute Pflichten, die an und für sich selbst sind — gut zu handeln. Es ist auch ungeeignet, dass wir in unserer Sittlichkeit von uns selbst selten abhängen.

In der Medicin sagt man, dass der Arzt der Diener der Natur sey: in der Moral gilt aber dasselbe. Haltet nur das äussere Übel ab, die Natur wird schon die beste Richtung nehmen. Wenn der Arzt sagte, dass die Natur an sich verderbt sey, durch welches Mittel wollte er sie bessern? Eben so der Moralist.

Der Mensch nimmt nicht eher Antheil an Anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, dass er mit Wenigem zufrieden sey, so werdet ihr gütige Menschen machen: sonst ist es umsonst. Die allgemeine Menschenliebe hat etwas Hohes und Edles an sich, aber sie ist chimärisch. So lange man so sehr selbst von Sachen abhängig ist, kann man nicht an Anderer Glück Theil nehmen.

Der einfältige Mensch hat sehr früh eine Empfindung von dem, was recht ist, aber sehr spät oder gar nicht einen Begriff davon. Jene Empfindung muss weit eher entwickelt werden, als der Begriff. Lehret man ihn früher entwickeln nach Regeln, so wird er niemals empfinden. Es ist schwer, nachdem die Neigungen entwickelt sind, sich das Gute oder Übel in anderen Verhältnissen vorzustellen. Weil ich jetzt ohne einen immerwährenden

Genuss von der Langeweile verzehrt werde, so stelle ich mir dies auch an dem Schweizer vor, der seine Kühe auf dem Gebirge weidet; und wird dieser sich nicht vorstellen, wie ein Mensch, der satt ist, noch etwas mehr begehren könne. Man kann kaum begreifen, wie in einem solchen niedrigen Stande diese Niedrigkeit selbst nicht mit Schmerzen erfüllt. Andererseits, wenn die übrigen Menschen auch mit den Übeln des Wahns angesteckt sind, können Einige sich nicht vorstellen, wie dieser Wahn bei ihnen könne erwartet werden. Der vornehme Mann bildet sich ein, dass die Übel der Geringschätzung eines beraubten Glanzes den Bürger nicht drücken können, und begreift nicht, wie er zur Gewohnheit kommen könne, gewisse Ergötlichkeiten zu seinen Bedürfnissen zu zählen.

Der Fürst, welcher den Adel gab, wollte etwas ertheilen, was gewissen Personen statt alles anderen Überflusses dienen könnte. Hüten sie also als Leckerbissen des Adels Last, wie die übrigen Eiteln des Geldes Besitz.

Kann wohl etwas verkehrter seyn, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der anderen etwas vorzureden?

So wie die Frucht, wenn sie reif genug ist, sich vom Baume trennt, sich der Erde nähert, um ihre eignen Samen wurzeln zu lassen, so trennt sich auch der mündige Mensch von seinen Eltern, verpflanzt sich selbst, und wird die Wurzel eines neuen Geschlechts. Der Mann muss von keinem Andern abhängen, damit die Frau gänzlich von ihm abhängt.

Es muss gefragt werden, wie weit können die inneren moralischen Gründe einen Menschen bringen? Sie werden ihn vielleicht dahin bringen, dass er im Stande der Freiheit ohne grosse Versuchung gut ist. Aber wenn Anderer Ungerechtigkeit oder der Zwang des Wahns ihm Gewalt anthun, alsdann hat diese innere Moralität nicht Macht genug. Er muss Religion haben und vermittelst der Belohnung des künftigen Lebens sich aufmuntern; die menschliche Natur ist nicht fähig einer unmittelbaren moralischen

Reinheit. Wenn aber übernatürlicher Weise auf ihre Reinheit gewirkt wird, so haben die künftigen Belohnungen nicht mehr die Eigenschaft der Bewegungsgründe.

Das ist der Unterschied der falschen und gesunden Moral, dass jene nur Hilfsmittel gegen Übel sucht, diese aber dafür sorgt, dass die Ursachen dieser Übel gar nicht da seyen.

Unter allen Arten des Putzes ist auch der moralische. — Das Erhabene des Standes besteht darin, dass er viele Würde umfasse: das Schöne heisst hier das Geziemende. Die Ursache, weswegen die Würde am Adel gemeinhin schlecht besteht. — Erhabene Gesinnung, welche Kleinigkeiten übersieht und das Gute unter den Mängeln bemerkt. —

Es ist unnatürlich, dass ein Mensch sein Leben grossentheils zubringen soll, um einem Kinde zu lehren, wie es dereinst leben soll. Dergleichen Hofmeister als Jean Jacques sind demnach erkünstelt. Im einfachen Zustande werden einem Kinde nur wenige Dienste geleistet: sobald es ein wenig Kräfte hat, thut es selbst kleine nützliche Handlungen des Erwachsenen, wie bei Landleuten oder den Handwerkern und lernt allmählig das Übrige. Es ist indessen geziemend, dass ein Mensch sein Leben verwende, um viele zugleich leben zu lehren, dass dann die Aufopferung seines eigenen Lebens dagegen nicht zu achten ist. Schulen sind daher nöthig, damit sie aber möglich werden, muss man Emile ziehen. Es wäre zu wünschen, dass Rousseau zeigte, wie daraus Schulen entspringen könnten. Prediger auf dem Lande können dieses mit ihren eigenen Kindern und denen ihrer Nachbarn anfangen.

Der Geschmack hängt nicht an unseren Bedürfnissen. Der Mann muss schon gesittet seyn, wenn er eine Frau nach Geschmack wählen soll.

Ich muss den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich allererst ihn mit Vernunft übersehen. Dass grosse Leute nur in der Ferne schimmern und dass ein

Fürst vor seinem Kammerdiener viel verliert, kommt daher, weil kein Mensch gross ist.

Wenn ich mich jetzt in eine grosse obzwar nicht gänzliche Unabhängigkeit von Menschen setzen wollte, so müsste ich arm seyn können, ohne es zu fühlen, und gering gehalten werden, ohne es zu achten. Wäre ich aber ein Reicher, so würde ich vornehmlich in mein Vergnügen Freiheit von Sachen und Menschen hineinbringen, ich würde mich alsdann nicht mit Dienern, Gärten, Pferden u. s. w. überladen, über deren Verlust ich besorgt seyn müsste, ich würde keine Juwelen haben, weil ich sie verlieren kann u. s. w. Ich würde mich gemäss dem Wahne Anderer einrichten, damit er mir nicht wirklich schade, z. B. meinen Umgang verringern, damit er nicht meiner Bequemlichkeit zu nahe trete.

Es ist nöthig einzusehen, wie sich die Kunst und die Zierlichkeit der gesitteten Verfassung hervorfinden, und wie sie in einigen Weltgegenden (z. B. wo keine Haus-thiere sind) sich niemals finden, damit man das, was der Natur fremd und zufällig ist, von dem unterscheiden lerne, was ihr natürlich ist. Wenn man die Glückseligkeit des Wilden erwägt, so ist es nicht, um in die Wälder zurück zu kehren, sondern nur um zu sehen, was man verloren habe, indem man anderseits gewinnt: damit man in dem Genusse und Gebrauche der geselligen Uppigkeit nicht mit unnatürlichen und unglücklichen Neigungen derselben fest klebe und ein gesitteter Mensch der Natur bleibe. Jene Betrachtung dient zum Richtmaasse: denn niemals schafft die Natur einen Menschen zum Bürger, und seine Neigungen und Bestrebungen sind blos auf den einfachen Zustand des Lebens abgezielt. — Es scheint bei den meisten anderen Geschöpfen ihre Hauptbestimmung zu sein, dass sie leben und dass ihre Arten leben: wenn ich dies bei den Menschen voraussetze, so muss ich den gemeinsten Wilden nicht verachten.

Wie aus dem Luxus endlich die bürgerliche Religion und auch der Religionszwang (wenigstens bei jeder neuen

Veränderung) nothwendig wird? — Die blosse natürliche Religion schickt sich gar nicht für einen Staat, noch eher der Scepticismus.

Der Zorn ist eine sehr gutartige Empfindung des schwachen Menschen. Eine Neigung, ihn zu unterdrücken, veranlasst den unversöhnlichen Hass. Man hasst den nicht immer, über den man zürnt. Gutartigkeit der Menschen, die da zürnen. Verstellte Sittsamkeit verbirgt den Zorn und macht falsche Freunde.

Ich kann einen anderen niemals überzeugen als durch seine eigenen Gedanken. Ich muss also voraussetzen, der andere habe einen guten und richtigen Verstand, sonst ist es vergeblich zu hoffen, er werde durch meine Gründe können gewonnen werden. Eben so kann ich Niemand moralisch rühren, als durch seine eigene Empfindungen; ich muss also voraussetzen, der andere habe eine gewisse Bonität des Herzens, sonst wird er bei meiner Schilderung des Lasters niemals Abscheu und bei meiner Anpreisung der Tugend niemals eine Triebfeder dazu in sich fühlen. Weil es aber möglich ist, dass einige moralisch-richtige Empfindung in ihm sich befinde, oder er vermuthen kann, dass seine Empfindung mit der des ganzen menschlichen Geschlechts einstimmig sey, wie sein Böses ganz und gar böse sey, so muss ich ihm das partielle Gute darin zugestehen und die schlüpfrige Ähnlichkeit der Unschuld und des Verbrechens als an sich betrüglich abmalen.

Der oberste Grund zu schaffen ist, weil es gut ist. Daraus muss folgen, erstens dass, weil Gott mit seiner Macht und seiner grossen Erkenntniss sich selbst gut findet, er auch alles dadurch Mögliche gut finde; zweitens, dass er auch an Allem ein Wohlgefallen habe, was wozu gut ist, am meisten aber daran, was seine grösste Güte abzielt. Das erstere ist gut als eine Folge, das zweite als ein Grund.

Weil die Rache voraussetzt, dass Menschen, die sich hassen, einander nahe bleiben, widrigenfalls, wenn man sich entfernen kann, wie man will, der Grund sich zu

rächen wegfallen würde, so kann dieselbe nicht in der Natur liegen, weil diese nicht voraussetzt, dass Menschen mit einander eingesperrt seyen. Allein der Zorn, eine sehr nöthige und einem Manne geziemende Eigenschaft, wenn sie nämlich keine Leidenschaft ist (welche vom Affect zu unterscheiden ist), liegt gar sehr in der Natur.

Man kann sich die Annehmlichkeit von etwas nicht vorstellen, was man nicht gekostet hat, so wie der Caraibe das Salz verabscheut, woran er sich nicht gewöhnt hat.

Agesilaus und der Persische Satrap verachteten sich beide; der erste sagte, ich kenne die Persische Wollust, aber dir ist die meinige unbekannt.

Der Christ, sagt man, soll sein Herz nicht an zeitliche Dinge hängen. Hierunter wird nun auch verstanden, man solle frühzeitig verhüten, dass Keiner solche Anhänglichkeit sich erwirbt. Aber erst diese Neigungen zu nähren und dann übernatürliche Beihülfe erwarten, sie zu regieren, das ist Gott versuchen.

Ein gewisser grosser Monarch im Norden hat, wie es heisst, seine Nation civilisirt. Wollte Gott, er hätte Sitten in sie gebracht, so aber war Alles, was er that, die politische Wohlfahrt und das moralische Verderben.

Ich kann Niemand besser machen als durch den Rest des Guten, das in ihm ist: ich kann Niemand klüger machen, als durch den Rest der Klugheit, die in ihm ist.

Aus dem Gefühle der Gleichheit entspringt die Idee der Gerechtigkeit sowohl der Genöthigten als der Nöthigenden. Jene ist die Schuldigkeit gegen Andere, diese die empfundene Schuldigkeit Anderer gegen mich. Damit diese ein Richtmaass im Verstande habe, so können wir uns im Gedanken in die Stelle Anderer setzen, und damit es nicht an Triebfedern hiezu ermangele, so werden wir durch Sympathie von dem Unglücke und der Gefahr Anderer wie durch unser eigenes bewegt. Diese Schuldigkeit wird als so etwas erkannt, dessen Ermangelung einen Anderen mich würde als meinen Feind ansehen lassen und machen, dass ich ihn hasste. Niemals empört etwas mehr

als Ungerechtigkeit; alle andere Übel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen. Die Schuldigkeit betrifft nur die nothwendige Selbsterhaltung, sofern sie mit der Erhaltung der Art besteht; alles übrige sind Gunstbezeugungen und Gewogenheiten. Ich werde demnach einen Jeden hassen, der mich in einer Grube zappeln sieht und mit Kaltsinn vorüber geht.

Die Gütigkeit findet sich nur durch die Ungleichheit. Denn ich verstehe unter Gütigkeit eine Bereitwilligkeit Gutes zu erzeugen, selbst in dem Falle, wo die allgemeine natürliche Sympathie kein genügender Grund dazu seyn würde. Nun ist es nicht einfältig* und natürlich, eine eben so grosse Gemächlichkeit aufzuopfern, als ich einem Andern erzeuge, weil ein Mensch so viel gilt, als ein Anderer. Wenn ich also dazu bereitwillig seyn soll, muss ich mich stärker in Ansehung der Unbequemlichkeit als einen Anderen urtheilen; ich muss es als ein grosses Übel ansehen, was ich einem Andern erspare, und als ein kleines, das ich selbst erleide. Ein Mann würde einen anderen verachten, wenn er solche Gütigkeit gegen ihn bewiese.

Die erste Ungleichheit ist die eines Mannes und eines Kindes, die eines Mannes und eines Weibes. Jener sieht es gewissermaassen als eine Schuldigkeit an, da er stark und diese schwach sind, ihnen nicht etwas aufzuopfern.

Das scheinbar Edle ist der Anstand; das scheinbar Falsche der Schimmer; das scheinbar Schöne das Geschmückte.

Alle unrichtige Schätzung desjenigen, was nicht zu dem Zwecke der Natur gehört, zerstört auch die schöne Harmonie der Natur. Dadurch, dass man die Künste und Wissenschaften so sehr wichtig hält, macht man diejenigen verächtlich, die sie nicht haben und bringt uns zur Ungerechtigkeit, die wir nicht ausüben würden, wenn wir sie mehr als uns gleich ansähen.

* Dem einfachen Naturzustande entsprechend.

Wenn etwas nicht der Dauer der Lebenszeit, nicht ihren Epochen, nicht dem grossen Theile der Menschen angemessen ist, endlich gar sehr dem Zufalle unterworfen und nur schwerlich zum Nutzen gereicht, so gehört es nicht zu der Glückseligkeit und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts. Wie viel Jahrhunderte sind verflossen, ehe ächte Wissenschaft war, und wie viel Nationen sind in der Welt, die sie niemals haben werden! Man muss nicht sagen, die Natur berufe uns zur Wissenschaft, weil sie uns Fähigkeit dazu gegeben hat: denn was die Lust anlangt, so kann diese blos erkünstelt seyn.

Gelehrte glauben, es sey Alles um ihretwillen da: Adelige auch. — Wenn man durch das öde Frankreich gereist ist, so kann man sich bei der Akademie der Wissenschaften oder in den Gesellschaften von gutem Tone wieder trösten: so wenn man von allen Betteleien im Kirchenstaate sich glücklich losgemacht hat, kann man sich bis zur Trunkenheit in Rom über die Pracht der Kirchen und der Alterthümer erfreuen.

Der Mensch mag künsteln, so viel er will, so kann er die Natur nicht nöthigen andere Gesetze einzuschlagen. Er muss entweder selbst arbeiten oder Andere für ihn: und diese Arbeit wird Anderen so viel von ihrer Glückseligkeit rauben, als er seine eigene über das Mittelmaass steigern will.

Man kann die Wohlfahrt befördern, entweder indem man die Begierden sich erweitern lässt und bestrebt ist sie zu befriedigen. Man kann die Rechtschaffenheit befördern, wenn man die Neigungen des Wahns und der Uppigkeit wachsen lässt und sich um moralische Antriebe bemüht, ihnen zu widerstehen. Zu beiden Aufgaben ist aber noch eine andere Auflösung, nämlich diese Neigungen nicht entstehen zu lassen. Zuletzt kann man auch das Wohlverhalten befördern, indem man alle unmittelbare moralische Bonität bei Seite setzt und lediglich die Befehle eines lohnenden und strafenden Oberherrn zum Grunde legt.

Das Ubelschaffende der Wissenschaft für die Menschen ist vornehmlich dieses, dass der allergrösste Theil derer,

die sich damit zeigen wollen, gar keine Verbesserung des Verstandes, sondern nur eine Verkehrtheit desselben erwirkt, nicht zu erwähnen, dass sie den meisten nur zum Werkzeuge der Eitelkeit dient. Der Nutzen, den die Wissenschaften haben, ist entweder die Üppigkeit (e. g. Mathematik), oder die Verhinderung der Übel, die sie selbst angerichtet hat, oder auch eine gewisse Sittsamkeit als eine Nebenfolge.

Die Begriffe der bürgerlichen Gerechtigkeit und der natürlichen und die daraus entspringenden Empfindungen von Schuldigkeit sind sich fast gerade entgegengesetzt. Wenn ich von einem Reichen erbe, der sein Vermögen durch Erpressungen von seinen Bauern gewonnen hat, und dieses auch an die nämlichen Armen schenkte, so thue ich im bürgerlichen Verstande eine sehr grossmüthige Handlung, im natürlichen aber nur eine gemeine Schuldigkeit.

Bei der allgemeinen Üppigkeit klagt man über die göttliche Regierung und über die Regierung der Könige. Man bedenkt nicht, 1. dass was die letztere anlangt, eben dieselbe Ehrbegierde und Unmässigkeit, welche den Bürger beherrschen, auf dem Throne keine andere Gestalt haben können, als wie sie haben: 2. dass solche Bürger nicht anders können regiert werden. Der Unterthan will, der Herr soll seine Neigung der Eitelkeit überwinden, um das Wohl seiner Länder zu befördern, und besinnt sich nicht, dass diese Forderung an ihn in Ansehung der Niedern mit eben dem Rechte geschähe. Seyd allererst selbst weise, rechtschaffen und mässig, diese Tugenden werden bald zum Throne aufsteigen und den Fürsten auch gut machen. Seht die schwachen Fürsten, welche in solchen Zeiten Gütigkeit und Grossmuth blicken lassen, können sie solche wohl anders ausüben, als mit grosser Ungerechtigkeit gegen andere, weil diese in nichts Anderem die Grossmuth setzen, als in der Austheilung eines Raubes, den man Anderen entwendet hat. Die Freiheit, die ein Fürst ertheilt, so zu denken und zu reden, als ich jetzt thue, ist wohl so viel werth, als viele Vergünstigungen zu einer grösseren Üppig-

keit: denn durch jene Freiheit kann alles dieses Üble noch verbessert werden.

Die grösste Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verstehe, was man seyn muss, um ein Mensch zu seyn. Wenn er aber öde Liebe seiner Vergnügen kennen lernt, die ihm zwar schmeicheln, wozu er aber nicht organisirt ist, und welche den Einrichtungen widerstreiten, die ihm die Natur angewiesen hat, wenn er sittliche Eigenschaften kennen lernt, die da schimmern, so wird er die schöne Ordnung der Natur stören, sich selbst und Andern nur das Verderben bereiten. Denn er ist aus seinem Posten gewichen, da er sich nicht genügen lässt, das zu seyn, wozu er bestimmt ist. Weil er ausserhalb des Kreises eines Menschen heraustritt, so ist er Nichts, und die Lücke, die er macht, breitet sein eigenes Verderben auf die benachbarten Glieder aus.

Unter den Schäden, welche die Sündfluth von Büchern anrichtet, womit unser Welttheil jährlich überschwemmt wird, ist einer nicht der geringsten, dass die wirklich nützlichen hin und wieder auf dem weiten Oceane der Büchergelehrsamkeit schwimmenden Bücher übersehen werden und das Schicksal der Hinfälligkeit mit der übrigen Spreu theilen müssen. — Die Neigung viel zu lesen, um zu sagen, dass man gelesen habe; die Gewohnheit nicht lange bei einem Buche sich zu verweilen.

Die Übel bei der sich entwickelnden Unmässigkeit der Menschen ersetzen sich ziemlich. Der Verlust der Freiheit und die alleinige Gewalt eines Beherrschers ist ein grosses Unglück, aber es wird doch eben so wohl ein ordentliches System, ja es ist wirklich mehr Ordnung, obzwar weniger Glückseligkeit als in einem freien Staate. Die Weichlichkeit in der Sitte der Müssiggänger und die Eitelkeit bringen Wissenschaften hervor. Diese geben dem Ganzen eine neue Zierde, halten von vielem Bösen ab, und wo sie zu einer gewissen Höhe gesteigert werden, so verlassen sie die Übel, die sie selbst angerichtet haben.

Der erste Eindruck, den ein Leser, welcher nicht blos aus Eitelkeit und zum Zeitvertreib liest, von den Schriften des J. J. Rousseau bekommt, ist, dass er eine ungemeyne Scharfsinnigkeit des Geistes, einen edlen Schwung des Genius und eine gefühlvolle Seele in einem so hohen Grade antrifft, als vielleicht niemals irgend ein Schriftsteller, von welchem Zeitalter oder von welchem Volke er auch sey, vereint mag besessen haben. Der Eindruck, der hiernächst folgt, ist die Befremdung an seltsamen und widersinnigen Meinungen, die demjenigen, was allgemein gangbar ist, so sehr entgegen stehen, dass man leichtlich auf die Vermuthung gerathet, der Verfasser habe vermöge seiner ausserordentlichen Talente und Zauberkraft der Beredtsamkeit nur beweisen und den Sonderling machen wollen, welcher durch eine einnehmende und überraschende Neuheit über alle Nebenbuhler des Witzes hervorstehet.

Man muss die Jugend lehren, den gemeinen Verstand in Ehren zu halten, sowohl durch moralische als durch logische Gründe.

Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntniss und die begierige Unruhe darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses Alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von Nichts weiss. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendende Vorzug verschwindet, ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden, als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, dass diese Betrachtung allen übrigen einen Werth ertheilen könne, die Rechte der Menschheit herzustellen.

Es ist sehr lächerlich zu sagen, ihr sollt andere Menschen lieben; sondern man muss vielmehr sagen, ihr habt guten Grund euern Nächsten zu lieben. Selbst gilt dieses bei euern Feinden.

Die Tugend ist stark: was also entkräftet und unter Lüsten weichlich oder von dem Wahne abhängig macht,

ist der Tugend entgegen. Was das Laster und die Tugend schwer macht, liegt nicht in der Natur.

Die allgemeine Eitelkeit macht, dass man nur von denjenigen sagt, sie wissen zu leben, die niemals zu leben (für sich selbst) verstehen.

Wenn es irgend eine Wissenschaft giebt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man seyn muss, um ein Mensch zu seyn. Gesetzt er hätte über sich oder unter sich zu täuschende Anlockungen kennen gelernt, die ihn unvermerkt aus seiner eigenthümlichen Stelle gebracht haben, so wird ihn diese Unterweisung wiederum zum Stande des Menschen zurück führen, und er mag sich alsdann auch noch so klein oder mangelhaft finden, so wird er doch für seinen angewiesenen Posten recht gut seyn, weil er gerade das ist, was er seyn soll.

Der Fehler zu sagen, dieses ist bei uns allgemein, also überhaupt allgemein, ist für Verständige leicht zu verhüten. Allein folgende Urtheile sind scheinbar. Die Natur hat uns die Gelegenheit zum Vergnügen gegeben, wie wollen wir uns ihrer bedienen? Wir haben die Fähigkeit zu Wissenschaften, daher ist es ein Ruf der Natur, sie zu suchen. Wir fühlen in uns eine Stimme, die in uns spricht, das ist edel und rechtschaffen, daher ist es eine Pflicht so zu thun.

Alles geht in einem Flusse vor uns vorbei, und der wandelbare Geschmack und die verschiedenen Gestalten der Menschen machen das ganze Spiel ungewiss und trüglich. Wo finde ich feste Punkte der Natur, die der Mensch niemals verrücken kann, und wo ich die Merkzeichen geben kann, an welches Ufer er sich zu halten hat.

Dass alle Grösse nur verhältnissmässig seyn kann und es keine absolute Grösse giebt, ist daraus zu ersehen. — Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, ein Seraph seyn zu wollen, mein Stolz ist nur dieser, desto mehr Mensch zu seyn. Der mässige Bürger kann sich keinen Begriff machen, was denn dem Hofmanne fehlen kann, der auf seine Güter ver-

wiesen nach Belieben leben kann: indessen grämt sich dieser stark.

Das Leben der blos Geniessenden ohne Betrachtung und Sitten scheint keinen Werth zu haben.

Ein Zeichen von grobem Geschmack ist anjetzt, dass man so viel schönen Schmuck nöthig hat; jetzt ist der feinste Geschmack in der Einfachheit. — Man wird im gesitteten Stande sehr spät klug, und man könnte wohl mit dem Theophrast sagen, es ist Schade, dass man dann zu leben aufhört, wann man es erst aufgehen sieht.

Bei Menschen und Thieren hat eine gewisse mittlere Grösse die meiste Stärke.

Der moralische Geschmack in Ansehung der Geschlechtsneigung, wo Jedermann scheinen will, darin sehr fein oder auch rein zu seyn. — Die Wahrheit ist nicht die Hauptvollkommenheit des gesellschaftlichen Lebens; der schöne Schein treibt es hier so wie in der Malerei viel weiter. Vom Geschmack im Heirathen.

Die Gewissheit in den sittlichen Urtheilen vermittelt der Vergleichung mit dem sittlichen Gefühle ist eben so gross als die mit der logischen Empfindung. Der Betrug in Ansehung des sittlichen Urtheils geht eben so zu, als des logischen, aber dieser ist noch häufiger.

Bei den metaphysischen Anfangsgründen der Ästhetik ist das verschiedene unmoralische Gefühl, bei den Anfangsgründen der sittlichen Metaphysik das verschiedene moralische Gefühl der Menschen nach Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, der Erziehung und Regierung, der Racen und Klimaten anzuwenden.

Der moralische Geschmack ist zur Nachahmung geneigt, die moralischen Grundsätze erheben sich über dieselbe. Wo Höfe sind und grosse Standesunterschiede der Menschen, ist Alles deren Geschmack ergeben; in Republiken ist es anders: daher der Geschmack der Gesellschaft dort feiner und hier gröber ist. Man kann sehr tugendhaft seyn und wenig Geschmack haben. Wo das gesellschaftliche Leben zunehmen soll, muss der Geschmack erweitert

werden, wie die Annehmlichkeit der Gesellschaft leicht seyn muss, Grundsätze aber schwer sind. Unter Frauenzimmern ist dieser Geschmack am leichtesten. Der moralische Geschmack vereinbart sich leicht mit dem Schein der Grundsätze. Schweizer, Holländer, Engländer, Franzosen, Reichsstädte.

Der Geschmack an der blossen Tugend ist etwas grob, wenn er frei ist, so muss er sie mit Thorheit untermengt kosten können.

Man hat Ursache, sein Gefühl nicht zu sehr zu verfeinern, erstlich um es nicht dem Schmerz um so stärker zu eröffnen, zweitens um wahrer und nützlicher zu sorgen. Die Genügsamkeit und Einfalt erfordern ein gröberes Gefühl und machen glücklich. — Das Schöne wird geliebt, das Edle geachtet; das Hässliche macht Ekel, das Unedle wird verachtet. Kleine Leute sind hochmüthig und hitzig, grosse gelassen.

Der natürliche Mensch ist mässig nicht aus Rücksicht auf die künftige Gesundheit (denn er prospicirt nicht), sondern wegen des gegenwärtigen Wohlbefindens. — Die Ursache, warum die Ausschweifungen der Wollust so hoch empfunden werden, ist, weil sie Gründe der Propagation in der Erhaltung der Art betreffen, und weil dieses das Einzige ist, wozu die Frauenzimmer taugen, so macht es ihre Hauptvollkommenheit aus, daher die Erhaltung ihrer selbst auf dem Manne beruht. Das Vermögen Nutzen zu schaffen mit der Zeugungsfähigkeit ist bei dem Weibe eingeschränkt und an einem Manne ausgebreitet. — Die Üppigkeit macht, dass man zwischen der einen Frau und der andern einen grossen Unterschied macht. Die Begierde sättigt man nicht durch Liebe, sondern durch Heirath. — Die Geschlechtsneigung ist entweder das verliebte Bedürfniss, oder die verliebte Lüsternheit. Im Stande der Einfalt herrscht das erstere, und also noch kein Geschmack. Im Stande der Kunst wird die verliebte Lüsternheit entweder eine des Genusses oder des idealischen Geschmacks. Jenes macht die wollüstige Unmässigkeit aus.

In allen diesen Dingen ist auf zwei Stücke zu sehen. Das weibliche Geschlecht ist entweder mit dem männlichen in freiem Umgange vermengt, oder ausgeschlossen. Wo das letztere ist, findet kein moralischer Geschmack statt, sondern allenfalls Einfalt (das Leihen der Weiber bei den Spartanern); oder es ist ein wollüstiger Wahn, gleichsam einer verliebten Habsucht, viel zu geniessen und zu besitzen, ohne eins recht zu geniessen (König Salomo). Im Stande der Einfalt herrschte das beiderseitige Bedürfniss, hier ist auf der einen Seite Bedürfniss, auf der andern Mangel. Dort war Treue ohne Versuchung, hier Wächter der Keuschheit, die an sich selbst nicht möglich ist. Im freien Umgange beider Geschlechter, welcher eine neuere Erfindung ist, wächst die Lüsternheit, aber auch der moralische Geschmack.

Das Merkmal der Geselligkeit ist sich nicht jederzeit einem andern vorzuziehen. Einen Andern sich jederzeit vorzuziehen ist schwach. Die Idee der Gleichheit regulirt Alles. — In der Gesellschaft und den Gastmählern erleichtern Einfachheit und Gleichheit und machen sie angenehm.

Herrsche über den Wahn und sey ein Mann; damit deine Frau dich unter allen Menschen am höchsten schätze, so sey selbst kein Knecht von den Meinungen Anderer. Damit deine Frau dich ehre, so sehe sie nicht in dir die Sklaverei der Meinung Anderer. Sey häuslich, es herrsche in deiner Geselligkeit nicht Aufwand, sondern Geschmack und Bequemlichkeit, nicht Überfluss sowohl in Wahl der Gäste als der Gerichte.

Ein Gut des Wahns besteht darin, dass die Meinungen nur allein gesucht, die Sachen selbst aber entweder mit Gleichgültigkeit angesehen oder gar gehasst werden. — Der erste Wahn ist der der Ehre, der zweite der des Geizes. Der letzte liebt nur die Meinung, dass er viele Güter des Lebens durch sein Geld haben könnte, ohne es gleichwohl jemals im Ernste zu wollen.

Der, den das nicht überzeugt, was offenbar gewiss ist, ist ein Dummkopf; den das nicht antreibt, was offenbar eine Pflicht ist, ist ein Bösewicht.

Dass der Ehrtrieb aus der Begierde der Gleichheit entsprungen ist, kann man daraus sehen. Würde wohl ein Wilder einen Andern aufsuchen, um ihm seinen Vorzug zu zeigen? Wenn er seiner entübrigt seyn kann, so wird er seine Freiheit geniessen. Nur wenn er von Neuem mit ihm zusammen seyn muss, wird er ihn zu übertreffen suchen, also ist die Ehrbegierde mittelbar. Sie ist eben so mittelbar als die Geldliebe eines Geizigen: beide entstehen auf einerlei Art.

Das Arkadische Schäferleben und unser geliebtes Hofleben ist beides abgeschmackt und unnatürlich, obzwar anlockend. Denn niemals kann wahres Vergnügen da stattfinden, wo man es zur Beschäftigung macht. Die Erholungen von einer Beschäftigung, die selten aber kurz und ohne Zurüstung sind, sind allein dauerhaft und von ächtem Geschmacke. Das Frauenzimmer, welches nichts zu thun hat, als auf Zeitkürzung zu sinnen, wird sich selbst lästig, und bekommt einen Abgeschmack an Männern, welche diese Neigung nicht zu stillen wissen.

Die eheliche Liebe wird darum so hoch geschätzt, weil sie soviel Entsagung auf andere Vortheile anzeigt.

Es ist die Frage, ob meine oder Anderer Affecte zu bewegen ich den Stützungspunkt ausser der Welt oder in dieser nehmen soll. Ich antworte, im Stande der Natur, d. i. in der Freiheit finde ich ihn. — Alle Vergnügungen des Lebens haben ihren grossen Reiz, indem man ihnen nachjagt. Der Besitz lässt kalt und der bezaubernde Geist ist dann ausgedunstet. So hat der gewinnsüchtige Kaufmann tausend Vergnügen, während dass er Geld erwirbt. Denkt er nach dessen Erwerb es zu geniessen, so quälen ihn tausend Sorgen. Der junge Liebhaber ist äusserst glücklich in der Hoffnung, und der Tag, an dem sein Glück aufs höchste steigt, bringt es auch wieder zum Sinken.

Eine gewisse ruhige Selbstzuversicht, mit den Merkmalen der Achtung und Sittsamkeit verbunden, erwirbt sich Zutrauen und Gewogenheit: dagegen eine Dreistigkeit, die Andere wenig zu achten scheint, Hass und Widerwillen hervorbringt. In Disputen ist die ruhige Stellung des Gemüths, mit Gütigkeit und Nachsicht gegen den Streitenden verbunden, ein Zeichen, dass man im Besitz der Macht sey, wodurch der Verstand seines Sieges gewiss ist: so wie Rom den Acker verkaufte, worauf Hannibal stand. Wenige Menschen werden mit ruhigem Gemüthe, wenn sie unter den Augen einer grossen Menge sind, ihr Gespötte und ihre Verachtung ertragen, ob sie gleich wissen, dass sie alle Unwissende, alle Thoren sind. Die grosse Menge macht jederzeit Ehrfurcht, ja sogar die Zuhörer erkalten vor Schmerz über den Fehltritt dessen, der sich ihrer Gegenwart blossstellt, obgleich ein jeder Einzelne, wo er allein mit dem Redner wäre, wenig Verkleinerliches zu seiner Missbilligung finden würde. Ist aber die grosse Menge abwesend, so kann ein gesetzter Mann sehr wohl ihr Urtheil mit völliger Gleichgültigkeit ansehen.

Den Mann ziert in Ansehung des schönen Geschlechtes sehr wohl eine heftige Leidenschaft, das Weib aber ruhige Zärtlichkeit. Es ist nicht gut, dass die Frau sich dem Mann anbiete oder seinen Liebeserklärungen zuvorkomme. Denn der, so allein die Macht hat, muss nothwendig abhängig seyn von derjenigen, welche Nichts wie Reize hat, und diese muss sich des Werthes ihrer Reize bewusst seyn, sonst wäre keine Gleichheit, sondern Sklaverei.

Man lacht am heftigsten, wenn man sich ernsthaft halten soll. Man lacht am stärksten über den, der ernsthaft aussieht. Das starke Lachen ermüdet und bricht sich wie die Traurigkeit durch Thränen. Das Lachen, das durch Kitzeln erregt wird, ist zugleich sehr beschwerlich. Über wen ich lache, selbst dann, wenn ich Schaden erleide, kann ich nicht mehr böse seyn. Die Erinnerung des Lächerlichen erfreut sehr, nützt sich auch nicht so

leicht ab, wie andere angenehme Erzählungen. Es scheint der Grund des Lachens in dem Erzittern der schnell gewickten Nerven zu bestehen, die sich durchs ganze System fortpflanzt. Wenn ich etwas höre, was einen Schein einer klugen zweckmässigen Beziehung hat, sich selbst aber gänzlich aufhebt, oder zur Kleinigkeit herabsinkt, so wird der auf eine Seite gebogene Nerve gleichsam zurückschlagend und bebend: z. B. Wetten möchte ich eben wohl nicht, aber beschwören will ich's allezeit.

Der natürliche Mensch ohne Religion ist dem gesitteten mit der blossen natürlichen Religion weit vorzuziehen, da des letztern Sittlichkeit hohe Grade haben müsste, wenn sie ein Gegengewicht seinem Verderben setzen sollte. Indessen ist ein gesitteter Mensch ohne alle Religion viel gefährlicher.

Es kann im natürlichen Zustande gar kein richtiger Begriff von Gott entspringen, und der falsche, den man sich macht, ist schädlich. Folglich kann die Theorie der natürlichen Religion nur wahr seyn, wo Wissenschaft ist, also kann sie nicht alle Menschen verbinden. Eine übernatürliche Theologie kann gleichwohl einer natürlichen Religion verbunden seyn. Die, welche die christliche Theologie glauben, haben gleichwohl nur eine natürliche Religion, sofern die Moralität natürlich ist. Die christliche Religion ist in Ansehung der Lehre und auch der Kräfte sie auszuüben übernatürlich. Wie wenig haben die gewöhnlichen Christen sich über die natürlichen Ursachen aufzuhalten.

Die Erkenntniss von Gott ist entweder speculativ, und diese ist ungewiss und gefährlichen Irrthümern unterworfen, oder moralisch durch den Glauben, und die denkt keine andern Eigenschaften von Gott, als die auf die Moralität abzielen. Dieser Glaube ist natürlich oder übernatürlich. — Die Vorsehung ist darin vornehmlich zu preisen, dass sie mit dem jetzigen Zustande der Menschen sehr wohl zusammenstimmt, nämlich dass die läppischen Wünsche derselben nicht der Direction entsprechen, dass jene

für ihre Thorheiten leiden, und dass mit dem aus der Ordnung der Natur getretenen Menschen Nichts harmoniren will. Sehen wir die Bedürfnisse der Thiere, der Pflanzen an, mit diesen stimmt die Vorsehung. Es wäre sehr verkehrt, wenn die göttliche Regierung nach dem Wahne der Menschen, so wie er sich ändert, die Ordnung der Dinge ändern sollte. Es ist eben so natürlich, dass, sofern der Mensch davon abgeht, ihm nach seinen ausgearteten Neigungen Alles müsse verkehrt zu seyn scheinen.

Es entspringt aus diesem Wahne eine Art von Theologie als ein Hirngespinnst der Uppigkeit (denn diese ist jederzeit weichlich und abergläubisch) und eine gewisse schlaue Klugheit durch Unterwerfung den Höchsten in seine Geschäfte und Entwürfe einzuflechten.

Newton sah zu allererst Ordnung und Regelmässigkeit mit grosser Einfachheit verbunden, wo vor ihm Unordnung und schlimm gepaarte Mannigfaltigkeit anzutreffen waren, und seitdem laufen Kometen in geometrischen Bahnen.

Rousseau entdeckte zu allererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung durch seine Beobachtungen gerechtfertigt wird. Vordem galt noch der Einwurf des Alphonsus und des Manes. Nach Newton und Rousseau ist Gott gerechtfertigt, und nunmehr ist Pope's Lehrsatz wahr.

Der Wilde hält sich unter der Natur des Menschen, der Üppige schweift ausserhalb ihrer Grenzen weiter aus, der moralisch Gekünstelte geht über dieselbe.

Die männliche Stärke äussert sich nicht darin, dass man sich zwingt, die Ungerechtigkeiten Anderer zu erdulden; wenn man sie zurücktreiben kann, sondern das schwere Joch der Nothwendigkeit zu ertragen, ingleichen die Lernübungen auszustehen, als ein Opfer für die Freiheit, oder für dasjenige, was ich sonst liebe. Die Erduldung der Frechheit ist eine Mönchstugend.

Das Nürrische der Aufgeblasenheit besteht darin, dass derjenige, der Andere so wichtig schätzt, dass er glaubt, ihre Meinung gebe ihm einen so hohen Werth, sie gleichzeitig so verachtet, dass er sie gleichsam als Nichts gegen sich ansieht.

Mit dem Charakter des Schönen stimmt sehr zusammen die Kunst zu scheinen. Denn da das Schöne nicht aufs Nützliche geht, sondern auf die blosser Meinung, da übrigens die Sache selbst vereckelt wird, die da schön ist, wo sie nicht neu zu seyn scheint, so ist die Kunst, einen angenehmen Schein zu geben bei Dingen, bei welchen die Einfalt der Natur immer einerlei ist, sehr schön. Das weibliche Geschlecht besitzt diese Kunst in hohem Grade, welches auch unser ganzes Glück macht. Dadurch ist der betrogene Ehemann glücklich, der Liebhaber oder Gesellschafter sieht engelhaftige Tugenden und viel zu erobern, und glaubt über einen starken Feind triumphirt zu haben.

Mit dem Edlen schmückt sich die Aufrichtigkeit, sie gefällt sogar, wenn sie plump, aber gutherzig ist, dem Frauenzimmer. — Der Cholerische wird in seiner Gegenwart geehrt und in der Abwesenheit getadelt und hat gar keine Freunde. Der Melancholicus ist gerecht und erbittert über Unrecht, er hat wenige und gute Freunde, der Sanguineus viele und leichtsinnige.

Wenn man bedenkt, dass Mann und Frau ein moralisches Ganzes ausmachen, so muss man ihnen nicht einerlei Eigenschaften beilegen, sondern der einen solche Eigenschaften, die dem andern fehlen. Die Frauen haben nicht so viel Empfindungen vom Schönen als der Mann, aber mehr Eitelkeit.

Alle empörte Ergötzlichkeiten sind fieberhaft, und auf Verzückerungen von Freude folgt tödtliche Mattigkeit und stumpfes Gefühl. Das Herz wird abgenutzt und die Empfindung grob.

Der Grund der *potestas legislatoris div.* ist nicht in der Güte, denn alsdann wäre der Bewegungsgrund Dankbarkeit und mithin nicht strenge Pflicht. Er setzt vielmehr die Ungleichheit voraus und macht, dass ein Mensch

gegen den andern einen Grad Freiheit verliert. Dies kann nur geschehen, wenn er seinen Willen selber dem eines andern aufopfert. Wenn er dieses in Ansehung aller seiner Handlungen thut, macht er sich zum Sklaven. Der Mensch hat *spontaneitas*; ist er dem Willen eines Menschen unterworfen (wenn er gleich selbst schon wählen kann), so ist er verächtlich: allein ist er dem Willen Gottes unterworfen, so ist er bei der Natur. Man muss nicht handeln aus Gehorsam gegen einen Menschen, wo man es aus einem inneren Bewegungsgrunde thun konnte.

Der Leib ist mein, denn er ist ein Theil meines Ichs und wird durch meine Willkühr bewegt. Die ganze belebte oder unbelebte Welt, die nicht eigne Willkühr hat, ist mein, insofern ich sie zwingen und sie nach meiner Willkühr bewegen kann. Die Sonne ist nicht mein. Bei einem andern Menschen gilt dasselbe, also ist Keines Eigenthum eine *proprietas* oder ein ausschliessendes Eigenthum. Insofern ich aber etwas ausschliessungsweise für mich zwingen will, so werde ich eines Andern Willen wenigstens nicht gegen den meinigen oder nicht sein Theil wider die meinigen voraussetzen. Ich werde also die Handlungen ausüben, die das Meine bezeichnen, z. B. den Baum abhauen, ihn zimmern u. s. w. Der andere Mensch sagt mir, das ist sein, denn es gehört durch die Handlungen seiner Willkühr gleichsam zu seinem Selbst.

In allem Demjenigen, was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, thun wir am besten, wenn wir uns durch die Muster der Alten leiten lassen: in der Bildhauerkunst, Baukunst, der Poesie und der Beredtsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher; wir haben zwischen uns und der Natur viel Tändelhaftes oder Uppiges oder knechtisches Verderben. Unser Zeitalter ist das Jahrhundert der schönen Kleinigkeiten, Bagatellen, der erhabenen Chimären.

Der Sanguinische läuft hin, wo er nicht gebeten ist, der Cholerische kommt da nicht hin, wo er nicht nach der

Anständigkeit gebeten ist, der Melancholische verhütet, dass er gar nicht gebeten werde. In der Gesellschaft ist der Melancholische still und merkt auf, der Sanguinische redet, was ihm vorkommt, der Cholerische macht Anmerkungen und Auslegungen. Im häuslichen Wesen ist der Melancholische karg, der Sanguinische ein schlechter Wirth, der Cholerische gewinnstüchtig, aber prächtig. Des Melancholischen Freigebigkeit ist Grossmuth, des Cholerischen Prahlerei, des Sanguinikers Leichtsinns. Der Melancholische ist eifersüchtig, der Cholerische herrschsüchtig, der Sanguinische verbuhlt.

Einigkeit ist möglich, wo Einer ohne den Andern ein Ganzes seyn kann, z. B. zwischen zwei Freunden und wo keiner dem Andern untergeordnet ist. Es kann auch Einigkeit im Tausch oder Contracte der Lebensart seyn. Aber bei der Einheit kommt es darauf an, dass sowohl in Ansehung der Bedürfnisse, als der Annehmlichkeiten nur zwei zusammen natürlicher Weise ein Ganzes ausmachen. Dieses ist bei Mann und Frau; doch ist hier die Einheit mit Gleichheit verbunden. Der Mann kann kein Vergnügen des Lebens geniessen ohne die Frau und diese keine Bedürfnisse ohne den Mann. Dieses macht auch die Verschiedenheit der Charaktere. Der Mann wird seiner Neigung nach bloß die Bedürfnisse nach seinem Urtheile und das Vergnügen auch nach dem der Frau und sich auch diese zu Bedürfnissen machen. Die Frau wird das Vergnügen nach ihrem Geschmack suchen und die Bedürfnisse dem Manne überlassen.

Unterschied desjenigen, der wenig bedarf, weil ihm wenig mangelt, von demjenigen, der wenig bedarf, weil er viel entbehren kann. Sokrates. Der Genuss des Vergnügens, was kein Bedürfniss ist, d. h. was man entbehren kann, ist die Annehmlichkeit: wird sie gleichwohl für ein Bedürfniss gehalten, so ist sie Lüsternheit. Der Zustand des Menschen, der entbehren kann, ist Genügsamkeit; dagegen desjenigen, der das, was sehr entbehrlich ist, zum Bedürfniss zählt, ist Üppigkeit. Die Zufriedenheit des

Menschen entspringt entweder dadurch, dass er viel Neigungen befriedigt durch viel Annehmlichkeiten, oder dass er nicht viel Neigungen in sich hat aufkeimen lassen, und also durch wenig erfüllte Bedürfnisse zufrieden ist. Der Zustand dessen, der zufrieden ist, weil er die Annehmlichkeiten nicht kennt, ist die Einfachheit oder Einfalt; desjenigen, der sie kennt, aber willkürlich entbehrt, weil er die Unruhe fürchtet, die daraus entspringt, ist die weise Genügsamkeit. Jene erfordert keinen Selbstzwang und Beraubung, diese aber verlangt es, jene ist leicht zu versuchen, diese ist verführt gewesen und schwerer für das Künftige. Der Zustand des Menschen ohne Missvergnügen daran, weil er grössere mögliche Vergnügen nicht kennt und also nicht begehrt.

Die Ursache aller moralischen Strafen ist diese. Alle böse Handlungen, wenn sie durch das moralische Gefühl mit so viel Abscheu empfunden würden, als sie werth sind, so würden sie gar nicht geschehen. Werden sie aber ausgeübt, so ist es ein Beweis, dass die physische Reizung sie verstüst haben und die Handlung gut geschienen hat. Nun ist es aber widersinnig und hässlich, dass, was moralisch böse ist, im Ganzen doch gut sey, und überhaupt im Erfolge ein physisches Böse den Abgang des Widerwillens ersetze, der in der Handlung gefehlt hat.

Wenn sich ein Mensch fände, von dem ich gehasst würde, so würde es mich beunruhigen: nicht als wenn ich mich vor ihm fürchtete, sondern weil ich es hässlich fände, etwas an sich zu haben, was Andern ein Grund eines Hasses werden könnte. Denn ich würde vermuthen, dass ein Anderer nicht ganz ohne alle scheinbare Veranlassung einen Widerwillen hätte fassen können. Ich würde ihn daher aufsuchen, ich würde mich ihm besser zu erkennen geben, und nachdem ich in ihm einiges Wohlwollen gegen mich hätte entstehen sehen, so würde ich mich hiebei genügen lassen, ohne jemals einigen Vortheil daraus ziehen zu wollen. Sähe ich es aber als unvermeidlich an, dass gemeine und pöbelhafte Vorurtheile, etwa der Neid oder

eine noch verächtlichere eifersüchtige Eitelkeit es unmöglich machen, allem Hasse gänzlich ausweichen zu wollen, so würde ich eher mir sagen, es ist besser, dass ich gehasst als dass ich verachtet werde. Dieser Sinnspruch bewährt sich auf einem ganz andern Grunde, als derjenige, welchen nur der Eigennutz ausheckt, ich will lieber beneidet als bedauert seyn. Der Hass meiner Mitbürger hebt ihren Begriff von der Gleichheit nicht auf, die Verachtung macht mich aber in den Augen Anderer gering und veranlasst immer eine sehr verdriessliche Stellung der Ungleichheit. Es ist aber dann viel schädlicher, verachtet als gehasst zu seyn.

Der Mensch hat seine eigenen Neigungen und vermöge seiner Willkühr einen Willen der Natur, in seinen Handlungen diesem zu folgen, diesen zu richten. Es kann nun Nichts entsetzlicher seyn, als dass die Handlungen eines Menschen unter dem Willen eines Andern stehen sollen. Daher kann kein Abscheu natürlicher seyn, als den ein Mensch gegen die Knechtschaft hat. Um desgleichen weint und erbittert sich ein Kind, wenn es das thun soll, was Andere wollen, ohne dass man sich bemüht hat, es ihm beliebt zu machen. Und es wünscht nur bald ein Mann zu seyn, um nach seinem Willen zu schalten.

Von der Freiheit. Der Mensch hängt von vielen äussern Dingen ab, er mag sich befinden, in welchem Zustande er auch wolle. Er hängt jederzeit durch seine Bedürfnisse an einigen, durch seine Lüsterheit an andern Dingen, und indem er wohl der Verweser der Natur, aber nicht ihr Meister ist, so muss er sich nach dem Zwange derselben bequemen, weil er findet, dass sie sich nicht immer nach seinen Wünschen bequemen wollen. Was aber weit härter und unnatürlicher ist, als dieses Joch der Nothwendigkeit, das ist die Unterwürfigkeit eines Menschen unter den Willen eines Andern. Es ist kein Unglück, dass demjenigen, der der Freiheit gewohnt wäre, erschrecklicher seyn könnte, als sich einem Geschöpfe von seiner Art überliefert zu sehen, das ihn zwingen könnte, sich seines

eigenen Willens zu begeben und das zu thun, was jenes will. Es gehört eine lange Gewohnheit an dem schrecklichen Gedanken, die Dienstbarkeit leidlicher gemacht zu haben: denn Jedermann muss es in sich empfinden, dass, wenn es gleich viele Ungemächlichkeiten giebt, die man nicht immer mit Gefahr des Lebens abzuwerfen Lust haben möchte, dennoch kein Bedenken stattfinden würde in der Wahl zwischen Sklaverei und Leben die Gefahr des letzteren vorzuziehen. Die Ursache hiervon ist auch sehr klar und rechtmässig. Alle andern Übel der Natur sind doch gewissen Gesetzen unterworfen, die man kennen lernt, um nachher zu wählen, wiefern man ihnen nachgeben oder sich ihnen unterwerfen will. Die Hitze der brennenden Sonne, die rauhen Winde, die Wasserbewegungen verstatten dem Menschen noch immer etwas zu ersinnen, was ihn dawider schützen oder ihn doch selbst der Einwirkung davon entziehen kann. Aber der Wille eines jeden Menschen ist die Wirkung seiner eigenen Triebe, Neigungen und stimmt nur mit seiner eigenen wahren oder eingebildeten Wohlfahrt zusammen. Nichts kann aber, wenn ich vorher frei war, mir eine grässlichere Erscheinung von Gram und Verzweiflung eröffnen, als dass künftighin mein Zustand nicht in meinen, sondern in eines Andern Willen gelegt werden soll. Es ist heute eine strenge Kälte, ich kann ausgehen oder zu Hause bleiben, nachdem es mir beliebt: allein der Wille eines Andern bestimmt nicht das, was mir, sondern ihm diesmal das Angenehmste ist. Will ich schlafen, so weckt er mich. Will ich ruhen oder spielen, so zwingt er mich zum Arbeiten. Der Wind, der draussen tobt, nöthigt mich wohl in eine Höhle zu fliehen, aber hier oder anderswo lässt er mich doch endlich zur Ruhe kommen. Aber mein Herr sucht mich auf, und weil die Ursache meines Unglücks Vernunft hat, so ist er weit geschickter, mich zu quälen, als alle Elemente. Setze ich auch voraus, er sey gut, wer steht mir davor, dass er sich nicht eines andern besinne. Die Bewegungen der Materie halten doch eine

gewisse bestimmte Regel, aber des Menschen Sinn ist regellos.

Es ist in der Unterwürfigkeit nicht allein etwas äusserst Gefährliches, sondern auch eine gewisse Hässlichkeit und ein Widerspruch, der zugleich seine Unrechtmässigkeit anzeigt. Ein Thier ist noch nicht ein complettes Wesen, weil es sich seiner selbst nicht bewusst ist, und seinen Trieben und Neigungen mag nun durch einen Andern widerstanden werden oder nicht, so empfindet es wohl sein Übel, aber es ist jeden Augenblick für dasselbe verschwunden, und es weiss nicht von seinem eignen Daseyn. Dass der Mensch aber selbst gleichsam keiner Seele bedürfen und keinen eignen Willen haben soll, und dass eine andere Seele meine Gliedmaassen beugen soll, das ist ungereimt und verkehrt. Auch in unserer Verfassung ist uns ein jeder Mensch verächtlich, der in einem grossen Grade unterworfen ist* — — — — — Anstatt dass die Freiheit mich über das Thier zu erheben scheint, so setzt es mich noch unter dasselbe, denn ich kann besser gezwungen werden. Ein solcher Mensch ist gleichsam für sich nichts als ein Hausgeräth eines Andern. Ich könnte eben so wohl dem Stiefel des Herrn meine Hochachtung bezeigen als sie putzen. Der Mensch, der abhängt, ist nicht mehr ein Mensch, er hat diesen Rang verloren, er ist nichts als ein Zubehör eines andern Menschen.

Unterwürfigkeit und Freiheit sind gemeinhin in gewissem Grade vermengt, und eine hängt von der andern ab. Aber auch der kleinere Grad der Abhängigkeit ist ein viel zu grosses Übel, als dass es nicht sollte natürlicher Weise erschrecken. Dieses Gefühl ist sehr natürlich, aber man kann es auch sehr schwächen. Die Macht, anderen Übeln zu widerstehen, kann so klein werden, dass die Sklaverei ein kleineres Übel scheint als die Ungemächlichkeit. Dennoch ist es gewiss, dass jene in der menschlichen Natur oben an stehe.

* Diese Auslassungsstriche befinden sich bereits im Original. Sch.

Man ist nicht mitleidig über den Gram und die Verzweiflung eines Andern, sondern über dieselbe, insofern ihre Ursache natürlich und nicht eingebildet ist. Daher hat der Handwerker kein Mitleiden mit einem banquerotten Kaufmann, der zum Stande eines Mäklers oder Bedienten herabgesetzt ist, weil er nicht sieht, dass ihm etwas Anderes als die eingebildeten Bedürfnisse abgehen. Der Kaufmann hat kein Mitleiden mit einem in Ungnade gefallenen Hofmanne, der auf seinen Gütern mit Verlust der Charis leben muss. Doch wenn beide als Wohlthäter des Menschen angesehen werden, so betrachtet man die Übel nicht nach seiner, sondern nach des Andern Empfindung. Der Kaufmann aber hat mit einem Andern, der sonst redlich ist, bei seinem Sturz Mitleiden, wenn er auch davon nicht Vortheil hat, weil er eben dasselbe eingebildete Bedürfniss hat, wie der Andere. Allenfalls hat man bei einem sonst sanften Frauenzimmer auch Mitleiden mit ihrem Gram über das eingebildete Unglück, weil man den Mann wegen seiner Schwäche in einem solchen Falle verachten würde, die Frau aber nicht. Jedermann aber hat Mitleiden mit dem Übel, das dem wahren Bedürfnisse entgegengesetzt ist. Daraus folgt, dass die Gutherzigkeit eines Menschen über viele Üppigkeit ein sehr ausgebreitetes Mitleiden ertheilen werde, der Mensch der Einfalt aber ein sehr eingeschränktes. Man hat mit seinen Kindern ein uneingeschränktes Mitleiden. Je ausgebreiteter das Mitleiden ist, wenn die Kräfte dieselben bleiben, desto mässiger ist es: je mehr hierbei noch die eingebildeten Bedürfnisse wachsen, desto grösser ist das Hinderniss des noch übrigen Vermögens, Gutes zu thun. Daher wird die Wohlthätigkeit des üppigen Zustandes ein blosser Wahn.

Es ist keine süssere Idee als die Nichtsthuerei und keine andere Beschäftigung, als die auf Vergnügen gewandt ist. Dieses ist auch das Object, welches man vor Augen hat, wenn man sich einmal in Ruhe setzen will. Aber alles dieses ist ein Hirngespinnst. Wer nicht arbei-

tet, verschmachtet vor langer Weile und ist allenfalls von Ergötzlichkeiten betäubt und erschöpft, niemals aber erquickt und befriedigt.

Es sind zwei Wege der christlichen Religion, insofern sie die Moralität verlassen soll. Erstens mit der Offenbarung der Geheimnisse anzufangen, indem man von der göttlichen übernatürlichen Einwirkung eine Heiligung des Herzens erwartet. Zweitens mit der Verbesserung der Moralität nach der Ordnung der Natur anzufangen und nach der grösstmöglichen darauf verwandten Bemühung die übernatürliche Beihülfe nach der in der Offenbarung vorgetragenen göttlichen Auslegung seine Rathschlüsse zu erwarten. Denn es ist nicht möglich, wenn man mit der Offenbarung anfängt, die moralische Besserung aus dieser Unterweisung als einen Erfolg nach der Ordnung der Natur zu erwarten.

Obgleich es wohl einen Nutzen der Religion geben kann, der unmittelbar auf die künftige Seligkeit gerichtet ist, so ist doch der natürlichste erste derjenige, der die Sitten so richtet, dass sie gut sind zu erfüllen, der des Postens in der gegenwärtigen Welt. Soll aber dieser einheimische Nutzen erreicht werden, so muss die Moralität eher als die Reliquien excolirt werden.

Man muss jetzt gar keine Bücher verbieten, das ist das einzige Mittel, dass sie sich selbst vernichten. Wir sind jetzt auf den Punkt der Wiederkehr gekommen. Die Flüsse, wenn man sie ihre Überschwemmungen machen lässt, bilden sich selbst Ufer. Der Damm, den wir ihnen entgegensetzen, dient nur ihre Zerstörungen unaufhaltbarer zu machen. Denn die Verfasser unnützer Schriften haben zu ihrer Entschuldigung die Ungerechtigkeit Anderer für sich.

Die Grösse der Strafe ist entweder praktisch zu schätzen, nämlich dass sie gross genug sey, die Handlungen zu verhindern; und dann ist keine grössere Strafe erlaubt, aber nicht immer ist eine grosse Strafe, als physisch nöthig ist, moralisch möglich. Aber ihre Grösse wird im

moralischen Verhältnisse geschätzt. Der Mensch, der einen anderen Menschen, um ihm Geld zu nehmen, tödtet, von dem wird geurtheilt, dass, weil er eines Anderen Leben weniger als sein Geld geschätzt hat, man auch seines weniger schätzen müsse, als so viel Geld in Beziehung auf das Leben eines Jeden austrägt.

Alle Narrheiten haben das mit einander gemein, dass die Bilder, die sie reizen, in der Luft schweben und keine Unterstützung oder Festigkeit haben.

Der Irrthum ist niemals, alles in einander gerechnet, nützlicher, als die Wahrheit, aber die Unwissenheit ist es oft. — Die gemeine Meinung, dass die vorigen Zeiten besser waren, kommt von dem Übel her, das man fühlt, und von der Voraussetzung, dass Alles sonst gut seyn würde.

Die richtige Erkenntniss des Weltbaues nach Newton ist vielleicht das schönste Product der vorwitzigen menschlichen Vernunft. Indessen merkt Hume an, dass der Philosoph in diesem ergötzlichen Nachsinnen leichtlich durch ein kleines Brunnen-Mädchen könne gestört werden, und dass die Regenten durch die Kleinheit der Erde gegen den Weltall nicht bewogen werden, ihre Eroberungen zu verachten. Die Ursache davon ist, weil es zwar schön, aber unnatürlich ist, sich ausserhalb des Kreises, den uns der Himmel hier bestimmt hat, zu verlieren. Eben so ist es auch mit der erhabenen Betrachtung über den Himmel der Seele.

Die Philosophie ist nicht eine Sache der Nothdurft, sondern der Annehmlichkeit. Daher ist es wunderlich, dass man sie durch sorgfältige Gesetze einschränken will. — Der Mathematiker und der Philosoph sind darin unterschieden, dass jener Data von andern verlangt, dieser sie aber selber prüft: daher jener aus einer jeden geoffenbarten Religion beweisen kann. — Die Streitigkeiten in der Philosophie haben den Nutzen, dass sie Freiheit des Verstandes befördern und ein Misstrauen gegen den Lehrbegriff selbst erregen, der aus den Ruinen eines andern hat

erbaut werden sollen. Im Widerlegen ist man noch so glücklich!

Die Fähigkeit etwas als Vollkommenheit an einem Andern zu erkennen bringt noch gar nicht die Folge hervor, dass wir selbst daran Vergnügen fühlen. Wenn wir aber ein Gefühl haben, daran Vergnügen zu finden, so werden wir auch bewogen werden, es zu begehren und unsere Kräfte dazu anzuwenden. Es fragt sich also, ob wir unmittelbar an Anderer Wohl Vergnügen fühlen, oder eigentlich die unmittelbare Lust in der möglichen Anwendung unserer Kraft liegt, es zu befördern. Es ist beides möglich, welches aber ist wirklich? Die Erfahrung lehrt, dass im einfachen Zustande ein Mensch Anderer Glück mit Gleichgültigkeit ansieht; hat er es aber befördert, so gefällt es ihm unendlich mehr. Anderer Ubel lassen gemeinhin eben so gleichgültig: habe ich sie aber verursacht, so drücken sie ungleich mehr, als wenn es ein Anderer gethan hat. Und was die theilnehmenden Instincte des Mitleidens und der Wohlgelegenheit anlangt, so haben wir Ursache zu glauben, es sey blos die grosse Bestrebung Anderer Ubel zu lindern aus der Selbstbilligung der Seele hergenommen, welche diese Empfindung hervorbringen.

Darin scheint mir Epikurus von Zeno unterschieden zu seyn, dass jener die tugendhafte Seele in Ruhe nach Überwindung moralischer Hindernisse, dieser aber im Kampfe und in der Übung zu siegen vorstellte. Antisthenes hatte keine so hohe Idee, er wollte, man sollte das eitle Gepränge und die falsche Glückseligkeit nur betrachten, und lieber wählen, ein einfältiger als grosser Mann zu seyn.

Sklaverei ist entweder die der Gewalt oder der Verblendung. Die letztere beruht entweder auf der Abhängigkeit von Sachen (Üppigkeit) oder vom Wahne anderer Menschen (Eitelkeit). Die letztere ist ungereimter und auch härter als die erstere, weil die Sachen weit eher in meiner Gewalt sind, als die Meinungen Anderer, und es auch verächtlicher ist.

Wir haben selbstnützliche und gemeinnützige Empfindungen. Jene sind älter als diese, und die letzteren erzeugen sich allererst in der Geschlechterneigung. Der Mensch ist bedürftig, aber auch über die Bedürfnisse mächtig. Der im Stande der Natur ist mehr gemeinnütziger und thätiger Empfindungen fähig: der in der Üppigkeit hat eingebildete Bedürfnisse und ist eigennützig. Man nimmt mehr Antheil an dem Ubel, vornehmlich der Ungerechtigkeit, das andere erleiden, als an ihrer Wohlfahrt. Die theilnehmende Empfindung ist wahr, wo sie den gemeinnützigen Kräften gleich ist, sonst ist sie chimärisch. Sie ist allgemein auf unbestimmte Art, sofern sie auf einen von allen, denen ich helfen kann, gerichtet ist, oder auf bestimmte Art, einem jeden Leidenden zu helfen. Die letztere ist chimärisch. Die Gutherzigkeit entspringt durch die Cultur der moralischen, aber unthätigen Empfindung und ist ein moralischer Wahn. — Die Moral ist chimärisch, die Allen uneigennützig helfen will, diejenige auch, die gegen eingebildete Bedürfnisse theilnehmend ist. Die Moral ist grob, die den Eigennutz allein behauptet.

Die *officia beneplaciti* können niemals mit sich bringen, dass man sich seiner eigenen Bedürfnisse beraube, aber wohl die *officia debiti*, denn diese sind moralische Bedürfnisse. —

2. Sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—91.

Diese kleinen Aufsätze theilte Kant dem Professor Kiesewetter während seines zweimaligen Aufenthaltes (zuerst im Jahre 17 $\frac{88}{89}$ und dann 1791) in Königsberg mit. Kiesewetter hatte die Erlaubniss von Kant erhalten, einen Tag um den andern die Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr bei ihm zuzubringen. Die Zeit wurde zu Unterredungen über philosophische Gegenstände, zu Erklärungen schwieriger Stellen in Kant's Schriften, zu Beantwortung von Fragen verwandt, die Kiesewetter vorlegte, oder auch solcher, deren Beantwortung Kant in der vor-

hergegangenen Stunde als einen Gegenstand des Nachdenkens vorgeschlagen hatte. Dabei geschah es mehrere Male, dass Kant eigene kleine Aufsätze dem Kiesewetter mit nach Hause gab, um sie vorher für die nächste Unterredung durchzulesen. Oftmals theilte auch Kant nach längerer Besprechung eines Gegenstandes in der darauf folgenden Stunde den Inhalt seiner Behauptungen schriftlich mit. Zu solchen Aufsätzen gehören die hier zuerst durch den Druck mitgetheilten, von denen einige, ebenso wie die vorher bekanntgemachten Bemerkungen, in späteren Druckschriften mehr ausgeführt sind, aber dennoch im ersten Entwurf durch die lebhaft Frische der Gedanken ihr besonderes Interesse für die öffentliche Mittheilung besitzen. Ich lasse sie hier in der von Kiesewetter bereits 1808 handschriftlich gemachten Reihenfolge abdrucken. Die Mittheilung derselben verdanke ich der zuvorkommenden Gewogenheit des Geheimen-Legationsraths Varnhagen von Ense.

Sch.

- a. Beantwortung der Frage, ist es eine Erfahrung, dass wir denken?

Eine empirische Vorstellung, deren ich mir bewusst bin, ist Wahrnehmung; das, was ich zu der Vorstellung der Einbildungskraft mittelst der Auffassung und Zusammenfassung (*comprehensio aesthetica*) des Mannigfaltigen der Wahrnehmung, denke, ist die empirische Erkenntniss des Objects, und das Urtheil, welches eine empirische Erkenntniss ausdrückt, ist Erfahrung.

Wenn ich mir *a priori* ein Quadrat denke, so kann ich nicht sagen, dieser Gedanke sey Erfahrung; wohl aber kann dieses gesagt werden, wenn ich eine schon gezeichnete Figur in der Wahrnehmung auffasse, und die Zusammenfassung des Mannigfaltigen derselben mittelst der Einbildungskraft unter dem Begriff eines Quadrats denke. In der Erfahrung und durch dieselbe werde ich mittelst

der Sinne belehrt; allein wenn ich ein Object der Sinne mir blos willkürlich denke, so werde ich von demselben nicht belehrt und hänge bei meiner Vorstellung in nichts vom Objecte ab, sondern bin gänzlich Urheber derselben.

Aber auch das Bewusstseyn, einen solchen Gedanken zu haben, ist keine Erfahrung; eben darum, weil der Gedanke keine Erfahrung, Bewusstseyn aber an sich nichts Empirisches ist. Gleichwohl aber bringt dieser Gedanke einen Gegenstand der Erfahrung hervor oder eine Bestimmung des Gemüths, die beobachtet werden kann, sofern es nämlich durch das Denkungsvermögen afficirt wird; ich kann daher sagen, ich habe erfahren, was dazu gehört, um eine Figur von vier gleichen Seiten und rechten Winkeln so in Gedanken zu fassen, dass ich davon die Eigenschaften demonstrieren kann. Dies ist das empirische Bewusstseyn der Bestimmung meines Zustandes in der Zeit durch das Denken; das Denken selbst, ob es gleich auch in der Zeit geschieht, nimmt auf die Zeit gar nicht Rücksicht, wenn die Eigenschaften einer Figur gedacht werden sollen. Aber Erfahrung ist, ohne Zeitbestimmung damit zu verbinden, unmöglich, weil ich dabei passiv bin und mich nach der formalen Bedingung des innern Sinnes afficirt fühle.

Das Bewusstseyn, wenn ich eine Erfahrung anstelle, ist Vorstellung meines Daseyns, sofern es empirisch bestimmt ist, d. i. in der Zeit. Wäre nun dieses Bewusstseyn wiederum selbst empirisch, so würde dieselbe Zeitbestimmung wiederum als unter den Bedingungen der Zeitbestimmung meines Zustandes enthalten, müssen vorgestellt werden. Es müsste also noch eine andere Zeit gedacht werden, unter der (nicht in der) die Zeit, welche die formale Bedingung meiner innern Erfahrung ausmacht, enthalten wäre. Also gäbe es eine Zeit, in welcher und mit welcher zugleich eine gegebene Zeit verflösse, welches ungereimt ist. Das Bewusstseyn also, eine Erfahrung anzustellen, oder auch überhaupt zu denken, ist ein transcendentales Bewusstseyn, nicht Erfahrung.

Anmerkungen zu diesem Aufsatz.

Die Handlung der Einbildungskraft, einem Begriff eine Anschauung zu geben, ist *exhibitio*. Die Handlung der Einbildungskraft, aus einer empirischen Anschauung einen Begriff zu machen, ist *comprehensio*. --

Auffassung der Einbildungskraft, *apprehensio aesthetica*. Zusammenfassung derselben, *comprehensio aesthetica* (ästhetisches Begreifen), ich fasse das Mannigfaltige zusammen in eine ganze Vorstellung und so bekommt sie eine gewisse Form.

b. Über Wunder.

Es kann weder durch ein Wunder, noch durch ein geistiges Wesen in der Welt eine Bewegung hervorgebracht werden, ohne eben so viel Bewegung in entgegengesetzter Richtung zu wirken, folglich nach Gesetzen der Wirkung und Gegenwirkung der Materie, denn widrigenfalls würde eine Bewegung des Universi im leeren Raum entspringen.

Es kann aber auch keine Veränderung in der Welt (also kein Anfang jener Bewegung) entspringen, ohne durch Ursachen in der Welt nach Naturgesetzen überhaupt bestimmt zu seyn, also nicht durch Freiheit oder eigentliche Wunder; denn weil nicht die Zeit die Ordnung der Begebenheiten bestimmt, sondern umgekehrt die Begebenheiten, d. i. die Erscheinungen nach dem Gesetze der Natur (der Causalität) die Zeit bestimmen, so würde eine Begebenheit, die unabhängig davon in der Zeit geschähe, oder bestimmt wäre, einen Wechsel der leeren Zeit voraussetzen, folglich die Welt selbst in der absoluten Zeit ihrem Zustande nach bestimmt seyn.

Anmerkungen.

1. Man kann die Wunder eintheilen in äussere und innere, d. h. in Veränderungen der Erscheinung für den äussern und in die für den innern Sinn. Jene geschehen im

Raume, diese in der Zeit. Wären Wunder im Raum möglich, so wäre es möglich, dass Erscheinungen geschehen, bei denen nicht Wirkung und Gegenwirkung gleich gross sind. Alle Veränderungen im Raume sind nämlich Bewegung. Eine Bewegung aber, die durch ein Wunder hervorgebracht werden soll, deren Ursache soll nicht in den Erscheinungen zu suchen seyn. Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung aber beruht darauf, dass Ursache und Wirkung zur Sinnenwelt (zu den Erscheinungen) gehören, d. i. im relativen Raum vorgestellt werden; da dies nun bei den Wundern im Raume von der Ursache nicht gilt, so werden sie auch nicht unter dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung stehen. Wird nun durch ein Wunder eine Bewegung gewirkt, so wird, da sie nicht unter dem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung steht, durch sie das *centrum gravitatis* der Welt verändert werden, d. i. mit andern Worten, die Welt würde sich im leeren Raume bewegen; eine Bewegung im leeren Raume aber ist ein Widerspruch, sie wäre nämlich die Relation eines Dinges zu einem Nichts, denn der leere Raum ist eine blosser Idee.

Auf eine ähnliche Art wird bewiesen, dass es keine Wunder in Ansehung der Erscheinungen in der Zeit geben kann. Eine Erscheinung in der Zeit ist nämlich ein Wunder, wenn die Ursache derselben nicht in der Zeit gegeben werden kann, nicht unter den Bedingungen derselben steht. Da aber allein dadurch, dass beide Ursache und Wirkung zu den Erscheinungen gehören, die letztere in der relativen Zeit bestimmt werden kann, so wird dies bei einer Wirkung, die durch ein Wunder hervorgebracht wird, nicht geschehen können, weil ihre Ursache nicht zu den Erscheinungen gehört. Es wird also eine übernatürliche Begebenheit nicht in der relativen, sondern in der absoluten (leeren) Zeit bestimmt seyn. Eine Bestimmung in der leeren Zeit aber ist ein Widerspruch, weil zu einer jeden Relation zwei Correlata gegeben werden müssen.

2. Wunder ist eine Begebenheit, deren Grund nicht in der Natur zu finden ist. Es ist entweder *miraculum*

rigorosum, das in einem Dinge ausser der Welt (also nicht in der Natur) seinen Grund hat; oder *miraculum comparativum*, das zwar seinen Grund in einer Natur hat, aber in einer solchen, deren Gesetze wir nicht kennen; von der letztern Art sind die Dinge, die man den Geistern zuschreibt. *Miraculum rigorosum* ist entweder *materiale*, wo auch die Kraft, die das Wunder hervorbrachte, ausserhalb der Welt ist, oder *formale*, wo die Kraft zwar in der Welt, die Bestimmung derselben aber ausserhalb der Welt sich findet, z. B. wenn man das Austrocknen des rothen Meeres beim Durchgang der Kinder Israel für ein Wunder hielt, so ist es ein *miraculum materiale*, wenn man es für eine unmittelbare Wirkung der Gottheit ausgiebt; hingegen ein *miraculum formale*, wenn man es durch einen Wind austrocknen lässt, der aber durch die Gottheit gesandt wurde.

Ferner ist das *miraculum* entweder *occasionale* oder *praestabilitum*. Im ersten Falle nimmt man an, die Gottheit sey unmittelbar ins Mittel getreten; im andern aber lässt man die Begebenheit durch eine Reihe von Ursachen und Wirkungen hervorgebracht werden, die alle dieser einzigen Begebenheit wegen da sind. —

c. Widerlegung des problematischen Idealismus.

Man theilt den Idealismus in den problematischen (den des Cartesius) und in den dogmatischen (den des Berkeley). Der letzte leugnet das Daseyn aller Dinge ausser dem des Behauptenden, der erste hingegen sagt blos, dass man dasselbe nicht beweisen könne. Wir wollen uns hier blos auf den problematischen Idealismus einschränken.

Der problematische Idealist giebt zu, dass wir Veränderungen durch unsern innern Sinn wahrnehmen, er leugnet aber, dass man darum auf das Daseyn äusserer Gegenstände im Raum schliessen könne, weil der Schluss von einer Wirkung auf eine bestimmte Ursache nicht gültig

sey. — Veränderung des innern Sinnes oder innere Erfahrung wird also von dem Idealisten zugegeben, und wenn man ihn daher widerlegen will, so kann dies nicht anders geschehen, als dass man ihm zeigt, diese innere Erfahrung, oder welches einerlei ist, das empirische Bewusstseyn meines Daseyns setze äussere Wahrnehmung voraus.

Man muss hier das transscendentale und empirische Bewusstseyn wohl unterscheiden; jenes ist das Bewusstseyn Ich denke und geht aller Erfahrung vorher, indem es sie erst möglich macht. Dies transscendentale Bewusstseyn liefert uns aber keine Erkenntniss unserer Selbst; denn Erkenntniss unserer Selbst ist die Bestimmung unseres Daseyns in der Zeit und soll dies geschehen, so muss ich meinen innern Sinn afficiren. Ich denke z. B. über die Gottheit nach und verbinde mit diesen Gedanken das transscendentale Bewusstseyn (denn sonst würde ich nicht denken können), ohne mich mir dabei doch in der Zeit vorzustellen, welches geschehen müsste, wenn ich mir dieser Vorstellung durch meinen innern Sinn bewusst wäre. Geschehen Eindrücke auf meinen innern Sinn, so setzt dies voraus, dass ich mich selbst afficire (ob es gleich uns unerklärbar ist, wie dies zugeht) und so setzt also das empirische Bewusstseyn das transscendentale voraus.

In unserm innern Sinn wird unser Daseyn in der Zeit bestimmt und setzt also die Vorstellung der Zeit selbst voraus; in der Zeit aber ist die Vorstellung des Wechsels enthalten; Wechsel setzt etwas Beharrliches voraus, woran es wechselt und welches macht, dass der Wechsel wahrgenommen wird. Die Zeit selbst ist zwar beharrlich, aber sie kann allein nicht wahrgenommen werden, folglich muss es ein Beharrliches geben, woran man den Wechsel in der Zeit wahrnehmen kann. Dies Beharrliche können wir selbst nicht seyn, denn wir sind eben als Gegenstand des innern Sinnes durch die Zeit bestimmt; es kann also das Beharrliche blos in dem, was durch den äussern Sinn gegeben wird, gesetzt werden. So setzt also

Möglichkeit der innern Erfahrung Realität des äussern Sinnes voraus. Denn gesetzt man wollte sagen, auch die Vorstellung des durch den äussern Sinn gegebenen Beharrlichen sey blos durch den innern Sinn gegebene Wahrnehmung, die nur durch die Einbildungskraft als durch den äussern Sinn gegeben vorgestellt wird, so würde es doch überhaupt (wenn auch gleich nicht für uns) möglich seyn müssen, sich derselben als zum innern Sinn gehörig, bewusst zu werden; aber dann würde die Vorstellung des Raumes in eine Vorstellung der Zeit verwandelt werden, d. h. es würde möglich seyn, den Raum sich als eine Zeit (nach einer Dimension) vorzustellen, welches sich selbst widerspricht. Es hat also der äussere Sinn Realität, weil ohne ihn der innere Sinn nicht möglich ist. — Hieraus scheint zu folgen, dass wir unser Daseyn in der Zeit nur immer im Commercio erkennen.

d. Über particuläre Providenz.

Wir können uns keine Einrichtung nach Zwecken als bei dem Zufälligen denken; folglich kann die göttliche Vorsehung sich nur beim Zufälligen beweisen, und es ist ungereimt, sie auf das Nothwendige auszudehnen. Es entsteht nun die Frage: Sorgt Gott blos für das Allgemeine, oder auch für das Besondere? Wir nehmen die Frage in dem Sinn, hat Gott nur blos einen grossen allgemeinen Zweck, dem Alles untergeordnet seyn muss, oder hat er sich mehrere einzelne Zwecke vorgesetzt, die zusammengenommen einen Zweck ausmachen? Man muss die erste Frage bejahen, die andere verneinen; denn ich kann es mir nicht vorstellen, wie mehrere Zwecke zusammengenommen einen ausmachen; unsere Vernunft geht vielmehr den entgegengesetzten Weg und nimmt eins an, von dem sie auf mehrere heruntersteigt; dessenungeachtet können mehrere Beschaffenheiten als zweckmässig gedacht werden, ohne doch wegen eines besondern Zweckes da zu seyn. Alles, was in der Welt geschieht, muss zwar dem

grossen alleinigen Zweck nicht entgegen seyn; allein ich kann mir nicht vorstellen, dass es selbst wieder eines besondern Zweckes wegen da sey; denn nähme man das letztere an, so würde man in grosse Verwirrung gerathen, weil nicht blos der Willkühr zu viel überlassen bleibt, sondern auch eine Sache um mehrerer Zwecke willen da seyn würde, welches unmöglich ist, da ein Zweck den zureichenden Grund eines Dinges enthalten muss und ein Grund doch nicht mehr als zureichend seyn kann. Z. B. die Luft ist zum Leben nothwendig, sieht man nun das Leben der Geschöpfe als den Zweck der Luft an, so wird dies als der zureichende Grund derselben gedacht. Die Luft dient aber auch zum Sprechen, doch muss man nun nicht sagen, das Sprechen sey der Zweck derselben, denn sonst würde sie zwei zureichende Gründe haben. Die Luft ist zum Sprechen zweckmässig, das heisst aber keinesweges, das Sprechen sey der Zweck der Luft, weil dies sagen würde, das Sprechen sey der zureichende Grund, weshalb die Luft geschaffen sey. Sehr oft meint man, es seyen Dinge als Mittel zu Zwecken hervorgebracht, die offenbar blos mechanischen Ursprungs sind; z. B. wenn man sagt: der Continent ist Insel; er ist aber deshalb mit Meer umgeben, damit die Gemeinschaft unter den Menschen erleichtert werde, so begeht man gewiss einen Fehler, indem deutliche Spuren vorhanden sind, dass die jetzige Beschaffenheit der Erde eine blosse Wirkung mechanischer Ursachen ist. — Wendet man ein, dass wenn alles blos Mittel zu dem einen grossen Zwecke der Gottheit ist, es dadurch nothwendig gemacht wird, und also die Zufälligkeit z. B. der Schicksale der Menschen aufhört, so muss man bedenken, dass bei der Gottheit der Unterschied zwischen möglich, wirklich und nothwendig wegfällt.

e. Vom Gebet.

Dem Gebete andere als natürliche Folgen beizulegen, ist thöricht und bedarf keiner ausführlichen Widerlegung;

man kann nur fragen, ist nicht das Gebet seiner natürlichen Folgen wegen beizubehalten? Zu diesen natürlichen Folgen zählt man, dass durchs Gebet die in der Seele vorhandenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen deutlicher gemacht, oder ihnen ein höherer Grad der Lebhaftigkeit ertheilt werde, dass es den Beweggründen zur Tugend dadurch eine grössere Wirksamkeit ertheilt u. s. w. Hierbei ist nun erstlich zu merken, dass das Gebet aus den angeführten Gründen doch nur subjectiv zu empfehlen ist, denn derjenige, welcher die vom Gebet gerühmten Wirkungen auf eine andere Weise erreichen kann, wird desselben nicht nöthig haben. — Ferner lehrt uns die Psychologie, dass sehr oft die Auseinandersetzung eines Gedanken die Wirkung schwächt, welche derselbe, da er noch im Ganzen und Grossen vorhanden, wenn gleich dunkel und unentwickelt war, hervorbrachte. Aber endlich ist auch bei dem Gebete Heuchelei, denn der Mensch mag nun laut beten, oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch bloß ein Princip ist, das seine Vernunft ihn anzunehmen zwingt. Das Daseyn der Gottheit ist nicht bewiesen, sondern es wird postulirt, und es kann also bloß dazu dienen, wozu die Vernunft gezwungen war, es zu postuliren. Denkt nun der Mensch, wenn ich zu Gott bete, so kann mir dies auf keinen Fall schaden, denn ist er nicht, nun gut, so habe ich des Guten zu viel gethan, ist er aber, so wird es mir nützen; so ist diese Prosopöia Heuchelei, indem beim Gebet vorausgesetzt werden muss, dass derjenige, der es verrichtet, gewiss überzeugt ist, dass Gott existirt. Daher kommt es auch, dass derjenige, welcher schon grosse Fortschritte im Guten gemacht hat, aufhört zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen — ferner, dass diejenigen, welche man beten findet, sich schämen. In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muss das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von grosser Wirkung seyn und einen grossen

Eindruck machen kann, und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muss.

f. Über das Moment der Geschwindigkeit im Anfangs-
augenblick des Falls.

Man kann nicht sagen, ein Körper habe im Anfangs-
augenblicke des Falls eine gewisse Geschwindigkeit und
könne deren verschiedene haben, z. B. eine andere auf
der Oberfläche der Sonne, eine andere auf der Oberfläche
der Erde, sondern man kann ihm bloß eine verschiedene
Tendenz zur Bewegung beilegen. Man kann die Wahr-
heit dieses Satzes auf folgende Art darthun.

Es sey AB eine gewisse Zeit und ein Körper habe in
derselben durch den Fall eine Geschwindigkeit BK erlangt;
man mache $BK = KC$ oder $BC = 2BK$, so wird derjenige
Körper, welcher durch den Fall in der Zeit AB die Ge-
schwindigkeit BC erlangt, im Anfangsaugenblick ein dop-
pelt so grosses Moment der Geschwindigkeit haben müs-
sen. Man kann aber diese Momente nicht selbst schon
Geschwindigkeit nennen; denn gesetzt, dies ginge an, so
sey AD ein unendlich kleiner Theil der Zeit AB , dann ist
für BK , DE und für BC , DF das Moment; und $DF =$
 $2DE$. Nimmt man nun $AG = 2AD$, so wird da $AD : AG$
 $= DE : GH$, $GH = 2DE$ und also $GH = DF$ seyn. Da
ein Körper nicht eher eine Geschwindigkeit DF erlangen
kann, bis er alle kleinern (hier also DE) durchgegangen
ist, so wird eine gewisse Zeit dazu gehören, um DF zu
erhalten. Das soll aber nicht seyn, eben weil man DF
als Moment betrachtet. Man muss daher das Moment der
Geschwindigkeit nicht schon selbst als Geschwindigkeit
betrachten, sondern bloß als das Bestreben, einem Körper
eine gewisse Geschwindigkeit mitzutheilen; nicht als ex-
tensive, sondern als intensive Grösse, die aber den Grund
der extensiven Grösse enthält. Man darf aber auch nicht
sagen, das Moment der Geschwindigkeit sey Null, weil

sonst durch die Summirung derselben keine endliche Grösse entstehen würde.

g. Über formale und materiale Bedeutung einiger Worte.

Es giebt mehrere Worte, die im Singulari gebraucht einen andern Sinn haben, als wenn man sie im Plurali braucht; sie sind alsdann im Singulari in formaler, im Plurali in materialer Bedeutung zu nehmen: diese sind Einheit, Vollkommenheit, Wahrheit, Möglichkeit*. Einheit im Singulari gebraucht ist qualitativ, im Plurali gebraucht quantitativ. Qualitative Einheit ist wie der Grund des Ganzen, quantitative wie ein Theil des Ganzen zu betrachten. So kann man z. B. nicht sagen, die Wärme bestehe aus Lauigkeiten, man bestimmt also ihre Grösse nicht nach den Theilen, welche sie enthält, sondern nach den Wirkungen, die sie hervorbringt, z. B. dass sie die Körper ausdehnt und man kann ihr daher nicht eine eigentliche Grösse beilegen, sondern einen Grad, die Einheit, die sich bei ihr findet, ist also qualitative Einheit. — Die Einheiten, aus welchen discrete Grössen (Zahlen) bestehen, sind quantitative Einheiten.

Vollkommenheit (formaliter gebraucht) eines Dinges ist die Ubereinstimmung der Realitäten desselben zu einer Idee; Vollkommenheiten eines Dinges (materialiter gebraucht) sind diese Realitäten**.

Wahrheit im Singulari (formaliter und qualitative gebraucht) ist die Ubereinstimmung unserer Erkenntniss eines Objects mit demselben; Wahrheiten im Plurali (materialiter und quantitative gebraucht) sind wahre Sätze.

* Man sieht, dass dieses auf die Titel der Kategorien sich gründet: Quantität, Qualität, Relation und Modalität.

** So spricht man von der Vollkommenheit einer Uhr, insofern sich das an ihr findet, was man von einer guten Uhr erwarten kann. Vollkommenheiten einer Uhr sind Eigenschaften derselben, die mit dem Begriffe einer guten Uhr übereinstimmen. — Man muss aber auch noch quantitative und qualitative Vollkommenheit von Vollkommenheit unterscheiden.

Möglichkeit eines Objects (formaliter und qualitative gebraucht); Möglichkeiten (materialiter und quantitative gebraucht), Gegenstände, so fern sie möglich sind.

3. Erster Entwurf seiner Vorstellung an König Friedrich II. zur Rechtfertigung seiner Stellung als Universitätslehrer 1794*.

Ew. Königl. Majestät allerhöchster mir den 12. Oct. c. gewordener Befehl legt es mir zur devotesten Pflicht auf: erstlich wegen des Missbrauchs meiner Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums, namentlich in meinem Buche: „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft,“ desgleichen in andern kleinern Abhandlungen, und der hierdurch auf mich fallenden Schuld der Übertretung meiner Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen die allerhöchsten mir sehr wohl bekannten landesväterlichen Absichten, eine gewissenhafte Verantwortung beizubringen; zweitens nichts dergleichen künftighin mir zu Schulden kommen zu lassen. In Ansehung beider Stücke hoffe ich hiermit in tiefster Unterthänigkeit Ew. Königl. Majestät von meinem bisher bewiesenen und fernerhin zu beweisenden devoten Gehorsam hinreichende Überzeugungsgründe zu Füßen zu legen.

Was das Erste, nämlich die gegen mich erhobene Anklage eines Missbrauchs meiner Philosophie durch Abwürdigung des Christenthums betrifft, so ist meine gewissenhafte Verantwortung folgende:

1. Dass ich mir als Lehrer der Jugend, mithin in akademischen Vorlesungen dergleichen nie habe zu Schul-

* Dieses Document, womit Kant sich gegen den wider ihn erhobenen Verdacht vor dem Landesherrn rechtfertigte, nimmt eine so bedeutsame Stelle in der Culturgeschichte des Preussischen Staats in dieser Zeit ein, dass es nur das höchste Interesse gewähren kann, diesen ersten Entwurf mit dem später abgesandten und im Streite der Facultäten (Bd. X, S. 253—57) bekanntgemachten Documente zu vergleichen. Sch.

den kommen lassen, welches ausser dem Zeugniss meiner Zuhörer, worauf ich mich berufe, auch die Beschaffenheit derselben als reiner blos philosophischer Unterweisung nach A. G. Baumgarten's Handbüchern, in denen der Titel vom Christenthum gar nicht vorkommt, noch vorkommen kann, hinreichend beweist. Dass ich in der vorliegenden Wissenschaft die Grenzen einer philosophischen Religionsuntersuchung überschritten habe, ist ein Vorwurf, der mir am wenigsten wird gemacht werden können.

2. Dass ich auch nicht als Schriftsteller z. B. im Buche „die Religion innerhalb der Grenzen u. s. w.“ gegen die allerhöchsten mir bekannten landesväterlichen Absichten mich vergangen habe; denn da diese auf die Landesreligion gerichtet sind, so müsste ich in dieser meiner Schrift als Volkslehrer haben auftreten wollen, wozu dieses Buch, nebst den andern kleinen Abhandlungen gar nicht geeignet ist. Sie sind nur als Verhandlungen zwischen Facultätsgelehrten des theologischen und philosophischen Fachs geschrieben, um zu bestimmen, auf welche Art Religion überhaupt mit aller Lauterkeit und Kraft an die Herzen der Menschen zu bringen sey; eine Lehre, wovon das Volk keine Notiz nimmt, und welche allererst die Sanction der Regierung bedarf, um Schul- und Kirchenlehrer danach zu instruiren, zu welchen Vorschlägen aber Gelehrten Freiheit zu erlauben, der Weisheit und Autorität der Landesherrschaft um so weniger zuwider ist, da dieser ihr eigener Religionsglaube von ihr nicht ausgedacht ist, sondern sie ihn selbst nur auf jenem Wege hat bekommen können, und also vielmehr die Prüfung und Berichtigung desselben von der Facultät mit Recht fordern kann, ohne ihnen einen solchen eben vorzuschreiben.

3. Dass ich in dem genannten Buche mir keine Herabwürdigung des Christenthums habe können zu Schulden kommen lassen, weil darin gar keine Würdigung irgend einer vorhandenen Offenbarungs-, sondern blos der Ver-

nunftreligion beabsichtigt worden, deren Priorität als oberste Bedingung aller wahren Religion, ihre Vollständigkeit und praktische Absicht (nämlich das, was uns zu thun obliegt), obgleich auch ihre Unvollständigkeit in theoretischer Hinsicht (woher das Böse entspringe, wie aus diesem der Übergang zum Guten, oder wie die Gewissheit, dass wir darin sind, möglich sey u. dgl.), mithin das Bedürfniss einer Offenbarungslehre nicht verhehlt wird, und die Vernunftreligion auf diese überhaupt, unbestimmt welche es sey (wo das Christenthum nur zum Beispiel als blosser Idee einer denkbaren Offenbarung angeführt wird), bezogen wird, weil, sage ich dieser Werth der Vernunftreligion deutlich zu machen Pflicht war. Es hätte meinem Ankläger obgelegen, einen Fall anzuführen, wo ich mich durch Abwürdigung des Christenthums vergangen habe, entweder die Annahme desselben als Offenbarung zu bestreiten, oder diese auch als unnöthig zu erklären; denn dass diese Offenbarungslehre in Ansehung des praktischen Gebrauchs (als welcher das Wesentliche aller Religion ausmacht) nach den Grundsätzen des reinen Vernunftglaubens müsse ausgelegt und öffentlich ans Herz gelegt werden, nehme ich für keine Abwürdigung, sondern vielmehr für Anerkennung ihres moralisch fruchtbaren Gehalts an, der durch die vermeinte innere vorzügliche Wichtigkeit bloß theoretischer Glaubenssätze verunstaltet werden würde.

4. Dass ich vielmehr eine wahre Hochachtung für das Christenthum bewiesen habe durch die Erklärung die Bibel als das beste vorhandene zu Gründung und Erhaltung einer wahrhaftig moralischen Landesreligion auf unabsehbliche Zeiten taugliche Leitmittel der öffentlichen Religionsunterweisung anzupreisen, und daher in dieser sich selbst auf bloß theoretische Glaubenslehren keine Angriffe und Einwürfe zu erlauben (obgleich die letztern vor den Facultäten erlaubt seyn müssen); sondern auf ihren heiligen praktischen Inhalt zu dringen, der bei allem Wechsel der theoretischen Glaubens-Meinungen, welcher in Ansehung der blossen Offenbarungslehren wegen ihrer

Zufälligkeit nicht ausbleiben wird, das Innere und Wesentliche der Religion immer erhalten und das manche Zeit hindurch, wie in den dunkeln Jahrhunderten des Pfaffenthums, entartete Christenthum in seiner Reinigkeit immer wieder herstellen kann.

5. Dass endlich so wie ich allerwärts auf Gewissenhaftigkeit der Bekenner eines Offenbarungsglaubens, nämlich nicht mehr davon vorzugeben, als sie wirklich wissen, oder andern dasjenige zu glauben aufzudringen, was sie doch selbst nicht mit völliger Gewissheit zu erkennen sich bewusst sind, gedrungen habe, ich auch an mir selbst das Gewissen, gleichsam als den göttlichen Richter in mir bei Abfassung meiner die Religion betreffenden Schriften nie aus den Augen verloren habe, vielmehr jeden, ich will nicht sagen seelenverderblichen Irrthum, sondern auch nur mir etwa anstössigen Ausdruck, durch freiwilligen Widerruf nicht würde gesäumt haben zu tilgen, vornehmlich in meinem 71sten Lebensjahre, wo der Gedanke sich von selbst aufdringt, dass es wohl seyn könne, ich müsse der einst einem herzenskundigen Weltrichter davon Rechenschaft ablegen; daher ich diese meine Verantwortung jetzt vor der höchsten Landesherrschaft mit voller Gewissenhaftigkeit als mein unveränderliches freimüthiges Bekenntniss beizubringen kein Bedenken trage.

6. Was den zweiten Punkt betrifft, mir keine dergleichen (angeschuldigte) Entstellung und Herabwürdigung des Christenthums künftighin zu Schulden kommen zu lassen, so finde ich, um als Ew. Majestät treuer Unterthan darüber in keinen Verdacht zu gerathen, das Sicherste, dass ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge in Sachen der Religion, es sey der natürlichen oder der offenbarten, in Vorlesungen sowohl als in Schriften völlig enthalte und mich hiemit dazu verbinde.

Ich ersterbe in devotestem Gehorsam

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Knecht.

4. Rechtfertigung des Directoriums der Französischen Republik wegen seines angeblich ungereimten Plans, den Krieg mit England zu ihrem Vortheil zu beendigen, 1798*.

Das einzig mögliche Mittel war es, dies durch einen Krieg zu Lande auszuführen, weil Englands Obermacht zur See entscheidend ist, — und mit Genehmigung und Begünstigung von Spanien nach Portugal, mit welchem Frankreich im Kriege begriffen ist, mit einer Armee zu ziehen, die stark genug wäre, um das Letztere zu erobern und es nachher gegen die Englischen Eroberungen in allen Welttheilen auszutauschen. — —

Allein wie dieses möglich machen? Da Spanien Mangel an Lebensmitteln erleidet, und blos die Vertheuerung derselben schon einen Aufruhr in diesem Lande erregen könnte, wo denn nichts übrig bliebe, als diesen Zug der Franzosen mit Transportschiffen wenigstens grossentheils zur See zu thun. Allein diesem Plane war wiederum die Obermacht der Englischen Flotte entgegen, und es kam darauf an, diese irre zu leiten, dadurch, dass Frankreich eine Absicht, die es niemals im Ernste gehabt hat, verbreitete, über Ägypten und das rothe Meer ein Truppen-corps unter Bonaparte's Anführung nach Indien zu führen und dort die Englischen Besitzungen anzugreifen. Wenn dann Nelson nach dieser Finte griff, sich geschickt zu wenden, und mit der Französischen Flotte unbemerkt zwischen Tunis und Malta sich in die Französischen Häfen zu wenden und mit der Toulonschen Flotte (und andern Schiffen) sein Debarquement nahe an den Grenzen von Portugal zu machen und so in dieses Land einzufallen.

* Diese politische Rhapsodie erlangt ihr besonderes Interesse, wegen des Jahres, in dem sie niedergeschrieben wurde, indem sie zugleich seine lebhafteste Theilnahme an den wichtigern politischen Ereignissen, auch in diesem hohen Lebensalter augenfällig, an den Tag legt und dadurch die Schwäche des politischen Raisonnements verdeckt.

Man hat auch in den Zeitungen von der Niederlage des Brueys gelesen: „Bonaparte hat Nelson irre geleitet und ist zu seiner Bestimmung (nämlich nach Portugal) gegangen“, wiewohl das alles nicht eingetroffen ist.

Es war also nicht Unklugheit des Plans. Denn es war nach Spaniens Bedenklichkeiten kein anderer möglich: sondern es war Unglück daran Schuld. Auf alle Fälle aber musste er doch versucht werden. Was nun das Schicksal Bonaparte's und seiner Unglücksgefährten betrifft, so sind alle Projecte, sie durchs Einschiffen ins rothe Meer, oder wie jetzt gesagt wird, durch einen Zug nach Syrien zu retten, baare Ungereimtheiten, werden aber absichtlich spargirt, um die Aufmerksamkeit Englands und Nelson's noch immer auf die Levante hin zu ziehen, und wenn binnen dessen Spanien, wie zu glauben steht, seine Bedenklichkeiten fahren lässt, den Landmarsch (zum Theil auch einigen Seetransport) nach Portugal einzurichten, wo dann für Frankreich noch der Weg übrigbleibt, sich von England den Frieden zu erzwingen: zumal der König von Spanien sonst einen so kostbaren Krieg auf reinen Verlust geführt haben würde.

Das Ende vom Liede ist: Kann und will Spanien den Marsch einer Französischen Armee nach Portugal befördern, so wird England von der Französischen Republik gezwungen, alle seine Eroberungen herauszugeben, findet aber jenes nicht statt, so muss sie sich so bald als möglich ihrem Schicksal unterwerfen und die Bedingungen annehmen, unter denen das Cabinet von St. James den Frieden zu verwilligen gut finden wird.

INHALTSANZEIGE.

	Seite
I. Briefe	1
1. An Moses Mendelssohn in Berlin, 1766—1783	5
2. An Dr. Marcus Herz in Berlin und ein Brief von Marcus Herz, 1770—1797	18
3. An Friedrich Nicolai in Berlin, 1773	70
4. An Hofprediger Crichton in Königsberg, 1778	72
5. An Professor J. Engel in Berlin, 1779	76
6. An Professor Chr. Gottfr. Schütz in Jena, 1785— 1797	78
7. An Professor C. L. Reinhold in Jena, 1787—1795	84
8. An Fr. Heinr. Jacobi in Pempelfort, 1789	118
9. An Dr. Joh. Benjamin Erhard in Berlin, 1792— 1799	121
10. An den Bibliothekar Joh. Fr. Biester in Berlin, 1789—1792	125
11. An Professor Dr. Selle in Berlin, 1792	129
12. An den Kirchenrath Ludw. Ernst Borowski in Kö- nigsberg, 1792	130
13. An Professor J. G. Fichte in Jena und dessen Briefe an Kant, 1792—1798	132
14. An den Buchhändler Carl Spener in Berlin, 1793	157
15. An Professor Carl Fr. Stäudlin in Göttingen, 1793, und Erwiderung des letztern, als Kant ihm seine Schrift „der Streit der Facultäten 1798“ gewidmet hatte	159

	Seite
16. An Hofrath G. Lichtenberg in Göttingen, 1793— 1798, und Lichtenberg's Antwort auf den letzten Brief	163
17. Zwei Briefe zwischen Schiller und Kant, 1794— 1795	168
18. Bischof Lindblom in Linköping an Kant und Kant's Antwort, 1797	172
19. An den Professor und Oberschulrath Meierotto in Berlin, 1797—1798	176
20. An Hofrath S. Th. Sömmerring in Frankfurt a. M., 1795—1800	178
21. An Professor Joh. Heinr. Tieftrunk in Halle, 1797 —1798	182
22. An Professor Kiesewetter in Berlin, 1798—1800	191
23. An Dr. Andreas Richter, 1801	193
II. Erklärungen, die Kant, durch besondere Er- eignisse veranlasst, in öffentlichen Blättern ergehen liess	195
1. Über Komarnicki	197
2. Über den Druck der Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft	199
3. Über die von J. T. Haupt veranstaltete Sammlung kleiner Schriften	201
4. Gegen G. Schlettwein	202
5. Über Hippel's Autorschaft	204
6. Gegen Vollmer in Bezug auf phys. Geographie	206
III. Ehrendenksprüche auf verstorbene Collegen	209
IV. Fragmente aus seinem Nachlasse	215
1. Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Ge- fühl des Schönen und Erhabenen	221
2. Sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—1791	260
3. Erster Entwurf seiner Vorstellung an König Frie- drich Wilhelm II. zur Rechtfertigung seiner Stellung als Universitätslehrer, 1794	272
4. Eine politische Rhapsodie aus dem Jahre 1798	276

**IMMANUEL KANT'S
BIOGRAPHIE.**

ZUM GROSSEN THEIL

NACH

HANDSCHRIFTLICHEN NACHRICHTEN

DARGESTELLT

VON

FRIEDR. WILH. SCHUBERT.

MIT BILDNISS, FACSIMILE UND MEDAILLEN-ABBILDUNG.

**LEIPZIG,
LEOPOLD VOSS.**

1842.

V O R R E D E

ZUR

BIOGRAPHIE.

Die Lebensbeschreibung eines über sein Zeitalter hervorragenden genialen Mannes, wenn sie als Begleitung seiner gesammelten Werke erscheint, bietet eigenthümliche Schwierigkeiten dar, die um so grösser und gefährlicher uns entgegentreten, als das Leben des Mannes durch einen grösseren Zwischenraum von unserem Zeitalter sich entfernt. Man fühlt sich berechtigt, die Biographie als einen Commentar zu betrachten, in welchem für jedes einzelne schriftstellerische Document der geordneten Sammlung die besonderen Beziehungen nachgewiesen werden sollen, wie es an sich entstanden ist und welches Verhältniss es sowohl zu den übrigen Werken desselben Meisters, als auch zu den bedeutsamsten Leistungen seiner Vorgänger in demselben Fache einnimmt. Aber das geistige Leben lässt sich vom physischen und bürgerlichen nicht trennen. Man verlangt

zugleich, in deutlichen Zügen die näheren Zustände vorgeführt zu sehen, in welchen der ausgezeichnete Geist in seinen verschiedenen Entwicklungsperioden sich bewegt hat, um danach abzuwägen, welche Hindernisse er überwinden musste, oder mit wie glücklicher Gunst des Geschicks er unterstützt wurde, um des erreichten Ziels sich erfreuen zu können. Wird die geistige Thätigkeit, wie es bei Kant der Fall war, auf doppelter Bahn zum entscheidendsten Einflusse auf die Triebkraft seines Zeitalters benutzt, wird sie durch das lebendige Wort des akademischen Lehrers und gleichzeitig durch den noch weiter wirkenden Erfolg der Schrift fortgepflanzt, so wächst die Geschichte des Landes, in welchem der Meister arbeitete, mit der der Wissenschaft zusammen, welcher vorzugsweise sein Streben gewidmet war.

Bei dieser Ausgabe der Werke Kant's haben sich beide Herausgeber geeinigt, für diesen umfassenderen Zweck der Biographie eines literarischen Heros ihre Untersuchungen anzustellen und neben einander zu einem gesonderten Ganzen zu verarbeiten. Die Geschichte seiner Werke, der Kant's Forschungen vorausgehenden Zustände der Philosophie, sowie der unmittelbaren Wirkungen seiner Arbeiten auf dem Gebiete des philosophischen Wissens, hat Rosenkranz sich zur Aufgabe seiner Geschichte der Kant'schen Philosophie im Schlussbande dieser Sammlung gewählt. Mir fiel der andere Theil der Arbeit oder die Biographie im engeren Sinne zu.

Das Material zu derselben konnte nur zum geringern Theile aus gedruckten Büchern gewonnen werden; die grössere Ausbeute musste man aus ungedruckten Briefen, aus dem Nachlasse Kant's, aus den officiellen

und amtlichen Papieren aus seinem Wirkungskreise und aus vielfach versprochenen Mittheilungen bewährter und kundiger Zeitgenossen erwerben. Die Herbeischaffung derselben machte sich viel langsamer, als ich früher erwartet hatte, denn es liegt zwischen dem Tode Kant's und dieser Ausgabe fast ein Zeitraum von vierzig Jahren, und viele Mittelspersonen, die zu den Nachrichten verhelfen konnten, waren längst verstorben, und ihre Verwandte nicht immer bereitwillig, mit baldigen Antworten Hülfe zu gewähren oder mindestens das längere Warten zu ersparen, wenn keine weitere Mittheilung dargeboten werden konnte. Dies möge mir zugleich zur Entschuldigung und Rechtfertigung dienen, wenn die Vollendung dieses Bandes fast zwei Jahre über das frühere Versprechen verzögert ist. Das Material wurde indess zuletzt doch reichlich gehäuft und erforderte keine leichte Mühe, die Interessen des Augenblicks in ihrer Breite und Weitläufigkeit von dem wirklich Bedeutsamen für die nähere Kenntniss Kant's und seiner besonderen Verhältnisse zu sondern. Auch hier war der längere Zwischenraum gefährlich genug, um zu vielfachen Verirrungen zu verleiten, und vielleicht war es nur dem Königsberger Professor derselben Facultät, der Kant angehörte, möglich, die Körner aus der Spreu aufzulesen, um für Kant, den Mann aller Zeiten, noch unbekannte und anziehende Thatsachen ans Tageslicht zu ziehen und von Kant selbst herrührende Gedanken und Ansichten jetzt noch als neue, oder mindestens in der vorliegenden Form als sehr anziehende zuerst dem Publicum zu überliefern. Über die Inedita habe ich an der geeigneten Stelle stets die näheren Nachrichten angegeben.

Der freundlichen Unterstützung und Mittheilung habe ich meinen gebührlchen Dank stets dort gezollt, wo ich durch ihre Hülfe eine neue Nachricht oder sonst irgend eine Bereicherung unserer Ausgabe einverleiben konnte. Aber noch ganz besonders muss ich meine Verbindlichkeit mit dem lebhaftesten Danke dem Herrn Oberregierungsath Dr. Reusch bezeugen, einem der jüngsten Tischgenossen Kant's, dessen eifriger Vermittelung und selbstthätiger Hülfe ich sehr schätzbaren Stoff verschulde, der gegenwärtig als *Eigenthum* der hiesigen königlichen Bibliothek übergeben ist.

Die Erläuterung zu den beiden Kupferbeilagen, deren treffliche Ausführung als angemessene Zierde diese Ausgabe von Kant's Werken ziert, befindet sich im Abschnitt VII. der Biographie.

Königsberg, den 6. März 1842.

F. W. Schubert.

INHALTSANZEIGE.

	Seite.
I. Einleitung	3
II. Kant's Jugendjahre. Sein Leben auf der Universität und als Hauslehrer. 1724—1755 .	12
III. Funfzehn Jahre als Privatdocent. 1755—1770 .	34
IV. Die ersten zwanzig Jahre seiner Professorthätigkeit. Der grossartige Einfluss seiner literarischen Wirksamkeit. Seine Pflichterfüllung in allen Geschäften seines amtlichen Lebens. 1770—1790	58
V. Die letzten vierzehn Jahre seines Lebens. Französische Revolution. Religionsedict. Allgemeines Bild seines Charakters. 1790—1804.	109

	Seite.
VI. Seine Lebensweise im Hause und in geselligem Umgange	185
VII. Ehrende Auszeichnungen und Abbildungen . .	202
VIII. Chronologisches Verzeichniss seiner Schriften und der namhaftesten Übersetzungen	211

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

LEBEN KANT'S.

I.

Einleitung.

Die Gesamtausgabe der Werke eines grossen Mannes macht einen rechtmässigen Anspruch auf seine Biographie, weil diese die Verhältnisse seines Lebens zu den einzelnen Werken entwickelt, den geistigen und sittlichen Bildungsgang des Schriftstellers nach allen Richtungen hin begleitet und oftmals allein sichere Aufschlüsse über das Gelingen und Misslingen seiner Forschungen und Arbeiten zu gewähren vermag, indem sie zugleich ein innigeres Verständniss der Werke selbst vermittelt. Es ist aber die Biographie des Mannes von der Biographie seiner Werke wohl zu sondern, und nur solche Männer sollten vor allen würdige Gesamtausgaben verdienen, deren Werke auf ihre eigene Biographie rechnen können. Diese berichtet über das Wirken, den Einfluss, die nachhaltigen Folgen, die aus dem Studium der Werke dieser grossen Männer sich geltend machen; sie wird immer nur einzelne Abschnitte liefern können, und je bedeutsamer jene Werke erscheinen, deren Wirken sie beschreibt, um so beschränkter wird sie ihre Aufgabe zu lösen vermögen. Denn der Werth des Gegenstandes steckt das enge Ziel für die Erfüllung der Aufgabe, und jede folgende Periode der geistigen Entwicklung giebt reichlichen Stoff zur Fortsetzung einer solchen Arbeit. Dagegen hat das Leben des Schriftstellers seinen leicht übersehbaren Zeitraum; es ist geknüpft an bestimmte Ortsverhältnisse, an einen eigenthümlichen Standpunct im bürgerlichen Leben. In diesem ist auch der geistig grösste Mann mehr oder minder gefesselt,

und die Kenntniss dieser Fesseln erläutert nicht selten die Unterbrechung einer fast bis zur Vollendung gereiften Arbeit. Ist der Schriftsteller zugleich Universitätslehrer, so wird oftmals die Geschichte der Wirksamkeit des lebendigen Worts einen Doppelläufer zur Geschichte des Einflusses seiner geschriebenen Werke liefern. Aber jene hat bald die ihr zugemessene Laufbahn durchheilt und verschwindet dann in unsicheren Andeutungen durch die Masse der mittelbaren Schüler, während diese oft in Jahrhunderte von einander entfernten Zeiträumen und bei ganz verschiedenen Völkern auf verschiedenen Bildungsstufen erst eine stattliche Blüthe entfalten sieht. Nur jene leichtere Aufgabe habe ich mir zur Darstellung für diese Blätter gewählt, die Lebensverhältnisse des grossen Mannes aus den bewährtesten Nachrichten zu beschreiben, und dabei soviel als möglich auf die reinste Quelle, auf ihn selbst zurückzugehen. Die Geschichte seiner Werke, d. i. die Geschichte der Kant'schen Philosophie, hat mein geehrter Freund und Mitherausgeber als Schlussband dieser Gesamtausgabe hinzugefügt, um das weitere Fortwirken Kant's über sein Leben hinaus zu bezeichnen. Aber dies kann nicht abgeschlossen werden, wiewohl es gemeinhin nur auf das geistige Vaterland begrenzt wird, das in der allgemeinen deutschen Literatur sein geistiges Triebwerk besitzt. Kant's Epoche bei den Engländern und Franzosen scheint erst zu beginnen; wann sie ihren vollständigen Lauf in Mittel- und Unter-Italien, wann in der Pyrenäischen Halbinsel antreten wird, oder ob es je dazu kommen dürfte, vermag jetzt Keiner zu bestimmen, nicht einmal mit anständigen Scheingründen zu bezweifeln. Denn das wissenschaftliche Leben dieser Länder liegt in der Gegenwart ausserhalb des Bereichs der raschen allgemeinen Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniss. Wo es nicht die Fortschritte der exacten Wissenschaften gilt, ist hier nicht selten ein halbes Jahrhundert zu kurz zur einfachen Mittheilung. Und welcher Raum liegt noch zwischen der Aneignung einiger allgemeinen Begriffe der

Kant'schen Philosophie und dem vollständigen Studium der Werke Kant's!

Wie einfach auch Kant's Lebensverhältnisse bei seiner Anspruchslosigkeit, bei seinem beharrlichen Verbleiben an seinem Geburtsorte sich abwickelten, sie erwarben doch ihre besondere Bedeutsamkeit für die gebildeten Classen der Bewohner des Landes, dem er zur unvergänglichen Zierde stets gereichen wird. Kant wurde dadurch nicht bloß der ausgezeichnetste Gelehrte in Preussen, er wurde vielmehr der geistige Bildner seines Landes im edelsten Sinne des Worts, er regte höhere geistige Bedürfnisse an, die nicht ausschliesslich dem engeren Kreise des gelehrten Standes anheimfielen, die allgemein bei den Gebildeten des Volks eingeführt, die geistige Entwicklung und Erhebung des Landes rascher förderten. Am wenigsten darf man übersehen, dass Kant es war, der in diesem östlichen Theile des Preussischen Staates auf dem schönsten Wege der gegenseitigen Annäherung, mittelst des gemeinschaftlichen Bedürfnisses nach einer edleren Bildung, die Gebildetsten der verschiedenen Stände einander näher brachte und den gemeinen abstossenden Sinn der Standesvorurtheile in vielen edleren Naturen gänzlich besiegte. Wieviel er dadurch seinem Vaterlande genützt hat, lässt sich im Einzelnen nicht nachweisen, aber man denke nur daran, dass ein grosser Theil der Staatsmänner, welche in den wichtigsten Perioden der Umgestaltung der Preussischen Staatsverwaltung als Leiter gewirkt haben, unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangen ist, unter seinem geistigen Einflusse ihre Bildung gewonnen hat.

Zur Bezeichnung des Verhältnisses dieser Biographie zu den früheren biographischen Darstellungen über Kant diene, dass alle, welche Originalnachrichten aus eigener Anschauung und Erfahrung der Verfasser mitgetheilt haben, in wenigen Monaten nach dem Tode des grossen Mannes erschienen und sämmtlich in der Absicht geschrieben wurden, nur das zu berichten, wovon die Verfasser als Augen- oder Ohrenzeugen einen unmittelbaren Eindruck erlangt

hatten. Es strebt also keiner derselben, eine vollständige, das ganze Leben Kant's umfassende Biographie liefern zu wollen: aber es ergänzt einer den anderen. Die biographischen Compilationen, welche ausserhalb Königsberg erschienen sind, verdienen keine nähere Beachtung, da sie in sehr leichter Weise Falsches und Richtiges zusammenstoppelnd nur einem augenblicklichen Bedürfnisse oder einer buchhändlerischen Speculation genügt haben.

Unter jenen ist die älteste von Ludwig Ernst Borowski „Darstellung des Lebens und Charakters Kant's, Königsberg 1804. 276 S. 8.“ Borowski, der nachmals bis zu der höchsten Würde in der evangelischen Kirche stieg, bis jetzt der einzige evangelische Erzbischof in Preussen gewesen ist, gehörte, obschon er sechszehn Jahre jünger als Kant war, zu seinen ältesten akademischen Schülern. Er hatte in seinen früheren Jahren neben seinen theologischen Studien auch mit vielem Eifer die philosophischen Wissenschaften betrieben, auch bei der zweiten akademischen Disputation Kant's im J. 1756 als Opponent aus der Reihe der Studirenden mitgewirkt*. Seine Verbindung mit Kant war zwar schon 1762 durch seinen Abgang von Königsberg als Feldprediger unterbrochen, wurde aber nach seiner Rückkehr in die gemeinschaftliche Vaterstadt als Pfarrer an der Neu-Rossgärtischen Kirche 1782 wieder angeknüpft, blieb in den darauf folgenden zehn Jahren lebhaft unterhalten, erkaltete aber dann, ohne gänzlich aufgehoben zu werden. Borowski fasste 1792 den Entschluss, eine biographische Skizze Kant's als eine Vorlesung der königlich deutschen Gesellschaft zu Königsberg vorzulegen, und, um keine Indiscretion zu begehen, hatte er den Muth, den Aufsatz zuvor in Manuscript an Kant zu senden und um Berichtigungen einzelner Nachrichten zu bitten. Kant gewährte freundlich die letzte Bitte, strich Mehreres und setzte Einiges hinzu, sprach

* Vergl. darüber meine Bemerkung in der Vorrede zum fünften Bande dieser Ausgabe, S. XV und im Texte S. 255.

aber zugleich den ernstesten Wunsch aus*, dass dieser Aufsatz weder vorgetragen noch bei seinem Leben gedruckt würde. Beides erfüllte Borowski gewissenhaft, liess aber nach dem Tode Kant's noch in demselben Jahre jenen Aufsatz diplomatisch getreu abdrucken, indem er ihn mit abgesonderten Zusätzen und einer kurzen Fortsetzung bis zum Tode des grossen Mannes zu der so eben angeführten biographischen Darstellung vervollständigte. Sie liefert die meisten Materialien aus den früheren Lebensverhältnissen, jedoch ist sie sehr dürftig und oberflächlich für die Glanzperiode der Wirksamkeit Kant's seit 1781, und eben so wenig gewährt sie uns ein anschauliches Bild seiner persönlichen Eigenschaften, seines Lebens im Kreise seiner Vertrauten und Schüler.

Dieser Biographie schliesst sich zunächst an: „I. Kant in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Jachmann, Königsberg 8. 220 S. 1804.“ Jachmann, der noch jetzt in kräftiger Wirksamkeit als Geheimer Regierungsrath und Provinzial-Schulrath bei dem Provinzial-Schulcollegium der Provinz Preussen zu Königsberg lebt, bezog im J. 1784 die dortige Universität und wurde bald darauf von Kant zu seinem Amanuensis gewählt. Von diesem Zeitpunkte ab blieb er in fast täglichem Umgange mit Kant bis zum Frühjahr 1794, wo er als dritter Prediger und Rector der gelehrten Schule nach Marienburg berufen wurde. Seine Erinnerungen rühren also gerade aus der Zeit her, wo Kant als Lehrer und Schriftsteller auf dem Culminationspunkte stand, und auch er fasste, wie Borowski, noch bei Lebzeiten Kant's den Plan, ihm ein biographisches Denkmal zu setzen und mit dessen Hülfe das vollständigere Gelingen seines Planes sicher zu stellen. Kant schien dem Unternehmen seinen Beifall geschenkt zu haben** und verabredete mit Jachmann auf

* Vergl. Kant's Brief an Borowski, auf S. 130—31 der ersten Abtheilung dieses Bandes abgedruckt.

** Vergl. Vorrede bei Jachmann a. a. O. S. VIII.

halbgebrochenen Bogen die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten; aber so oft er auch das Versprechen erneuerte, wurde er durch seine zunehmende Altersschwäche an der Ausführung desselben verhindert, und Jachmann blieb ohne die erwünschten Mittheilungen. Derselbe hat in seiner Darstellung in achtzehn Briefen eine gedrängte Skizze von Kant's Leben als Einleitung geliefert, darauf hat er eine Charakteristik seiner geistigen Eigenschaften, seines Wirkens als Professor, seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, seines sittlichen Charakters zu zeichnen versucht. Sodann stellt er Kant im Verhältnisse zu den Freunden und Verwandten dar, spricht darauf von dem ästhetischen Geschmacke, der Religiosität und den politischen Meinungen des Philosophen, und schliesst endlich mit einer Darstellung von seinem gefälligen Umgange, von seiner körperlichen Beschaffenheit, Lebensordnung, häuslichen Einrichtung und Vermögensumständen und mit einer Erzählung von dem letzten Besuche bei Kant und dessen letzten Lebenstagen.

Ehregott Andreas Christoph Wasianski hat uns einen Bericht „von Kant in seinen letzten Lebensjahren geliefert, Königsberg 1804, 8. 224 S.“ Der Verfasser selbst nennt es „einen Beitrag zur Kenntniss seines Charakters und häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm.“ Wasianski hatte bereits 1772 die Universität in Königsberg bezogen, anfänglich in der Absicht Medicin zu studiren, welches Studium er aber bald mit der Theologie vertauschte. Im J. 1774 hatte ihn Kant zu seinem Amanuensis erwählt* und auch später nicht aus den Augen verloren, als Wasianski Cantor und darauf Diakonus an der Tragheimischen Kirche zu Königsberg wurde. Denn Kant hatte die Gewohnheit, sich oftmals nach den späteren Lebensverhältnissen der ihm lieb gewordenen Zuhörer zu erkundigen. Über zehn Jahre hatte Kant Wasianski nicht gesehen, als er ihn im Jahre 1790 zufällig in einer

* Vergl. Wasianski a. a. O. S. 16, 60 u. flg.

Gesellschaft traf, seit dieser Zeit ihn häufig zu seinen Tischgesellschaften zog, und bald von der glücklichen Gabe der Anstelligkeit zu allen häuslichen Geschäften bei Wasianski sich überzeugete, in denen Kant selbst niemals zu seinem Vortheile sich zu benehmen wusste. Wie daher vier Jahre später Jachmann Königsberg verliess, ersuchte Kant seinen früheren Amanuensis, der ausserdem nicht sehr weit von Kant's Hause seine amtliche Wohnung besass, sich der allgemeinen Leitung seines Hauswesens und Vermögens anzunehmen. Dabei erwarb sich Wasianski das unbeschränkteste Vertrauen Kant's, wurde in den letzten Lebensjahren sein täglicher Gesellschafter, der Pfleger seines hinfalligen Körpers und der Executor seines Testaments und Nachlasses. Es ist demnach die von Wasianski gelieferte Darstellung in ihrer einfachen Erzählungsweise ein treuer Bericht über das allmälige Erlöschen der geistigen und körperlichen Kräfte eines so grossen Mannes.

Nur einzelne Ergänzungen liefern Dr. Friedrich Theodor Rink's „Ansichten aus I. Kant's Leben,“ Königsberg 1805. 8. Rink, welcher als Prediger zu Danzig 1811 starb, hatte in den Jahren 1786 bis 1789 in Königsberg studirt und sich eifrig mit Kant's Philosophie beschäftigt. Nach seiner Rückkehr aus Leyden nach Königsberg wurde er 1792—93 häufig Tischgenosse Kant's*, und als er abermals, nach einem zweijährigen Aufenthalte in Kurland, Königsberg zu seinem Aufenthaltsorte wählte (1795), sich dort als Privatdocent habilitirte, bald darauf eine ausserordentliche Professur in der philosophischen Facultät und 1798 eine gleiche in der theologischen Facultät erlangte, blieb er in genauem Umgang mit Kant bis zu seinem Abgange nach Danzig (im Sept. 1801). In dieser Zeit, wo Kant täglich einige Tischgenossen zum Mittagmahl um sich versammelte und Rink nicht selten zu denselben gehörte, konnte dieser unbezweifelt viele Nachrichten und Ansichten aus Kant's Munde sammeln, aber nach

* Vergl. Rink a. a. O. S. 120.

dem, was er geliefert, scheint er diese günstige Gelegenheit zu wenig benutzt zu haben. Der pecuniäre Vortheil war mehr seine Sache, wie dies sein Handel mit Vollmer bezeugt, nachdem er einmal von Kant die Erlaubniss zur Herausgabe der Vorlesungen über die physische Geographie erlangt hatte.

Noch weniger Zusammenhängendes bieten dar: „merkwürdige Äusserungen Kant's von einem seiner Tischgenossen, Johann Gottfried Hasse,“ Königsberg 1804. 50 S. 8. Der würdige Verfasser, der auf dem Gebiete der Exegese des alten Testaments einen wohlverdienten Namen sich erworben hat und eine ordentliche Professur der Theologie und der orientalischen Literatur bei der Universität Königsberg bekleidete, war gerade in den letzten drei Jahren Kant's häufiger Tischgenosse*, wöchentlich ein bis zwei Mal. Aber er gesteht selbst ein, dass er früher zu wenig Aufmerksamkeit auf die Gespräche gerichtet, und daher beziehen sich diese Äusserungen fast ausschliesslich nur auf einen Zeitraum, in dem Kant's geistige Kraft schon gebrochen war. — Die noch bei Kant's Leben anonym erschienenen „Fragmente aus Kant's Leben,“ Königsberg 1802. 136 S. 8., welche, wie man sagt, einen sonst nicht weiter bekannten praktischen Arzt Dr. Morzfeld zum Verfasser haben sollen, erregten zwar, als sie Kant vom Verfasser zugeschickt waren, sein Interesse und er zeigte sie, wohl um die gute Absicht zu ehren, nicht ohne Missfallen seinen Tischgenossen**, aber statt eines allgemeinen Urtheils über den Werth derselben wies er nur auf einen Druckfehler hin, der durch die Verbesserungs-Anzeige des Verfassers noch weit schlimmer geworden war. Es sind indess auch nur einige wenige Notizen in diesen Fragmenten zu gebrauchen.

Dass die Biographien und Briefsammlungen anderer ausgezeichneten Königsberger, die ihr ganzes Leben oder

* Hasse a. a. O. S. 4. 5.

** Hasse a. a. O. S. 30.

auch nur einen Theil desselben mit ihm als Zeitgenossen gemeinschaftlich verlebt haben, einigen interessanten Stoff darbieten, um Kant's Verhältniss zu dem ihn zunächst umgebenden Publicum kennen zu lernen, versteht sich wohl von selbst. Wir werden aber die Briefe Hamann's und Herder's, die Selbstbiographien Hippel's, Scheffner's u. m. A. an den einzelnen Stellen anführen, wo sie vornämlich als Quellen benutzt worden sind.

Die von mir zuerst aus der Handschrift mitgetheilten, sowie die schon anderweitig früher gedruckten Briefe, über deren allgemeines Verhältniss ich bei den einzelnen in der ersten Abtheilung dieses Bandes gesprochen habe, dienen als die hilfreichste Unterstützung, um ohne weitere Erläuterung selbstredend mit seiner eigenen Unterweisung in die Werkstatt seines geistigen Lebens, seiner tiefen und umfassenden Studien eingeführt zu werden. Kleinere Handschriften habe ich unmittelbar in die Biographie aufgenommen, weil sie dort im Zusammenhange mit den Erzählungen bestimmter Lebensereignisse ihren angemessensten Platz gefunden haben. Dasselbe musste auch bei mehreren Denkzetteln und einzelnen Notizen aus den Memoriäbüchern der letzten Jahre geschehen. Endlich habe ich aus den amtlichen Acten der philosophischen Facultät für diejenigen Jahre, in welchen Kant als ordentliches Mitglied der Facultät eifrigen Antheil an den Geschäften derselben nahm, schöne Beweise und vollständige Nachrichten mir gesammelt, um darüber ein begründetes Urtheil abzugeben, was Kant überhaupt für die Aufnahme der Universität Königsberg that, mit welcher liebevollen Milde er für die Erhaltung eines collegialischen Zusammenwirkens unter den Professoren sorgte, aber auch mit welcher ernsten Entschlossenheit er jede Verletzung akademischer Rechte, jede unbillige Anmuthung auf Kosten einer freieren geistigen Entwicklung abzuwehren bemüht war.

II.

Kant's Jugendjahre. Sein Leben auf der Universität und als Hauslehrer.

1724 — 55.

Die ersten Eindrücke der Jugend, die so oft einen bestimmenden Einfluss auf die Entwicklung des späteren Lebens äussern, stehen gemeinhin in besonderer Abhängigkeit von den Orts- und Zeitverhältnissen der Heimath. Königsberg war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Wohlstande rasch vorgeschritten, um dann wieder in der Mitte desselben Jahrhunderts stehen zu bleiben. Seitdem Friedrich Wilhelm der grosse Kurfürst das Joch der Polnischen Lehnsabhängigkeit von Preussen geschüttelt, war Königsbergs Handel ein selbständiger geworden und benutzte mit dem grössten Vortheile die rohen Producte des benachbarten Polens gegen Colonialwaaren, Fabrikate, Wein einzutauschen und von beiden Seiten reichlich zu gewinnen. Der Polnische Handel mit den zahlreichen leicht gezimmerten Flussfahrzeugen (Wittinnen) führte im Frühjahr ein grosses Gewühl aus weit entlegenen Landschaften des grossen Polnischen Reichs unter der Leitung der Juden nach Königsberg; und ganz in der Nähe des stärksten Handelsverkehrs, wo die Englischen und Holländischen Seeschiffe, von der entgegengesetzten Seite aus der Ostsee und dem frischen Haffe in die Pregelmündung einfahrend, vom Holländischen Baume innerhalb der Stadt bis zu den Polnischen Fahrzeugen anlegen,

lag das Haus*, in welchem Kant geboren wurde und die ersten Jahre seiner Jugend verlebte. Jeder Gang nach der Schule und in die Haupttheile der Stadt führte ihn durch das anregende Gedränge des Handels, und erweckte früh in ihm die Vorliebe für eine genauere Kenntniss der Sitten und Gewohnheiten fremder Länder und Völker, für eine charakteristische Auffassung ihrer Verschiedenheiten.

Königsberg als Hauptstadt des Herzogthums Preussen, das durch die Säcularisation aus dem Centrum des deutschen Ordensstaates hervorgegangen war, war auch zugleich der Vereinigungspunct aller geistig und politisch belebenden Beziehungen des Landes. Nach der ständischen Verfassung hatten die drei Städte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht, aus denen Königsberg gebildet ist, neben dem Adel die vorzüglichste Berücksichtigung des Landesherrn gefordert, waren ihm bisweilen mit kühner Opposition entgegengetreten und hatten selbst den energisch durchgeführten Maassregeln des grossen Kurfürsten seit seiner Erhebung als Souverain am längsten Widerstand geleistet. Dadurch war im Allgemeinen ein kräftiger Sinn des Bürgerstandes ausgebildet, der sich selbst fühlen gelernt hatte und der nicht nur in den grösseren Gewerben des Handelsstandes sich geltend zu machen wusste, sondern auch die Handwerker durchdrang und in vielen derselben den Drang nach Kenntnissen weckte. Die Erhebung Preussens zu einem Königreiche von Königsberg aus, der grosse zwanzigjährige Nordische Krieg und die meistens bewahrte Neutralität des Landes in demselben hatten die gebildete Bevölkerung Königsbergs zufällig noch stärker vermehrt. Die Landesuniversität bekam in diesen Jahren eine raschere Zunahme der Studirenden aus den soeben von Russland gewonnenen Ostseeprovinzen, aus dem noch unter Polnischer Lehnshoheit stehenden Kurland einerseits, aus Pommern, Schlesien und dem westlichen

* In der Sattlergasse unfern der grünen Brücke, dem Mittelpuncte des Flusshandels.

Polen anderseits. Das regere Leben auf der Universität, die Stiftung einer neuen bald blühenden gelehrten Schule im *Collegium Fridericianum* neben den damals schon bestehenden vier gelehrten Schulen in der Stadt boten manigfache Aufforderungen dar, dass die geistig geweckten Leute des niederen Bürgerstandes mindestens ihren Söhnen die Erziehung zu geben trachteten, welche ihrer Jugend nicht bestimmt gewesen war. Daher sehen wir gerade aus dieser Zeit zuerst die Matrikel der Universität Königsberg mit Söhnen dieses Standes reichlich gefüllt, und dies entschied auch die Bestimmung Immanuel Kant's, für den seine Eltern mit aller Aufopferung die Richtung zur Universität anbahnten, wenn auch die Mutter ihn nicht mehr auf dem erreichten Ziele sehen sollte, der Vater noch neun Jahre vor seinem Auftreten als Universitätslehrer verstarb.

Johann George Cant*, dessen Vorfahren aus Schottland nach seiner eigenen Äusserung herstammten**, betrieb zu Königsberg als Meister das Sattlerhandwerk und stand in dem besten Rufe bei seinen Mitbürgern, obschon er sein Gewerbe zu keinem bedeutenden Aufschwunge empor bringen konnte und nur in sehr mässigen Glücksumständen lebte. Am 13. Novbr. 1715 verheirathete er sich mit Anna Regina Reuter und wurde in der Domkirche durch den würdigen Lilienthal getraut. Nach dem eigenen

* So schrieb sich sein Vater, und auch Kant gebrauchte noch diese Schreibart, wie er gegen Hasse äusserte a. a. O. S. 14; er habe sie aber aus Verdruss, weil Einige den ersten Buchstaben in seinem Namen wie ein Z ausgesprochen, mit K vertauscht.

** Als Kant seine Europäische Berühmtheit erlangt hatte und ausserdem in den Ruf eines vermögenden Mannes gekommen war, meldeten sich Namensverwandte aus mehreren Ländern, namentlich aus Schweden und wollten ihm ihre Veterschaft gegen baare Geldanleihen aufdringen. Ja sogar sein eigener Vater, der zwar in der Nähe von Memel geboren, aber seit seinen Lehrjahren niemals Königsberg verlassen hatte, sollte Schwedischer Unterofficier gewesen und nur nach Deutschland als Militair gekommen seyn. Gerade bei dieser Gelegenheit äusserte sich Kant selbst auf einem Denkkettel über den Ursprung seiner Familie.

Urtheile ihres Sohnes war sie eine Frau von grossem natürlichen Verstande, einem edeln Herzen und einer ächten, aber durchaus nicht schwärmerischen Religiosität. Für die damalige Zeit, bei der so seltenen Gelegenheit zur Ausbildung der Mädchen, war sie vorzugsweise gut unterrichtet und sorgte auch späterhin durch sich selbst für ihre weitere Ausbildung fort. Dafür dient uns als Zeugniß eine Hausbibel, in welcher sie mit eigener Hand nach der damaligen Gewohnheit Familiennachrichten eingeschrieben hat*. Sie schreibt hierin zu ihrem Hochzeitstage: „der Herr unser Gott erhalte uns in beständiger Liebe und Einigkeit nach seinem Wohlgefallen, er gebe uns von dem Thau des Himmels und den Süßigkeiten der Erde, so lange bis er uns zusammen bringen wird zu der Hochzeit des Lammes um Jesu Christi seines Sohnes willen, Amen!“ — Aus ihrer Ehe entsprossen eilf Kinder, vier Söhne und sieben Töchter, von denen aber sechs Kinder sehr jung starben, darunter zwei ältere Brüder als unser Kant. Dieser wurde als das vierte Kind am 22. April 1724 geboren und schon an dem nächstfolgenden Tage mit dem Namen Immanuel getauft. Sein einziger Bruder, der am Leben blieb, war das jüngste Kind und eilf Jahre jünger als Immanuel, indem er am 28. Novbr. 1735 geboren wurde. Dieser Johann Heinrich Kant studirte Theologie, betrieb aber besonders die Geschichte und Philologie als seine Lieblingsfächer. Nachdem er als Hauslehrer in mehreren adeligen Familien in Kurland unterrichtet hatte, erhielt er das Rectorat in Mitau und darauf 1780 die Pfarre von Alt- und Neu-Rahden, in welchem Amte er noch vor seinem Bruder 1800 starb. Der speculativen Philosophie war er nicht geneigt, und viele Jahre hatten beide Brüder die nähere Verbindung durch Schriftwechsel aufgegeben, bis sie dieselbe erst seit 1790 wieder anknüpften. Von gleicher Energie waren beide beseelt, die einmal gefassten Pläne

* Diese Auszüge aus der Handschrift von Kant's Mutter sind in dem Actenstücke des Königsberger Kant-Vereins aufbewahrt.

standhaft zu Ende zu führen, eine liebenswürdige Persönlichkeit, die der ältere in so hohem Grade besass, wird auch dem Bruder nachgerühmt, nur dass der letztere rascher zugriff, wo der Philosoph in besonnener Milde alles abwägend nur mit bedächtiger Vorsicht handeln wollte.

Von den drei Schwestern Kant's war Regina Dorothea älter, Maria Elisabeth und Catharina Barbara jünger als Immanuel. Die ältere starb unverheirathet, die beiden jüngeren wurden anspruchslose Ehefrauen einfacher Bürger ihres Standes, und nur die jüngste, Frau Theuer, überlebte ihn. Kant war der Wohlthäter aller seiner Geschwister und deren Kinder noch viele Jahre bei seinem Leben; sie wurden die Haupterben seines Nachlasses.

In dem elterlichen Hause war die Erziehung streng fromm, sie war abhängig von dem Einflusse des damals in Königsberg herrschenden milden Pietismus, dem Vater und Mutter in treuer Ergebenheit anhängen und dessen strengere Anforderungen sie nicht bloß mit dem Munde bekannten, sondern auch in ihrem Leben als strenge Richtschnur zum Handeln überall wählten. Kant sprach einst mit warmem Gefühle gegen Rink* über dies Verhältniss seiner Eltern: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit,“ sagte er, „und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Missmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte auch der blosse Beobachter wurde unwillkührlich zur Ach-

* A. a. O. S. 13.

tung hingerissen. Noch entsinne ich es mich,“ setzte er hinzu, „wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt: aber dessenungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, dass der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird.“ Nach solcher Herzensergießung fügte Kant noch gern andere Charakterzüge seiner Eltern hinzu, die sowohl eben so seine kindliche Liebe als die reine Gesinnung jener bezeugten. Aber das Bild seiner Mutter stand ihm doch noch lebhafter vor Augen, als der Vater, er selbst versicherte überdies oft, seine Mutter sey ihm im Äusseren auf eine ausserordentliche Weise ähnlich gewesen, selbst bis auf den platten Bau der sonderbar eingebogenen Brust. Ihre zärtliche mütterliche Liebe scheint sie besonders diesem Sohne gewidmet zu haben, den sie oft in die freie Natur führte, und auf diesen Spaziergängen auf allerlei Erscheinungen der Natur aufmerksam machte und in herzlicher Zusprache von der wunderbaren Macht Gottes zu erklären versuchte. Die scharfe Beobachtungsgabe des Kindes, seine stets rege Wissbegierde, seine leichte Fassungskraft bewogen die Mutter ihren Gewissensrath, den von seinen Zuhörern überaus hoch geschätzten Dr. Franz Albert Schultz* über die Erziehung ihres Sohnes zu befragen, der bis dahin nur den Elementar-Unterricht in der vorstädtischen Hospital-

* Schultz, geboren zu Neu-Stettin 1692, zuerst Feldprediger, dann Pfarrer in Rastenburg und Stolpe, war seit 1731 als Pfarrer an der altstädtischen Kirche und Consistorialrath in Königsberg angestellt. Im J. 1732 wurde er ordentlicher Professor der Theologie und 1733 Director des *Collegium Fridericianum*; er starb den 19. Mai 1763. Seine sehr bemerkenswerthen Einrichtungen im Landschulwesen, in welchen er von König Friedrich Wilhelm I. kräftigst unterstützt wurde, erhalten ihm ein bleibendes Andenken im Lande Preussen.

schule genossen hatte. Schultz hatte gerade die Leitung des *Collegium Fridericianum* übernommen, und da er in dem aufrichtigen Knaben trotz der ihm stark anklebenden Schüchternheit überwiegende Fähigkeiten entdeckte, so rieth er angelegentlich zum Studium der Theologie, wodurch er dem Herzenswunsche der liebenden Mutter entgegen kam. Dies entschied aber auch zugleich über die Wahl der gelehrten Schule; er wurde in seinem zehnten Lebensjahre 1733 der von jenem verehrten Theologen geleiteten Lehranstalt übergeben, ungeachtet diese die entfernteste von der Wohnung seiner Eltern war.

Das *Collegium Fridericianum* stand damals im allgemeinen Rufe der Begünstigung des Pietismus, der nicht nur von dem Director der Anstalt ausging, sondern seit der Stiftung dieser Anstalt durch Dr. Heinrich Lysius bei der Wahl der meisten Lehrer geleitet hatte. Unter dem Director hatten damals die specielle Aufsicht über den Unterricht und die Erziehung der Schüler die Inspectoren Schiffert und Strobel. In der besonderen Kirche dieser Anstalt wurden die gottesdienstlichen Handlungen von dem nachmaligen Pfarrer Steinkopf und Dr. Rau verrichtet. Ausserdem musste Kant mit seiner Mutter die eigenen Betstunden des Professors Schultz fleissig besuchen, weil dieser sie auf das dringendste seinen ihm näher stehenden Zuhörern empfahl. Hier musste Kant jedes Mal von der dem Christen dringenden Nothwendigkeit festgesetzter Betstunden und der geflissentlichen Aufsuchung des Termins gänzlicher Bekehrung, von dem glorreichen Kampfe des Christen bis zu seinem endlichen Durchbruche hören: aber der warme fromme Ausdruck, mit welcher zuversichtsvoll diese Lehren verkündigt wurden, die lautere Rechtschaffenheit des Lehrers machten einen unauslöschlichen Eindruck auf das jugendliche Gemüth des Immanuel. Sie gaben seiner Moral eine unerschütterliche Strenge, die er zuerst praktisch an sich selbst ausübte, bevor er sie als Lehrer systematisch entwickelte: aber sie führten auch zu

einem näheren Verhältnisse mit Schultz*, durch welches Kant erst die völlige Sicherheit erlangte, seiner bald entschiedenen Neigung zum Studiren treu folgen zu dürfen. Schultz wurde ein Wohlthäter gegen Kant's Eltern, ohne durch seine Unterstützung ihrer Ehrliche zu nahe zu treten. Diese waren nach der eigenen Äusserung Kant's damals nicht so arm, dass sie Mangel leiden durften oder dass sie durch Noth und Nahrungssorgen gedrückt wären. Sie verdienten soviel, als sie für ihr Hauswesen und die nothdürftige Erziehung ihrer Kinder gebrauchten: aber das jährliche Geschenk des Brennholzes durch Schultz, das er den Eltern überdies noch unentgeltlich anfahren liess, verstattete eine bessere Unterstützung der Studien des älteren Sohnes. Wenn Schultz daher bei seinen nicht seltenen Besuchen im elterlichen Hause auf die Talente des Sohnes aufmerksam machte, ihre Ausbildung dringend empfahl, so war dies für die ganze Familie eine Anweisung zur Förderung der Gott wohlgefälligen Bestrebungen Immanuel's. Kant wünschte aus inniger Dankbarkeit noch in seinen späteren Lebensjahren dem Wohlthäter in seinen Jugendjahren ein Ehrendenkmal in seinen Schriften zu setzen, wie er es selbst nannte: aber die rasch zunehmende Hinfälligkeit seines Körpers verhinderte die Ausführung dieses Planes wie so mancher seiner anderen literarischen Aufgaben.

Während des siebenjährigen Schulunterrichts auf dem *Collegium Fridericianum* erlernte er die Lateinische Sprache unter Heydenreich und Fuhrmann, die Griechische und Hebräische unter Stephan Schulz, dem nachmals durch seine Reisen in Asien und Afrika bekannt gewordenen Missionsprediger. In der Geschichte und in der Französischen Sprache empfing er vom Lehrer Wilde den Unterricht, in der Geographie von Schultz und Rogowski, in der Mathematik von Siehr und in der Logik von Cuchlovius und Hein. Über den Unterricht in der Mathematik

* Wasianski S. 87 — 90.

und Logik konnte Kant in seinen späteren Jahren nicht ohne Lachen sprechen. „Diese Herren,“ äusserte er gegen seinen vormaligen Mitschüler Cunde, „konnten wohl keinen Funken, der in uns zum Studium der Philosophie oder Mathese lag, zur Flamme bringen.“ „Ausblasen konnten sie ihn wohl,“ erwiderte der sehr ernste Cunde. Ueberhaupt erwähnte Kant keines näheren Verhältnisses mit seinen Lehrern auf der Schule ausser dem zum Director. Nur sprach er mit vieler Dankbarkeit von Heydenreich, dass dieser Lehrer es besonders verstanden habe, bei der Lectüre der Classiker durch gelegentliche Erläuterungen den Umfang der Kenntnisse seiner Schüler zu erweitern und für die Richtigkeit und Bestimmtheit ihrer Begriffe zu sorgen.

Durch Heydenreich gewann auch Kant auf den oberen Classen eine besondere Vorliebe für das Studium der Römischen Classiker, so dass er lange Stellen aus den gelesenen Dichtern, Philosophen, Rednern und Geschichtschreibern seinem Gedächtnisse so einprägte, dass er sie noch in späten Jahren ohne Anstoss hersagen konnte und oft damit überraschte. Namentlich war dies der Fall mit *Lucretius de natura rerum**. Aber die gemeinschaftliche Begeisterung für die Schriftsteller des Alterthums führte auch zu einer engeren Verbindung mit seinen beiden Mitschülern David Ruhnken aus Stolpe und Martin Cunde aus Königsberg, von denen jener als einer der grössten Philologen seiner Zeit die Universität Leyden ein halbes Jahrhundert zierte, dieser unter vielen Hauslehrerstellen zerknickt zuletzt als Rector der Stadtschule in Rastenburg eine kümmerliche Laufbahn schloss. Sie kamen wöchentlich mehre Male zusammen, um gemeinschaftlich solche Lateinische Schriftsteller zu lesen, die nicht in den Kreis der damaligen Schullectüre gehörten, und zwar nach den besten Ausgaben, indem Ruhnken, als der Vermögendere

* Rink, Tiberius Hemsterhuys und David Ruhnken, Königsberg 1801, S. 81. Vergl. mit Rink Ansichten über Kant S. 19 — 20 und Borowski S. 25 — 26 und 161.

unter ihnen, dieselben herbeischaffte. Sie entwarfen gemeinschaftlich Pläne für spätere literarische Unternehmungen, die damals noch für alle drei die philologische Richtung haben sollten, so dass sie auch die Latinisirung ihrer Namen in *Cundeus*, *Cantius* und *Ruhnkenius* beschlossen*. Diesen Plan hat nur der Letzte zur Ehre der Wissenschaft ausgeführt, wiewohl Kant auf anderer Laufbahn ihn noch weit überragt hat. Als ein schönes Denkmal gegenseitiger Hochachtung dient Ruhnken's Brief an Kant vom 10. März 1771**, den er, wie alle seine Briefe aus dieser Zeit, in Lateinischer Sprache schrieb, da er durch seinen dreissigjährigen Aufenthalt in Holland seine Muttersprache fast verlernt hatte. Nur einige Stellen mögen aus demselben hier eingerückt werden, um als gegenseitiges Zeugniß für beide grossen Männer zu sprechen.

„*Anni triginta sunt lapsi, cum uterque tetrica illa quidem, sed utili tamen nec poenitenda fanaticorum disciplina continebamur. Erat tum ea de ingenio tuo opinio, ut omnes praedicarent, posse Te, si studio nihil intermisso contenderes, ad id, quod in litteris summum est, pervenire. Cui tantae expectationi, quid Te satisfecisse dicam, qui illam ita viceris, ut omnium, quos sive patria, sive Germania adeo habet, philosophorum luminibus offecisse videre.*“ Und das schrieb Ruhnken bereits 1771 und aus den entfernten Niederlanden, die in philosophischen Studien sich gerade nicht beeilten, von neuen wissenschaftlichen Untersuchungen sogleich Kenntniss zu nehmen. „*Quo mihi fuit gratius et jucundius ex communi amico, Wilkesio***, intelligere, mei memoriam ne post tantum quidem temporis intervallum apud Te exolevisse.*

* Borowski S. 27 und Rink Ruhnken S. 81—83.

** Abgedruckt bei Rink a. a. O. S. 267—71.

*** Wilkes war ein gemeinschaftlicher Freund, der nach Russland gegangen war, hier die Stelle eines Erziehers der Fürsten Wolchonski erhalten und diese auf ihren Reisen durch Europa begleitet hatte. Er lebte auch späterhin als ein Pensionär dieses fürstlichen Hauses in dessen Palaste zu Moskwa.

*Ego quoque de Te, mi optime Cante, saepe multumque cogitavi, crebrius mihi credo cogitaturus, si quod centies optavi ingenii Tui monumenta videre potuissem. Verum quaecumque Germanico sermone scripta sunt, raro aut nunquam (eine merkwürdige Stelle über den damaligen mangelhaften literarischen Verkehr zwischen Deutschland und den Niederlanden) ad Batavos afferuntur. Teneo librorum Tuorum argumenta e diariis literariis, et laudibus quibus ornantur delector. At nihil nisi dissertationem de Evidentia vidi, semel mihi ostensam a peregrinatore Borusso. Omnino Vos, qui patria potius quam communi eruditorum lingua scribendum putatis, parum aut famae Vestrae consulitis, aut exterorum utilitati. Audio Te multum tribuere philosopho Anglorum populo, eique placere malle quam ceteris gentibus ad humanitatem excultis. Quod facis merito et me approbante. Quin igitur Latine scribis, praesertim cum magnam hujus rei facultatem jam diu consecutus sis, et gens, cui tantopere faves, Te vicissim miretur et in oculis ferat? Batavi tametsi illud philosophiae genus, quod nuper Germania celebravit, fastidiunt velut barbarum et expers elegantiae de priscis fontibus ductae, tamen non dubito, quin libros Tuos Latine scriptos sint cupidissime lecturi, quippe qui severitatem metaphysicam temperes venusti ingenii lepore et suavitate.“ Ruhnken schliesst diesen Brief mit dem Wunsch: *Vale, Vir eximie, et Tibi pro certo persuade, Te a me ita observari, ut Tui, quam ego sum, studiosiorem habeas neminem. Tu quoque facies, ut brevi Tuae litterae, quae veterem amorem nostrum alant et confirment, ad me perferantur.“**

Die Studien beider Männer waren indess in ihren reiferen Jahren so auseinander gegangen, dass eine Fortsetzung dieses von Ruhnken lebhaft gewünschten Briefwechsels nicht gefunden wird. Als bleibender Vortheil seines Studiums der Alten ergab sich aber für Kant, ausser der bewährteren Geschmacksbildung eine grosse Gewandtheit im lateinischen Styl, die sich nicht nur in seinen in

dieser Sprache geschriebenen Dissertationen bemerken lässt, sondern auch in allen seinen späteren amtlichen Handlungen, welche diese Sprache erforderten, von seinen Amtsgenossen mit grosser Anerkennung gerühmt wird. Dass Ruhnken sie schon bedeutsam in dem letzten Schuljahre Kant's fand, haben wir oben aus dem Briefe ersehen.

Nächst den genannten Schulgenossen, mit welchen der vertrautere Umgang nach der Schule durch die Entfernung jener aufhören musste, knüpfte Kant noch während des Schulbesuchs eine engere Verbindung mit zwei Jünglingen an, die bis an das Lebensende derselben ununterbrochen bei dem gemeinschaftlichen Wohnorte fortgesetzt wurde. Dies waren David Georg Kypke und Johann Gottlieb Trummer. Jener in demselben Jahre mit Kant geboren, hatte auch fast gleichzeitig mit ihm die Universität bezogen: aber die akademischen Würden und Ämter erreichte der Letzte früher. Schon im J. 1744 erwarb derselbe die philosophische Doctorwürde und 1755 trat er in die ordentliche Professur der Orientalischen Literatur an der hiesigen Universität: er starb bereits 1779. Kypke versicherte oft, dass bei ihrer früheren Verbindung keiner wohl die Ahnung gehabt hätte, dass Kant das philosophische Lehrfach ergreifen würde, weil er gerade zu diesem auf der Schule nicht die mindeste Neigung verspürte. Trummer liess sich als Arzt in Königsberg nieder, erlangte bald eine sehr ausgebreitete Praxis, und sein wohlwollender Charakter erwarb ihm den ehrenwerthesten Ruf: er verstarb im Januar 1793. Mit diesem Freunde allein behielt Kant die Gewohnheit des traulichen Dutzens bei.

Doch ehe noch Kant seine Schulbildung vollendet hatte, verlor er seine Mutter am 18. Decbr. 1737. Er betrauerte ihren Tod mit der innigsten Wehmuth, und selbst in seinen spätern Lebensjahren vermochte er kaum der tiefsten Rührung sich zu enthalten, wenn er seinen vertrauten

Umgebungen erzählte*, wie seine Mutter durch freundschaftliche Hingebung ihren frühen Tod sich zugezogen habe. Eine von ihr zärtlich geliebte Freundin war mit einem Manne verlobt worden, von dem sie eine gegenseitige Liebe hoffte, wie sie ihm mit der herzlichsten Zuneigung ergeben war. Aber sie wurde getäuscht, ihr Verlobter wurde treulos und vermählte sich bald darauf mit einem andern Frauenzimmer. Von Gram und Schmerz geplagt, fiel die Getäuschte in ein lebensgefährliches hitziges Fieber; sie weigerte sich, die ihr dargebotenen Heilmittel zu nehmen, weil sie ihr zu widerlich wären, weil sie zu sterben wünsche. Kant's Mutter, die sie auf ihrem harten Krankenlager pflegte, versuchte alle Überredungskünste, um ihre Freundin zur Annahme der Arznei zu bewegen. Da alles fruchtlos ist, glaubt sie nicht besser ihren Zweck zu erreichen, als selbst den Löffel Arznei zu nehmen, den die Kranke bereits an ihre Lippen gebracht, aber dann zurückgestossen hatte. Alsbald aber wird sie von Ekel und kaltem Schauer überfallen, die Einbildungskraft erhöht noch mehr ihren gereizten Zustand, als sie an der kranken Freundin Flecken über den ganzen Körper bemerkt und diese für Petechien zu erkennen glaubt. Von der Überzeugung ergriffen, dass sie ihren Tod am Krankenlager gesucht habe, verfällt sie noch an demselben Tage in ein gleiches Fieber und hat in wenigen Tagen ihr Leben als Opfer treuer Freundschaft geendet.

Die Vermögensumstände seines Vaters schienen sich nach dem Tode der Mutter zu verschlechtern, aber ein Oheim mütterlicher Seite, Namens Richter, ein recht wohlhabender Bürger, wiewohl er nur das Schuhmacher-Handwerk betrieb, nahm sich seit dieser Zeit des so viele Hoffnungen erweckenden Neffen an, unterstützte ihn während seiner ganzen Studienzeit und gewährte zuletzt noch die nothwendigen Kosten zur Erlangung der ersten akademischen Würde. —

* Wasianski a. a. O. S. 94—95.

Aus seiner Jugend erwähnte Kant sonst keine bemerkenswerthen Umstände, als dass er durch Zerstretheit und Vergesssamkeit namentlich in den ersten Schuljahren sich mancherlei Strafen zugezogen habe. So habe er einst auf dem Wege nach der Schule bei einem Spiele mit befreundeten Knaben seine Bücher niedergelegt und sey nach beendigtem Spiele, ohne sich daran zu erinnern, in die Lehrstunden gegangen. Erst in der Schule selbst zum Gebrauch der Bücher aufgefordert, seyen ihm die Sache und der Ort, wo er die Bücher niedergelegt, zur Erinnerung gekommen. — Aber dabei zeigte er keine Hülfslosigkeit oder Verzagttheit, wenn er in augenblickliche Gefahr kam, und eine muthige Besonnenheit fand sich in dem schüchternen Knaben, die weit über seine Jahre und sonstige Lebensweise hinausging. Davon zeugt folgendes Beispiel aus seinem achten Lebensjahre. Er war auf einen gefällten Baumstamm gegangen, der quer über einem mit Wasser gefüllten breiten Graben lag. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als der Baum durch die Bewegung sich unter seinen Füßen herumzurollen und er selbst schwindlig zu werden anfing. Ohne Gefahr ins Wasser zu fallen, konnte er weder stehen bleiben, noch sich umkehren. Er fasste also genau nach der Richtung des Holzes einen festen Punct am anderen Rande des Grabens scharf ins Auge, lief, ohne nach unten zu sehen, längs dem Stamme gerade auf den Punct hin und gewann glücklich das entgegengesetzte Ufer.

Zu Michaelis 1740, also noch vor seinem zurückgelegten siebzehnten Lebensjahre, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, anfänglich in der Absicht Theologie zu studiren, wohl auch von dem Gedanken geleitet, dadurch am besten das Andenken seiner geliebten Mutter zu ehren. Er selbst hatte in dem von Borowski* ihm vorgelegten Entwurfe seiner Biographie eingeschrieben. „Übrigens bekannte Kant sich noch zur Theologie, insofern doch

* A. a. O. S. 31.

jeder studirende Jüngling zu einer der oberen Facultäten, wie man's nennt, sich bekennen muss. Er versuchte auch einige Male in Landkirchen zu predigen*: entsagte aber, da er bei der Besetzung der untersten Schulcollegenstelle bei der hiesigen Domschule einem Andern, gewiss nicht Geschickteren, nachgesetzt wurde, allen Ansprüchen auf ein geistliches Amt**, wozu auch wohl die Schwäche seiner Brust beigetragen haben mag.“ Die damalige gute Gewohnheit der Studirenden brachte es mit sich, dass sie, bevor sie mit Ernst die Vorlesungen der von ihnen gewählten Berufsfächer besuchten, in dem ersten Semester, wohl auch in den beiden ersten Semestern nur ausschliesslich mit Vorlesungen aus der philosophischen Facultät sich beschäftigten.

Kant wählte dazu gerade die Mathematik und Philosophie, weil er in diesen noch fast nichts gelernt zu haben glaubte, während für sein Lieblingsfach der Philologie damals sehr schlecht auf der Universität gesorgt war. Gerade diese Wahl entschied über sein literarisches Leben, denn er fand in dem ausserordentlichen Professor Martin Knutzen*** ganz den geeigneten Mann, der in die Wissenschaft einführte und dann zum Selbststudium hinwies. Die gedruckten Arbeiten dieses wackern Gelehrten haben bei der frühzeitigen Unterbrechung durch seinen Tod seinem Namen keine dauernde Ehre erworben, aber um so mehr verdiente er einen rühmlichen Platz als akademischer

* Es war damals allgemeine Sitte in Preussen, dass auch bereits Studirende der Theologie aus den ersten Semestern ihre homiletischen Versuche auf den Kanzeln der benachbarten Landkirchen hören liessen.

** Die Schullehrerstellen galten damals als Übergänge zu den geistlichen Ämtern, und wurden nur an Theologen vergeben.

*** Knutzen war den 14. Decbr. 1713 zu Königsberg geboren, er erhielt schon in seinem ein und zwanzigsten Lebensjahre eine ausserordentliche Professur der Logik und Metaphysik, unterlag aber seinen angestregten Arbeiten, nachdem er kaum das sieben und dreissigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, am 29. Jan. 1751. Vergl. Buck, Lebensbeschreibung der verstorbenen Preussischen Mathematiker, S. 83. u. flg.

Lehrer in den Jahrbüchern der Königsberger Universität. Er las über alle Fächer der philosophischen und mathematischen Wissenschaften. Diesem schloss sich Kant ganz an, indem er den vollständigen Kreis seiner Vorlesungen nicht nur mit dem angestrengtesten Fleisse hörte, sondern auch in häufigen Privatgesprächen Erläuterungen über ihm aufgestossene Schwierigkeiten und Hilfsmittel für selbstständige Fortsetzung dieser Studien forderte. Durch Knutzen wurde Kant zuerst mit Newton's Werken bekannt gemacht, die reichlich ausgestattete Bibliothek des Lehrers stand ihm wie die eigene zu Gebote. Aber Knutzen erlebte es auch noch, wie die reich ausgestreute Saat in dem guten Boden in kurzer Zeit stattlich aufging, denn Kant's erstes Werk, „die Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte,“ wurde noch bei Lebzeiten seines anregenden Lehrers und Freundes gedruckt und bezeugte ehrenvoll die Selbstständigkeit seines Urtheils, die Originalität seines Forschungstalentes*.

Neben Knutzen besuchte Kant vorzugsweise die Vorlesungen des Professors Johann Gottfried Teske, welcher seit 1729 die ordentliche Professur der Physik bekleidete und sie fast ein halbes Jahrhundert auf dieser Universität bekleidet hat, indem er in vielen seiner Zuhörer, wie Borowski aus eigener Erfahrung bezeugt, ein dankbares Andenken an seinen sehr belehrenden und vielseitig anregenden Vortrag zurückliess. Von den übrigen Lehrern der philosophischen Facultät, die während der akademischen Laufbahn Kant's hier lehrten und seinen Studien nahe standen, machte er in den späteren Jahren selten eine Erwähnung. Es geht daraus mindestens hervor, dass sie keinen bestimmenden Einfluss auf seine Studien geüßert haben. Es waren dies für die alte classische Literatur Johann Behm, für die Philosophie, namentlich für die praktische Johann Adam Gregorovius und Carl Andreas

* Vergl. Rosenkranz's und meine Bemerkungen über diese Schrift in der Vorrede zu Bd. V, S. VI — XII.

Christiani, für die speculative Johann Georg Bock, der zugleich die ordentliche Professur der Dichtkunst bekleidete, für die Mathematik Christoph Langhansen, zugleich auch ordentlicher Professor der Theologie, für die Geschichte und Beredtsamkeit Coelestin Kowalewski und Coelestin Conrad Flottwell, endlich für die Naturwissenschaften Carl Heinrich Rappolt. Aber nehmen wir den Letzten aus, dessen Namen sowohl durch besonders gedruckte Schriften als durch die Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften ehrenwerth erhalten ist, so war auch kein einziger der genannten Professoren von einem selbstständigen wissenschaftlichen Rufe.

Aber Kant wollte noch auf der Universität die theologischen Studien mit den philosophischen verbinden, besonders dazu durch Rücksichten auf seine Familie bestimmt. In der theologischen Facultät wirkten damals neben Johann Jacob Quandt, welchem Friedrich der Grosse unter allen Deutschen Kanzelrednern eine der ersten Stellen einräumte, der oben schon genannte Langhansen, ferner Johann Heinrich Lysius, Johann David Kypke, Daniel Salthenius, Daniel Heinrich Arnoldt, der Geschichtschreiber der Universität Königsberg, vor allen aber jener in Kant's Familie so hoch geachtete Franz Albert Schultz, der auf die Unterstützung zur gelehrten Erziehung Kant's bereits so günstig eingewirkt hatte. Gerade dieser Professor der Theologie hatte auf der Königsberger Universität die Wolff'sche Philosophie zuerst eingeführt und mit der Theologie in die innigste Verbindung gesetzt. Von ihm soll Wolff selbst gesagt haben „hat mich irgend Jemand verstanden, so ist's Schultz in Königsberg“. Bei Schultz hörte Kant anfangs sehr eifrig die Vorlesungen und namentlich die dogmatischen. Er gab sich selbst das Zeugniß, dass er diesen Vorlesungen ohne Unterbrechung auf das gewissenhafteste beigewohnt, die nachgeschriebenen Hefte fleißig wiederholt und auch im Examinatorium am sichersten geantwortet habe. Aber die pietistische Richtung des

Lehrers entschied bald in Kant zu Gunsten der mathematischen und philosophischen Studien. Seine schon durch ein ernstes Studium befestigte Überzeugung wehrte ihn ab, einer solchen Richtung weiter nachzufolgen, sie entfremdete ihn überhaupt dem ganzen theologischen Studium, weil damals in Ostpreussen die Meinung vorwaltete, dass nur Anhänger der pietistischen Richtung bei der vorherrschenden Ansicht im Königsberger Consistorium zu geistlichen Ämtern gelangen würden.

Kant entschied sich demnach schon in seinen letzten Universitätsjahren für das Schulfach und versuchte sich, sowohl zur Vorbereitung für seinen künftigen Beruf, als auch durch die Beschränktheit seiner Vermögensumstände dazu genöthigt, häufig für geringe Vergeltung Unterricht in den alten Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften zu ertheilen. Der günstige Ruf, den seine Kenntnisse in den letzteren Wissenschaften ihm schon als Student erworben hatten, veranlasste auch, dass mehrere seiner wohlhabenden Commilitonen, weil ihre geringen Vorkenntnisse in jenen Fächern ihnen das Auffassen der Lehrvorträge der Professoren sehr erschwerten, sich an Kant wandten, um mit ihnen Knutzen's und Teske's Vorlesungen zu repetiren. Dadurch gewann Kant zuerst die Gelegenheit, sich in die unterste Laufbahn des akademischen Docenten einzuschulen, aber es erzeugte auch in ihm den Wunsch, nicht von Königsberg, dem Sitze der Universität, sich zu entfernen. Er meldete sich daher zu einer erledigten Unterlehrer- oder Schulcollegen-Stelle an der damaligen Lateinischen Schule im Kneiphofe (dem heutigen Domgymnasium). Denn so beschwerlich dies Amt auch war und durch Überhäufung mit Lehrstunden gegen eine armselige Entschädigung ihn von seinen ernstesten Studien abzuziehen drohte, es gewährte doch das fernere Verbleiben in Königsberg und die Benutzung der vorhandenen Bücherschätze auf der Schlossbibliothek (der jetzt vereinigten königlichen und Universitätsbibliothek), bei den Professoren, in dem Buchhandel. Um so betrübender über-

raschte es ihn, als er bei der Wahl zu dieser Stelle übergegangen und ein ganz unfähiger und unwissender Candidat, Namens Kahnert, ihm vorgezogen wurde. Und doch war es für Kant und die Wissenschaft zum grössten Glücke geschehen, dass er dieser täglichen Abstumpfung durch Elementar-Unterricht entrissen wurde, bei welchem er nicht einmal die Freude hätte geniessen können, die geförderten Schüler auf ihrer weiteren geistigen Entwicklung zu begleiten.

Aber die bürgerlichen Verhältnisse trübten sich für Kant in dieser Zeit noch mehr, als sein Vater am 24. März 1746 starb. Er schrieb eigenhändig in die Hausbibel zu den dort schon gesammelten Familien-Nachrichten: „den 24. März ist mein liebster Vater durch einen seligen Tod abgefordert worden. Gott, der ihm in diesem Leben nicht hat viel Freude geniessen lassen, lasse ihm dafür die ewige Freude zu Theil werden.“ Kant sollte nun auch für die kleinsten Bedürfnisse des häuslichen Lebens Sorge tragen; dazu bot ihm der in Königsberg ertheilte Privatunterricht nicht die ausreichenden Mittel dar, er musste sich entschliessen, das geliebte Königsberg zu verlassen und in Hauslehrerstellen die weitere Vorbereitung für ein akademisches Lehramt durchzuführen. Dazu riethen ihm auch seine näheren akademischen Freunde, mit denen er den grössten Theil seines Lebens in enger Verbindung blieb, Wlömer, Heilsberg und Kallenberg, alle drei Juristen, die aber später ins Cameralfach übergingen*. Die ersten beiden waren aus dem Preussischen Litthauen gebürtig und hatten ihm überhaupt eine besondere Vorliebe für diesen Volksstamm eingeflösst. Kant wollte im Allgemeinen bei den Litthauern hervorstechende geistige Anlagen und namentlich einen besonde-

* Wlömer verstarb als Geheimer Finanzrath in Berlin; Heilsberg und Kallenberg lebten später als Rätthe bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Königsberg.

ren Hang zur Satyre bemerkt haben, obgleich dieselben sich selten zum Lachen geneigt fühlen sollten*. Ausser diesen und den vorhin schon genannten Schulgenossen Trummer und Cunde hatte Kant nur noch einen näheren Universitätsfreund, Namens Freytag, der anfänglich in einem unbedeutenden Schulcollegen-Amte lebte und dann als Pfarrer in das nur eine Meile von Königsberg entfernte Kirchdorf Neuhausen versetzt wurde, und hier bis an sein Lebensende (1790) häufig Besuche seines Freundes empfing.

Das Hauslehrerleben, welchem Kant nicht weniger als neun Jahre widmen musste, trat er zuerst bei dem reformirten Pfarrer Andersch in Judschen in der Nähe von Gumbinnen an. Er selbst urtheilte über seinen Beruf als Erzieher junger Kinder sehr ungünstig, er äusserte sogar, dass es in der Welt vielleicht nie einen schlechteren Hofmeister als ihn gegeben habe. Welche hohe Bedeutsamkeit er auf eine zweckmässige Erziehung der Jugend legte, beweisen seine Vorträge über Pädagogik, die im Bde. IX. unsrer Ausgabe aufgenommen sind, aber mit der grössten Offenherzigkeit gestand er seinen späteren Tischgenossen, dass er die von ihm erkannten Vorschriften der Erziehungskunst sich niemals hätte aneignen können. Und doch sollte dieses längere Leben in fremden Familien, die verschiedenartigen geselligen Beziehungen, denen er sich hingeben musste und die er bald meisterhaft sich unterwarf, die vielfachen Anforderungen, welche sein Beruf als Erzieher an ihn machte und die gewissenhafte Pflichterfüllung, mit welcher er denselben zu entsprechen sich bemühte, einen ausserordentlichen Einfluss auf sein gesamm-

* Allgemeine Satyre, die persönliche Ausfälle streng vermied, wurde von Kant überaus geschätzt und als ein wichtiges Erhebungsmittel des menschlichen Geistes hoch gehalten. Mehr als einmal fühlte K. im heiteren Gespräche zu dem Urtheile sich hingezogen: „kein Metaphysiker würde in der Welt jemals so viel Gutes stiften können, als Erasmus von Rotterdam mit seinen Satyren bewirkt habe.“

tes späteres Leben gewinnen, und vorzugsweise die bewundernswerthe Vielseitigkeit seines Geistes entfalten.

Von Judschen kam er zu der Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Arensdorf bei Mohrungen, die nachmals bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's III. in den Grafenstand erhoben wurde. In diesem Verhältnisse verweilte er mehrere Jahre*, und die Verbindung mit seinen Zöglingen löste sich nicht auf, als Kant das Haus verliess, indem einer derselben ihm späterhin als Pensionär in sein Haus gegeben wurde und bis zu seinem Eintritt in den Militärstand bei ihm verblieb. Wohl ist es der Erinnerung werth und in nicht zu weit hergeholte Verbindung mit Kant's freisinniger Betrachtung der bürgerlichen Standesverhältnisse und der menschlichen Freiheit gestellt, wenn gerade seine Zöglinge aus dieser Familie zu den ersten Gutsbesitzern Preussens gehörten, die freiwillig das Band der Gutsunterthänigkeit für ihre Bauern lösten und darüber noch im Grafendiplome die königliche Anerkennung erhielten.

Zuletzt trat er als Hauslehrer in die Familie des Grafen Kayserling zu Rautenburg ein, der den grössten Theil des Jahres sich in Königsberg aufhielt. Seine Gemahlin, eine geborne Reichsgräfin von Truchsesz zu Waldburg, eine höchst geistvolle Frau, welche damals als die Tonangeberin für die Gesellschaft der höheren Stände Königsbergs galt, fasste bald die grossartigen Anlagen des Erziehers ihres Sohnes nach ihrem vollen Werthe auf. Kant wurde dadurch nicht nur in den Mittelpunkt des höheren geselligen Lebens seiner Vaterstadt hineingezogen, sondern er erschien bald als die belebende Seele desselben, und eine auf gegenseitige Hochschätzung wahrhaft begründete Verbindung mit dieser Familie verblieb dem Philosophen selbst dann noch, als die ernstesten und anhaltendsten

* Es ist durchaus unrichtig, wenn man Kant auf dieser einen Hauslehrerstelle hintereinander neun Jahre verleben lässt, wie Rink a. a. O. S. 27.

Arbeiten für seine Kritiken ihm die Lust an grösseren Gesellschaften verleiteten. In diesem Hause eignete Kant sich den Ton des feinen Umgangs an, den er für sein ganzes Leben festhielt. Obwohl er die ungemessenen conventionellen Höflichkeitsformen nicht gern ertragen mochte, einen anmaassenden vornehmen Ton eben so im Leben wie in Schriften als unausstehlich hasste, so gefiel er sich doch in allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens, des Lehrers und des Schriftstellers den fein gebildeten Mann in Handlung und Ausdruck durchblicken zu lassen, der eben sowohl Übereilungen zu vermeiden wusste, wie er mit wahrer Humanität meisterhaft selbst gegen rohe Angriffe und Verletzungen seine Zunge und Feder beherrschte. Die Kunst des gefälligen Erzählens, mit der er auch weniger Gebildete auf eine überraschende Weise zu fesseln verstand, darf gleichfalls als eine Frucht seines damaligen geselligen Umgangs angesehen werden, da der mannigfachste Stoff aus der Französischen, Italienischen und Englischen Literatur, wie aus den Wechselfällen des politischen Lebens die tägliche Nahrung für die Tischgespräche im Kayserling'schen Hause gab und Kant täglich neu reizte, durch angestrengte Lectüre sich dieses Stoffs zu bemeistern und seiner lebhaft verarbeiteten Behandlung neue Ansichten abzugewinnen. Diese Tischunterhaltungen in fortwährendem Wechsel über Gegenstände der Wissenschaft und der Tagsgeschichte wurden von dieser Zeit ab seine liebste, späterhin fast seine einzige Erholung, der er auch bei der grössten Hinfälligkeit seines Greisenalters nicht völlig entsagen mochte.

III.

Funfzehn Jahre als Privatdocent.

1755—70.

Der ländliche Aufenthalt seines Hauslehrerstandes hatte eben so wenig als der glänzende Umgang im gräflichen Hause den frühe gefassten Plan auf ein akademisches Lehramt verändert, seine Ausführung nur ein wenig aufgehaltten, aber dafür dieselbe auch um so gereifter bewirkt. Durch Unterstützung eines wohlwollenden Verwandten, eines einfachen Gewerbsmannes, Namens Richter, der aus seinem Wohlstande schon 9 Jahre früher einen Theil der Druckkosten für die Bekanntmachung des ersten literarischen Versuchs gespendet, konnte Kant die Promotion und Habilitation in der philosophischen Facultät bestreiten. Seine Probeschrift *de igne**, die er kurz vor Abschluss seines einunddreissigsten Lebensjahres am 17. April 1755 der Facultät vorlegte, entlockte dem beurtheilenden Sachkenner, seinem ehemaligen Lehrer Teske, die Äusserung, dass er viel aus ihr gelernt habe: Kant erhielt die Doctorwürde am 12. Juni 1755 mit einstimmigem Beifalle der Mitglieder der Facultät. Bei dem öffentlichen Promotionsactus war ein überaus zahlreiches Auditorium von angesehenen Männern versammelt, wie es selten bei solchen aka-

* Diese Abhandlung habe ich zuerst aus dem Originalmanuscript, wie es sich in den Acten der philosophischen Facultät vorfindet, in Band V dieser Ausgabe S. 233—54 abdrucken lassen: vgl. daselbst Vorrede XIII. XIV.

demischen Feierlichkeiten zu geschehen pflegt. Es galt also diese Aufmerksamkeit dem bereits in höherer Achtung stehenden jungen Gelehrten. Kant sprach in der gewöhnlichen Einleitungsrede solcher Actus vom leichteren und gründlicheren Vortrage der Philosophie; Borowski selbst besass diese Rede handschriftlich. Noch in demselben Sommerhalbjahr vertheidigte er öffentlich, um die Erlaubniss zu Vorlesungen sich zu erwerben, seine Abhandlung: *principiorum primorum cognitionis metaphysicae** u. s. w.: es geschah am 27. Septbr.

Mit dem Wintersemester 1755 begann er die Reihe seiner akademischen Vorlesungen über Mathematik und Physik, jene nach Wolf, die letztere nach Eberhard's Naturlehre, und trug sogar mit theilnehmendem Interesse die Lehren von der Fortification und Pyrotechnie vor. Diese Vorträge liess er in den ersten zehn Jahren in regelmässiger Folge neben den philosophischen fortgehen, welche er vorzugsweise auf Logik, Metaphysik, Moral-Philosophie und philosophische Encyklopädie ausdehnte. Für die Logik gebrauchte er zuerst den Leitfaden von Baumeister, dann von Meier; die Metaphysik las er anfänglich gleichfalls nach Baumeister, dann nach Baumgarten**. Jedoch bediente er sich aller dieser Lehrbücher nur zur allgemeinen Übersicht des Materials, und um an den vorgezeichneten Gedankengang im Lehrbuche die Entwicklung seines eigenen leichter anzuknüpfen. Das eigentliche Lehrwerkzeug für seine Vorlesungen bildeten kleine beschriebene Zettel, auf welchen Namen und einzelne Gedanken verzeichnet waren, sehr selten von einer vollständigen Ausführung begleitet***. Diese brachte er in das Audito-

* Abgedruckt in Bd. I dieser Ausgabe S. 1—44.

** Über Baumgarten und Meier vergl. Rosenkranz's Geschichte der Kant'schen Philosophie, S. 51 u. 54.; über Crusius S. 61.

*** Solche Zettel finden sich aus den verschiedensten Zeiträumen seines akademischen Lebens noch in seinem Nachlasse auf der Königsberger Bibliothek aufbewahrt.

rium mit und liess dann seine lebhafteste Gedankenentwicklung ihren freien Lauf geben. Beispiele aus den verschiedenartigsten Schriftstellern und Wissenschaften, aus der Lebenserfahrung, Menschen- und Völkerkunde, wie aus der Tagesgeschichte, boten in mannigfachem Wechsel einen unerschöpflichen Stoff zur Erläuterung seiner Ansichten dar. Aber er versagte sich auch nicht die reizende Beimischung von Scherz, Laune und Witz, wo es der vorgetragene Gegenstand nur verstatten mochte.

Daher übertraf ein höchst günstiger Erfolg in der Aufnahme seiner Vorlesungen von Seiten seiner Zuhörer alle seine Erwartungen. Schon im nächstfolgenden Jahre war sein geräumiges Auditorium von Zuhörern überfüllt, und ihre dichtgedrängte Zahl konnte nach dem durchaus glaubhaften Zeugnisse Borowski's, eines seiner ältesten Schüler, schon damals nicht immer Aufnahme finden, wie denn später in der Zeit seiner allgemeineren Anerkennung nicht selten Zuhörer im Vorhause vor dem Auditorium seinen Vortrag aufzufassen sich bemühten. Es geschah bald auch Aufforderungen an ihn, Vorlesungen zu halten, die er nicht in dem Lectionsverzeichnisse angekündigt hatte. So ersuchten ihn im J. 1759 mehrere in Königsberg studirende Curländer, über den deutschen Styl Vorträge zu halten. Er lehnte diesen Antrag als einen ihm nicht angemessenen ab und empfahl zur Übernahme desselben seinen jüngeren Freund Borowski. Aber bald darauf hielt er vor Russischen Officieren, die während fünf Jahre des siebenjährigen Krieges ihre Standquartiere in Königsberg hielten, Vorträge über einzelne Gegenstände der Physik und physischen Geographie. Seine angestrengte Docententhätigkeit nöthigte ihn damals, die Lehrstunden Vormittags und Nachmittags zu vertheilen. Ausserdem führte er noch die Aufsicht über einige in seinem Hause wohnende junge Edelleute, unter denen einer seiner früheren Zöglinge aus der Familie von Hülsen und ein Herr von Bredlow in späteren Jahren noch von ihm genannt zu werden pflegten. Anderweitigen Privatunterricht erteilte er

in dieser Zeit nur mit seltenen Ausnahmen, und auch dann wohl nur zur Zeit der akademischen Ferien. In solchen freien Wochen hielt er sich während der ersten Docenten-Jahre bisweilen auf dem zwei Meilen von Königsberg entfernten gräflichen Schlosse Capustigall auf, um dort die jungen Grafen Friedrich Ludwig, Friedrich Karl und Wilhelm Franz von Truchsess-Waldburg zu unterrichten.

Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte unterdess, ausser einigen kleineren Abhandlungen in den Königsbergischen Nachrichten* und einigen Programmen zur Ankündigung seiner halbjährlichen Vorlesungen**, sich auf eine sehr bemerkenswerthe Weise in seiner „allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ gezeigt (1755)***. Kant selbst legte einen solchen Werth auf diese Schrift, dass er von ihrer öffentlichen Bekanntmachung die günstigsten Erwartungen für seine Anstellung bei der Universität hegte. Er dedicirte sie deshalb seinem Landesherrn, Friedrich dem Grossen, welchen Schritt er bei seinem sonstigen bescheidenen Zurücktreten im öffentlichen Leben gewiss nicht gewagt haben würde, wenn er nicht in dieser selbstständigen Forschung eine würdige Empfehlung für seine Leistungen erblickt hätte. Auch am Rande seines Lebens hatte er sein Urtheil über diese Schrift nicht geändert, wie er dies bei der Übersetzung von W. Herschel's Abhandlungen über den Bau des Himmels durch Gensichen bethätigte (1791), welcher er einen authentischen Auszug aus diesem seinem Jugendwerke anhängen liess†. Wenige Monate nach dem Erscheinen je-

* Wir haben sie im Bande VI unter Nr. I, II u. V. geliefert; vergl. da selbst meine Vorrede.

** Sie sind abgedruckt in Bd. V, Nr. IV, in Bd. VI, Nr. VI, und in Bd. I, Nr. II.

*** Abgedruckt in Bd. VI, wo meine Vorrede S. VII u. VIII weiter nachzulesen ist.

† Vergl. Rosenkranz's Gesch. d. K. Ph. S. 131—35.

nes Werkes gab das denkwürdige Erdbeben von Lissabon eine neue Gelegenheit, seine ausgebreiteten Kenntnisse in den Naturwissenschaften: in der Geschichte und Naturbeschreibung dieses Erdbebens zu entwickeln, während eine Verordnung Friedrich's des Grossen vom 24. Decbr. 1749 gleichzeitig nöthigte, im April 1756 noch einmal öffentlich zu disputiren. Denn es sollte kein Privatdocent früher zu einer ausserordentlichen Professur vorgeschlagen werden, bevor er nicht dreimal über eine gedruckte Abhandlung disputirt hätte. Er schrieb zu diesem Zwecke *de monadologia physica**.

Nachdem er auf solche Weise für seinen literarischen Ruf gesorgt und sein Lehrtalent für die Universität auf eine unzweifelhafte Weise bekundet hatte, meldete er sich im April 1756 zu der durch den Tod seines Lehrers Knutzen erledigten ausserordentlichen Professur der Mathematik, Logik und Metaphysik. Aber sein Wunsch wurde nicht erfüllt, indem die Regierung, vielleicht durch den nahe drohenden Ausbruch des Kriegs bestimmt, überhaupt den Entschluss fasste, die ledig gewordenen ausserordentlichen Professuren nicht mehr besetzen zu wollen.

Zwei Jahre darauf trat durch den Tod des Professors Dr. Kypke des älteren auch für die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik die Vacanz ein, und Kant bewarb sich nach der damaligen Sitte wiederum persönlich um diese Stelle (am 14. Decbr. 1758). Die Preussische Regierung hatte damals bereits ein Jahr lang die Provinz Preussen den Russen überlassen, und der Russische Generalleutenant Nikolaus von Korff stand als Gouverneur an der Spitze der vereinigten Militär- und Civilverwaltung. Für jenes Lehramt trat noch als Concurrent Dr. Buck auf, der noch länger als Kant in der Mathematik und in der theoretischen Philosophie als Privatdocent gelehrt und die Mehrzahl der Stimmen in der philosophischen Facultät

* Abgedruckt in Bd. V unter Nr. III; vergl. meine Vorrede daselbst XIV.

für sich gewonnen hatte. Kant's alter, so oft ihm schon bewährter Freund, der theologische Professor F. A. Schultze, nicht ohne Einfluss bei dem Russischen Gouverneur, wünschte ihn zu dieser Professur zu befördern. Aber ihre geistigen Bahnen waren zu sehr von einander entfernt, ein häufiger Verkehr fand zwischen ihnen nicht mehr statt, und Schultze's Gewissenhaftigkeit wollte doch keinen akademischen Lehrer empfehlen, von dessen religiöser Überzeugung er Nachtheile für die Universität befürchten müsste. Er liess daher Kant zu sich einladen und fragte ihn dann mit feierlichem Ernste; „Fürchten Sie auch Gott von Herzen?“ Erst nach der unumwundenen Versicherung von Seiten Kant's versprach er ihm seine bereitwillige Mitwirkung, wünschte jedoch, dass er über ihre gegenseitige Verhandlung das tiefste Stillschweigen beobachten sollte. Aber so bald sollte Kant's gerechte Erwartung noch nicht erfüllt werden, er erhielt von dem Russischen Gouverneur am 28. Decbr. 1758 eine abschlägige Antwort, und Buck rückte in die ordentliche Professur ein.

Noch zwölf Jahre blieben dem grossen Manne für das beschränkte Leben eines Privatdocenten bestimmt, in welchem er selbst den grössern Theil des fünften Jahrzehends seines Lebensalters zubringen musste. Den Kreis seiner Vorlesungen dehnte er zwischen den Jahren 1760 und 1769 noch auf natürliche Theologie oder Religionsphilosophie, Anthropologie und physische Geographie aus, die er seitdem in regelmässiger Folge wiederholte. Nebenbei hielt er noch Specialvorträge zur Kritik der Beweise für das Daseyn Gottes und über die Lehre von dem Schönen und Erhabenen, nachdem er über beide Gegenstände seine Untersuchungen durch den Druck bekannt gemacht hatte*. Ein lebendiges Bild von dem Eindruck, den

* „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes“ 1765, abgedruckt in unserer Ausgabe Bd. I, S. 161 — 286. „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ 1764, abgedruckt in unserer Ausgabe Bd. IV, S. 397 — 463, womit zu vergleichen ist Vorrede S. V — X.

damals schon Kant's Vorlesungen auf geistvolle Jünglinge machten, giebt uns Herder, der bei allem geistigen Antagonismus, wie er sich zwischen den beiden grossen Männern späterhin gestaltete, seine grosse Ehrfurcht vor dem tiefen Geiste seines Lehrers, vor dem Scharfsinne in der Beweiskraft desselben und vor der edlen Wahrheitsliebe in dessen Forschungen und Untersuchungen nie verhehlte.

Herder studirte in Königsberg von Michaelis 1762 bis zu demselben Zeitabschnitte im J. 1764. Er hörte bei Kant Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie*. Ein gleichzeitiger Zuhörer dieser Vorlesungen, mit Herder befreundet, der durch seine gelungene Übersetzung der *Georgica* des Virgil bekannte Kriegsrath Bock, schrieb darüber nach Herder's Tode an dessen Gemahlin: „Kant liess ihn alle seine Vorlesungen unentgeltlich hören. Mit gespannter Aufmerksamkeit fasste er jede Idee, jedes Wort des grossen Philosophen auf und ordnete zu Hause Gedanken und Ausdruck. Oft theilte er mir diese seine Nachschrift mit, und wir besprachen uns darüber in einer abgelegenen Sommerlaube eines wenig besuchten öffentlichen Gartens an der Alt-Rossgärtischen Kirche. Einst in einer heiteren Frühstunde, wo Kant mit vorzüglicher Geisteserhebung, und wenn die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mann sich über Zeit und Ewigkeit mit seinen kühnen Hypothesen ergoss. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon betroffen, dass, als er nach Hause kam, er die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Haller'n Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte,

* Herder's Leben, in seinen Werken zur Philosoph. u. Gesch. Bd. 20, S. 56 u. flg. zu verbinden mit Bd. 22, S. 122 u. flg., wo auch der einzige erhaltene Brief Herder's an Kant abgedruckt ist, S. 148 — 54.

war eben so betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor“*.

Herder selbst schrieb nach dreissigjähriger Entfernung von Königsberg, nachdem schon mehr als zehn Jahre Missverständnisse über die Recension seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ihn von Kant getrennt hatten, doch jene schöne Stelle in den Briefen zur Beförderung der Humanität **. „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene zum Denken gebaute Stirne war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floss von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Newton's, Keppler's, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniss der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Cabale, keine Secte, kein Vortheil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den

* Wahrscheinlich ist dieses das Gedicht, dessen Kant in einem Briefe an Herder gedachte, worauf Herder in jenem noch erhaltenen Briefe an Kant erwiederte: „Lassen Sie doch das dunkle rauhe Gedicht, an das Sie gedenken, in seiner Nacht umkommen.“

** Originalausgabe 1795, Sammlung VI, Brief 79, S. 168; in den Werken, zur Philosophie u. Gesch. Bd. 14, Brief 49, S. 47.

mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüthe fremd. Dieser Mann, den ich mit grösster Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant: sein Bild steht angenehm vor mir.“ Und kurz vorher, nachdem er erzählt hat, wie Kant zu seinem ihn besuchenden Freunde gesagt habe: wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken,“ fährt Herder fort: „Unnennbar schön und nützlich wäre es gewesen, wenn diese reine Absicht Kant's von allen seinen Schülern (von den Besseren und Besten ist es geschehen) erkannt und angewandt worden wäre. Das Salz, womit er unsern Verstand und unsere Vernunft abreibend geschärft und geläutert hat, die Macht, mit der er das moralische Gesetz der Freiheit in uns aufruft, können nicht anders als gute Früchte erzeugen“*.

* Wenn man damit vergleicht, was in Böttiger's literarischen Zuständen und Zeitgenossen, Bd. I, S. 127 — 33 als von Herder selbst aus seiner Jugendgeschichte erzählt angeführt wird, so kann man nicht anders annehmen, als dass Böttiger's Schwatzhaftigkeit Mancherlei oberflächlich angehört, und dann in wohlgefälliger Medisance aus eigener Phantasie weiter ausgesponnen habe. Herder, der Wahrheitsfreund, konnte so mit sich selbst nicht in Widerspruch gerathen, zumal auch alles Übrige, was über die Königsberger Universität in damaliger Zeit dort gesagt wird, nur in das Gebiet der Fabelei oder Verläumdung gehört. Borowski wird z. B. Schüler des Herder im *Collegium Fridericianum* genannt, und das soll Herder erzählt haben; aber Borowski war vier Jahre älter als Herder und wurde bereits in demselben Monate Feldprediger, als Herder die Universität Königsberg bezog. Herder soll gesagt haben: „vor Allen ein Gott strahlte Kant schon damals auf dem Katheder: aber er sprach viel confuses Zeug unter einander.“ Solche geistlose Behauptungen sind Herder'n auch nicht einmal im Zorne entfahren. Dahin gehört denn auch die lächerliche Erzählung Böttiger's, dass Kant dem damals zwanzigjährigen (nicht neunzehnjährigen) Herder bei seinem Abgange nach Riga den Rath gegeben habe, er sollte doch nicht so viel über Bücher brüten, sondern vielmehr seinem Beispiel folgen. Er sei sehr gesellig, und nur in der Welt könne man sich bilden. (Kant aber las damals täglich mindestens vier Stunden, und mit welchem unermüdlichen Eifer betrieb er seine vielseitigen

In diese Zeit gehört auch der lebhaftere Verkehr Kant's mit Johann Georg Hamann, der namentlich in dem Studium der alten Classiker und der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Englischen Literatur die gemeinschaftlichen Berührungspunkte darbot. Sonst war die geistige Bildung nach Anlage und Entwicklung in beiden Männern so verschieden, dass ein vertrautes geistiges Zusammenleben schon dadurch für eine längere Dauer unmöglich wurde. Die besonnene Ruhe, die Klarheit des Geistes, das gründliche Durcharbeiten der einmal ernst unternommenen Studien, welche Kant's Auftreten als Schriftsteller und Lehrer, wie im bürgerlichen Leben bezeichnen, vermochten nicht sich zu vereinigen mit der springenden Auffassungsmanier des genialen Glaubensphilosophen, der überall mehr kostete als vollständig auffasste, oft in enthusiastischem Rausche von dem Genossenen sich begeisterte, und dann wieder fast mit wegwerfender Kälte das früher hoch Erhobene verhöhnte und von sich stiess.

Die Nachrichten, welche uns über den geistigen Umgang beider Männer aufbehalten sind, befinden sich in Hamann's Schriften, da Kant's Nachlass auch nicht die geringste Notiz darüber liefert und ein fortgesetzter Briefwechsel als begleitender Commentar der Lebensereignisse, wie wir ihn von Hamann besitzen, bei Kant's grosser Abneigung gegen das Briefschreiben fehlt. Denn nur in Geschäften und zur Erläuterung seiner eigenen Ansichten oder seiner Urtheile über die Arbeiten Anderer sehen wir Kant sorgfältig seine Correspondenz-Pflicht erfüllen, in

gen Studien, wenn er auch nicht alle Freuden des geselligen Lebens verschmähte!) „Wirklich“ erzählt der gesprächige Herr Böttiger, „war damals der Herr Magister Kant der galanteste Mann von der Welt, trug brodirte Kleider, einen *postillon d'amour* und besuchte alle Coterien.“ Das muss heissen, in die Wahrheit zurückübertragen: Kant trug einfache, aber saubere und anständige Kleidung und erschien bisweilen in den Gesellschaften, in welchen er, durch seinen Hauslehrerstand früher eingeführt, durch seine geistvolle Unterhaltung als ein belebendes Organ stets gern gesehen wurde.

allen anderen Beziehungen aber Jahre lang verschieben, um sie dann gänzlich aufzugeben. Diese Nachrichten beginnen mit einem langen Briefe* vom 27. Juli 1759 aus Königsberg datirt, in welchem Hamann sich vollständig zeichnet, wie er war, was er dachte, was er wollte und nicht wollte: er verspricht am Schlusse die Antwort auf diesen Brief selbst abholen zu kommen. Er erwähnt dieses Schreibens in einem Briefe an J. G. Lindner in Riga vom 18. Aug. 1759 und nennt es eine Granate, die aus lauter kleinen Schwärmern bestand; aber er setzt auch hinzu, dass er den kleinen Magister sehr liebe und hochschätze. Dagegen tadelt er in einem Briefe an Lindner vom 12. Oct. auf eine harte Weise die eben angeführte Abhandlung Kant's über den Optimismus, welche seiner Religionsphilosophie völlig entgegenstand. Er schreibt: „seine Gründe verstehe ich nicht, seine Einfälle aber sind blinde Junge, die eine eilfertige Hündin geworfen. Wenn es die Mühe lohnte, ihn zu widerlegen, so hätte ich mir wohl die Mühe geben mögen, ihn zu verstehen.“ Doch sagt er in demselben Briefe*: „Ja, dies ist meines Herzens Wunsch, mit dem Magister Kant nicht Paragraphenweise, sondern das Ganze, was man geschrieben und gelebt zu überlegen, damit das Tumultuarische nicht das Gute ersticke. Sind wir aber nicht Kinder am Verstande? Wir ersticken am Ungeziefer und getrauen uns Kameele zu verschlucken. Wir sind zu ungeduldig und flatterhaft, seidene Fäden durch das Nadelöhr zu treffen und fordern Schiffseile.“ Am 7. Novbr. 1759 berichtet er an Lindner und trifft in Wahrheit die richtige Bezeichnung seines Verkehrs mit Kant: „Herr Magister Kant wird erst heute Ihren Brief erhalten; ich werde zu ihm gehen. Wir stehen so mit einander, dass ich bald eine sehr nahe, bald eine sehr entfernte Verbindung mit ihm zu haben voraussehe.“

* Abgedruckt in Hamann's Schriften, Bd. I, S. 429 — 45.

* Hamann's Schriften, Bd. I, S. 495.

Darauf folgt ein Brief an Kant selbst aus diesem Jahre ohne genauere Angabe des Tages*: „Geehrter Freund! Dieser Name ist nicht ein leeres Wort für mich, sondern eine Quelle von Pflichten und Entzückungen, die sich auf einander beziehen. Aus diesem Gesichtspunkte werden Sie die Beilage beurtheilen. Es gehört nicht immer ein Scheffel Salz zu dem Bündnisse, das man Freundschaft nennt. Ich schmeichle mir also, dass ich mit dem Handvoll abkommen werde, womit ich gegenwärtigen Brief habe würzen müssen. Ihr Stillschweigen über gewisse Dinge, wo die Redlichkeit einem Stummen die Zunge lösen würde, ist eine Beleidigung für mich, die ich eben so wenig erklären kann, oder so schlecht erklären muss, als Sie meine auffahrende Hitze. Ich habe Lust an dem Werke zu arbeiten, davon die Rede unter uns ist. Für einen einzigen ist es zu schwer, und zwei sind besser als drei. Wir möchten auch vielleicht von einigem Geschicke dazu seyn, und von einem Zuschnitte, der zusammenpasste. Wir müssen aber unsere Schwächen und Blößen so genau kennen lernen, dass keine Eifersucht noch Missverständniss unter uns möglich ist. Auf Schwächen und Blößen gründet sich die Liebe und auf diese die Fruchtbarkeit.“ „Einigkeit gehört also zu unserem Entwurfe. Die darf nicht in Ideen seyn und kann darin nicht gesucht noch erhalten werden, sondern in der Kraft und in dem Geiste, dem selbst Ideen unterworfen sind; wie die Bilder des rechten und linken Auges durch die Einheit des Gesichtsnervs zusammenfliessen“ u. s. w. Aber Hamann fühlte sich bald gereizt, Kant's Aufnahme kam ihm nicht zur vollen Befriedigung entgegen. Obwohl er ihn noch in den Sokratischen Denkwürdigkeiten**, die 1759 zwar geschrieben wurden, indess erst zu Anfang des Jahres 1760 herauskamen, unter den Zweeen begrüsst

* Hamann's Schriften Bd. I, S. 504 — 14.

** Hamann's Schriften Bd. II, S. 1 — 50 u. Roth's Vorrede S. V u. VIII.

(der andere war Berens), „die seine Freunde sind und deren parteiisch Lob und parteiischer Tadel ihm gleich angenehm seyn werden,“ so war es gerade diese Schrift, die das lebhaft angeknüpfte Verhältniss zwischen Beiden rasch abkühlte, denn Kant konnte den Enthusiasmus nicht theilen, den Hamann selbst für seine Geisteskinder hegte. Es folgten darauf von Hamann, die Wolken ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten und die Kreuzzüge des Philologen. Hamann vermuthete in Kant ohne alle weitere Begründung eine Verbindung oder eine förmliche Aufreizung zu einer hämischen Recension in den Hamburgischen Nachrichten. Die Verbindung wurde ganz abgebrochen. In den zahlreichen Briefen an den gemeinschaftlichen Bekannten*, an J. G. Lindner in Riga, wird Kant aus den Jahren 1760 und 1761 bis zum 7. Novbr. nicht einmal erwähnt, und in dem Briefe von diesem Tage heisst es: und wenn Herr B.(erens) durch Herrn Mag. K.(ant) hätte die Recension bestellen lassen, so hätte sie nicht edler gerathen können. Denn Jakob Böhme bin ich in den Augen dieser Leute immer gewesen.“

Erst im Jahr 1763 änderte sich diese Stimmung, ohne in ein ganz günstiges Verhältniss zurückzukehren. Denn er schreibt noch am 26. Jan. 1763 an Lindner: „Weymann** hat Kant's einzig möglichen Beweisgrund zur Demonstration vom Dasein Gottes widerlegt. Ich habe das Manuscript ein wenig von vorn und hinten angesehen. Letzterer hat Ursache, sich vor seinem Gegner zu fürchten“ (würde das bei der Bedeutungslosigkeit Weymann's wirklich Hamann's Ernst gewesen sein, wenn er damals schon leidenschaftslos über Kant geurtheilt hätte?) „und

* Lindner war früher Colleague bei der Domschule in Königsberg gewesen, bevor er das Rectorat der Domschule in Riga übernahm. Er kehrte im Sommer 1765 als ordentlicher Professor der Dichtkunst nach Königsberg zurück und starb in diesem Amte 1776.

** Er stand als Lehrer, nachmals als Rector bei der altstädtischen Lateinischen Schule in Königsberg (dem jetzigen altstädt. Gymnasium), war aber als Gelehrter bedeutungslos.

verdient eine exemplarische Ruthe.“ Darauf fährt er jedoch noch in demselben Briefe fort. „Vor einigen Wochen schon einen Brief an Nicolai angefangen, worin ich den Mag. Kant dem Verfasser der philosophischen Schriften empfohlen, mit der Versicherung, dass unser Landsmann ein Mann ist, der die Wahrheit eben so sehr liebt, als den Ton der guten Gesellschaft.“ Am 1. Febr. 1764 meldet er an Lindner: „Kant hält jetzt ein Collegium über Mathematik und physische Geographie für den General Meyer (er war damals Chef des Dragoner-Regiments in Königsberg) und seine Officiere, das ihm viel Ehre und Nutzen bringt; er speisst fast täglich dort und wird mit einer Kutsche zu seinen Vorlesungen abgeholt. Durch einen Strudel gesellschaftlicher Zerstreungen fortgerissen, hat er eine Menge Arbeiten im Kopfe: Sittlichkeit, Versuch einer neuen Metaphysik, einen Auszug seiner Geographie und eine Menge kleiner Ideen, von denen ich auch zu gewinnen hoffe. Ob das wenigste eintreffen wird, muss ich noch immer zweifeln.“ Für die Königsberger Zeitung, an der er mit Kant gemeinschaftlich Theil nahm, schrieb er wenige Wochen später eine interessante und in seiner Art recht anerkennende Recension über Kant's Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*; schon am 1. Febr. schreibt er darüber an Lindner, er will diese Schrift ein wenig umständlich und vorzüglich recensirt sehen. Durch Hamann's Aufenthalt in Curland während der J. 1765, 1766 bis zum Febr. 1767 wurde der neu angeknüpfte häufigere persönliche Verkehr wieder unterbrochen.

Unterdessen hatte Kant in seinem Docenten-Berufe äusserst thätig gewirkt, der Kreis seiner Zuhörer vermehrte sich mit jedem Semester, und namentlich schlossen die damals zahlreich in Königsberg studirenden Curländer und Liefländer sich enger an ihn an. Er fuhr in dieser Zeit

* Sie erschien in der Zeitung vom 30. April 1764 und ist wieder abgedruckt in Hamann's Schriften Bd. III, S. 269 — 79.

noch fort, eine genauere Tutel über einige junge Leute zu übernehmen, deren Leitung in den Studien und im bürgerlichen Leben ihm von den Eltern und Vormündern besonders anvertraut war. Unter diesen zeichneten er den Johann Friedrich von Funk aus Curland aus, der leider schon während seiner Universitätszeit in Königsberg starb und seinem befreundeten Lehrer zu jenem rührenden Trosts schreiben „an eine Mutter bei dem Tode ihres Sohnes“ Veranlassung gab*. Seine Vorlesungen erwarben sich in dieser Zeit auch immer einen stärkeren Beifall bei älteren Männern, die der gewöhnlichen Bildungszeit lange entwachsen waren. Dies zeigte sich nicht nur bei dem Officiercorps in dem Regimente des Generals von Meyer und bei mehren Beamten und Privatleuten, die einen bleibenden Aufenthalt in Königsberg genommen hatten: es wurden selbst ältere Ausländer veranlasst, für kürzere Zeit ihren Wohnsitz nach Königsberg zu verlegen, lediglich in der Absicht, bei Kant Vorlesungen zu hören. Ein Polnischer Gutsbesitzer, Namens von Orsetti, der beträchtliche Güter im Königreiche Polen besass, kam mehrere Winter hinter einander nur zu diesem Zwecke nach Königsberg, während er im Sommer zu seinen gewohnten landwirthschaftlichen Beschäftigungen zurückkehrte. Kant erinnerte sich noch im späten Alter mit lebhaftem Vergnügen des regen wissenschaftlichen Eifers dieses wackern Mannes.

Über seine literärische Thätigkeit in diesen Jahren giebt Rosenkranz ausführlichere Nachrichten**. Wir wollen aus dieser Zeit hier nur seine Preisarbeit für die Berliner Akademie der Wissenschaften herausheben, weil sie zuerst eine grössere Aufmerksamkeit auf den Königsberger Philosophen in der Hauptstadt des Preussischen Staates und selbst bei dem Ministerium bewirkte. Die Preisfrage

* Es erschien am 6. Juni 1760, und ist abgedruckt in unsrer Ausgabe Bd. VII, S. 125—34, vergl. meine Vorrede zu diesem Bde. S. X.

** Geschichte der Kant'schen Philosophie, S. 130—150.

erheische eine Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral. Moses Mendelssohn erhielt den ersten Preis, Kant das Accessit. Gleichzeitig kamen nach Berlin Nachrichten von dem sehr günstigen Erfolge seiner Vorlesungen auch ausserhalb des Kreises der Studirenden. Unter den vier Mitgliedern des Preussischen Etats-Ministeriums in Königsberg war selbst für Kant eine vortheilhafte Stimmung, ihn bei der Universität in eine öffentliche Professur zu befördern, und Kant's grosse Gewandtheit in vielen wissenschaftlichen Fächern verleitete zu der Ansicht, es werde ihm mit jeder Professur in der philosophischen Facultät gedient seyn. Es war bereits im Juli 1762 durch den Tod des Professors Bock die Professur der Dichtkunst erledigt worden. Die Kriegsereignisse hatten die Besetzung dieser Professur verzögert, und auch nach dem errungenen Hubertsburger Frieden war bei dem Andrang der Geschäfte manche Angelegenheit, wenn sie weniger in die allgemeine Verwaltung eingriff, oder nicht zur Wiederherstellung der stark angegriffenen Staaten gehörte, in den Hintergrund geschoben. Inzwischen hatten sich mehrere Competenten zu dieser Stelle gemeldet und namentlich jener oben angeführte Rector Lindner aus Riga. Dessenungeachtet geschah von Berlin aus durch das Justiz-Ministerium, dem damals die Oberaufsicht über die Universitäten im Preussischen Staate übertragen war, eine Anfrage über Kant, wiewohl er selbst sich gar nicht zu dieser erledigten Professur gemeldet hatte. Dies Ministerial-Rescript erscheint zu charakteristisch für Kant und die Zeit, als dass es dieser Biographie nicht nach seinem vollen Inhalte einverleibt werden sollte. Es ist gerichtet „an die Preussische Regierung“*,

* Die Preussische Regierung im engeren Sinne für die Provinz Preussen wurde damals durch vier Etats-Minister gebildet, den Landhofmeister, den Kanzler, den Oberburggraf und den Ober-Marschall, die gleichzeitig als Präsidenten der höchsten Rechts- und Verwaltungsbehörden dieser Provinz angestellt waren. Diese Centralverwaltung dauerte bis 1804.

aus welcher ein Minister das Curatorium der Königsberger Universität führte:

„Uns ist ein gewisser dortiger Magister, Namens Immanuel Kant, durch einige seiner Schriften bekannt geworden, aus welchen eine sehr gründliche Gelehrsamkeit hervorleuchtet; ob aber derselbe zugleich die nöthigen Gaben eines öffentlichen Lehrers zum Vortrag, und in der Deutschen und Lateinischen Poesie sich hervorgethan, auch Neigung habe, diese Stelle anzunehmen? darüber habt Ihr Euch noch erst näher zu erkundigen und hiernächst von denen eingezogenen Nachrichten pflichtmässig zu berichten; im Fall aber derselbe weder die erforderlichen Fähigkeiten zu dieser Stelle besitzen, noch solche anzunehmen geneigt seyn sollte, Euch zu bemühen, dazu andere hinlänglich qualifizierte Subjecta in pflichtmässigen Vorschlag zu bringen.“ Berlin, den 5. August 1764. Auf Special-Befehl; unterzeichnet v. Fürst, v. Münchhausen.

Kant selbst glaubte für diese Professur keinen Beruf zu haben, um sie auch nicht auf eine kürzere Zeit anzunehmen und sie späterhin gegen eine angemessenere zu vertauschen. Es war mit derselben überdies die Censur aller Gelegenheitsgedichte und die höchst lästige Verpflichtung verknüpft, bei allen akademischen Feierlichkeiten selbst als Dichter im Namen der Universität aufzutreten*. Kant that daher nicht nur keinen Schritt bei der akademischen Behörde, um die Unterstützung des Ministeriums für sich zu benutzen, sondern er lehnte geradezu die Übernahme dieser Professur ab und empfahl sich nur für eine günstigere Gelegenheit. Darauf erfolgte wiederum auf Special-Befehl der vom Justizminister und Grosskanzler v.

* Lindner, der statt Kant diese Professur dringend wünschte und auch erhielt, wurde von dem akademischen Secretär, noch ehe er Riga verlassen hatte, dringendst unter dem 7. Dec. 1764 aufgefordert, als designirter *Professor Poeseos*, das Carmen zu dem *Programma Festivum* (Weihnachtsfest) und zwei Deutsche Carmina für das königliche Krönungsfest und den Geburtstag des Königs mit erster Post einzuschicken. Vergl. Hamann's Schriften, Bd. III, S. 306—7.

Fürst unterzeichnete Bescheid an die Preussische Regierung: „Dessen ungeachtet sind wir nicht weniger gnädigst entschlossen, den M. Immanuel Kant zum Nutzen und Aufnehmen der dortigen Akademie bei einer anderweitigen Gelegenheit zu placiren; und befehlen Euch demnach hiermit in Gnaden, auf was Art solches am füglichsten geschehen könne, befohlenermaassen Uns annoch allergehorsamst anzuzeigen. Berlin, den 24. Octbr. 1764.“

Erst nach dem Verlauf eines vollen Jahres bot sich eine Gelegenheit dar, welche Kant zur Erlangung der ersten fixirten Besoldung benutzte, so gering dieselbe auch war (62 Thlr.). Durch die Resignation des Hofraths Goraiski war das Unterbibliothekariat der Königsberger Schlossbibliothek (die gegenwärtig unter der Benennung der königlichen mit der Universitätsbibliothek vereinigt ist) erledigt, Kant meldete sich zu dieser Stelle am 24. Oct. 1765, und erhielt sie, da er bereits 42 Jahre alt war, durch folgende Cabinetsordre vom 14. Febr. 1766, an die Preussische Regierung gerichtet.

„Nachdem nunmehr Unser Hof-Rath Goraiski Inhalts Eures allergehorsamsten Berichts vom 3. d. M. die bis dahin bekleidete Sub-Bibliothekarien-Stelle bei Unserer dortigen Schloss-Bibliothek nebst der dabei angesetzten jährlichen Besoldung von 62 Thlrn. gänzlich niedergelegt hat; so haben Wir solche, auf den Uns davon geschenen allerunterthänigsten Vortrag, hiermit und in Kraft dieses, dem geschickten und durch seine gelehrten Schriften berühmt gemachten M. Kant, anderweit allergnädigst anvertrauen wollen. Es soll auch dem zu Folge die benöthigte Verfügung aus Unserem General-Directorio getroffen werden, damit die bei dieser Stelle aus Unserer dortigen Land-Renthey vermachte jährliche Besoldung von 62 Thlrn. nach Euerm Vorschlag vom besorstandenen Trinitatis an zu rechnen, gedachtem Mag. Kant in den gewöhnlichen Terminen ausgezahlt werden möge: wegen der ihm in solcher Qualität zukommenden Emolumente hingegen, so wie wegen seiner Verpflichtung

und Introduction, werdet Ihr überall das Erforderliche veranlassen.“ u. s. w.

Berlin, den 14. Febr. 1766.

Friedrich.

von Münchhausen.

Fast um dieselbe Zeit übernahm Kant, bei seiner grossen Vorliebe für die Naturwissenschaften, die Aufsicht über eine sehr ausgezeichnete Privatsammlung von Naturalien und ethnographischen Merkwürdigkeiten, welche einem Commerciennath Saturgus angehörte, der damals unter den angesehensten und reichsten Grosshändlern die erste Stelle einnahm. Königsberg hatte damals ausser dieser Sammlung keine ähnliche von Bedeutung; bei der Universität wurde das zoologische Museum erst über funfzig Jahre später begründet. Dies Naturalien-Cabinet gehörte daher zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und wurde wie so manche Raritätenkammer von Neugierigen aller Art besucht, die durch unverständiges Fragen dem Philosophen diese Stelle bald so verleiteten, dass er sie aufgab.

Kant's bürgerliche Verhältnisse hatten sich inzwischen immer mehr gebessert, seine Vorlesungen wurden nicht nur zahlreicher besucht, sondern er musste oftmals auf dringendes Verlangen unangezeigte Vorlesungen als Privatissima dem ordentlichen Cursus hinzufügen, wie er denn in dieser Zeit solche für den damals in der Königsberger Garnison sich aufhaltenden General Herzog von Holstein-Beck und mehrere Andere hielt. Durch die Einnahmen aus denselben waren bei seinem einfachen Leben die nothwendigen Ausgaben vollständig gedeckt. Für seinen Bücherbedarf sorgte der Buchhändler Kanter, in dessen Hause er damals mehrere Jahre hinter einander wohnte, und auf dessen Vermittelung er auch als Mitarbeiter* bei den von Kan-

* Die einzelnen Aufsätze, die hier zuerst erschienen sind, haben Rosenkranz und ich in den betreffenden Vorreden bereits besprochen; in der chronologischen Folge wird sie das dieser Biographie angehängte Verzeichniss der Schriften liefern.

ter herausgegebenen Königsbergischen wöchentlichen Nachrichten und gelehrten Zeitungen auftrat. Über seine gelehrten Arbeiten aus diesem Jahre geben uns die ersten beiden Briefe an Mendelssohn* interessante Aufschlüsse, in denen auch zugleich der Wunsch zu einer näheren Verbindung mit Sulzer und Spalding mitgetheilt wird. Hamann, der im Februar 1767 wieder nach Königsberg zurückgekehrt war, theilt uns vermittelst seines Briefwechsels beiläufig manche andere Nachricht über Kant mit. Ihre gegenseitige Verbindung ist wieder enger geworden, Hamann verdankte in dieser Zeit Kant's Fürsprache** und thätiger Unterstützung seine Anstellung in den Büreaus der Königsberger Accise-Direction. Ihr gemeinschaftlicher Freund, der Englische Kaufmann Green***, mit dem Kant

* In der ersten Abtheil. dieses Bandes S. 5 — 11 abgedruckt.

** Hamann's Schriften Bd. III, S. 373.

*** Über den Ursprung der Freundschaft zwischen Kant und Green giebt Jachmann a. a. O. S. 77 eine charakteristische Anekdote, welche aber in eine frühere als dort angegebene Zeit fallen muss, da Kant und Green lange vor dem Ausbruche des Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges vertraute Freunde waren, wie dies aus vielen Stellen der Briefe von Hamann und der nachfolgenden Anmerkung* hervorgeht. — Kant soll in einem öffentlichen Garten das Benehmen der Engländer gegen die Amerikanischen Colonien mit Bitterkeit getadelt haben, worauf Green, von Kant bis dahin noch nicht gekannt, auf ihn losgefahren wäre und in der grössten Heftigkeit erklärt hätte, dass er als Engländer in seiner Nation sich beleidigt fühle und blutige Genugthuung durch einen Zweikampf fordere. Der Philosoph wurde durch den entbrannten Zorn des im Nationalstolze verletzten Engländers nicht im Mindesten ausser Fassung gebracht, sondern fuhr ruhig fort mit edler Wärme und so überzeugender Beredtsamkeit die Sache der Amerikaner von rein weltbürgerlichem Standpunkte zu vertheidigen, dass Green endlich ihm freundlich die Hand reichte, ihn denselben Abend nach Hause begleitete und einen Freundschaftsbund für das ganze Leben mit ihm schloss.

* Dies bezeugt Hamann's Zueignungsschrift der Übersetzung von Ferdinando Warner's Beschreibung der Gicht, aus dem J. 1770. „An Herrn Green“, „Ihnen, dem Freunde unseres Kant widme ich diese Übersetzung zu keinem weiteren Gebrauch noch mit irgend einiger Absicht, sondern statt eines Merkmals, wie gerne ich jeden gemeinnützigen Wunsch eines rechtschaffenen Mannes erfüllt sehen und das Meinige dazu beitragen mochte.“ Hamann's Schriften Bd. IV, S. 367.

bis an das Lebensende dieses trefflichen Mannes in vertrautester Verbindung verblieb, half wohl bisweilen die zu sehr auseinander liegenden Richtungen auf einen gemeinsamen und beiden Männern werthen Zielpunkt hinzuleiten. Am 16. Febr. 1767 schreibt Hamann an Herder nach Riga, dass Kant an einer Metaphysik der Moral arbeite, die im Contraste der bisherigen mehr untersuchen wird, was der Mensch ist, als was er seyn soll; wenn sich das erste füglich ohne das letzte im eigentlichen Verstande bestimmen lässt. Am zweiten Pfingstfeiertage 1768 berichtet er an Herder nach Riga, dass Kant in einer Abendgesellschaft bei Green die Behauptung aufgestellt hatte, dass man in der Astronomie keine neue wichtige Entdeckung mehr erwarten könnte wegen ihrer bereits erreichten Vollkommenheit. Am 28. August 1768 erzählt er demselben, wie Kanter einen neuen grossen Buchladen hat einrichten lassen, in welchem neben zwölf Büsten alter Classiker das schön gemalte Bildniss Friedrich's des Grossen aufgehängt wäre. In der Schreibstube des Ladens würden die gemalten Bildnisse ausgezeichneter Deutscher Gelehrter aufgestellt, Moses Mendelssohn, Rammeler, Hippel, Willamov, Scheffner wären schon da, jetzt müsste Kant dem Maler sitzen*, um derselben Auszeichnung theilhaftig zu werden.

Kant's Ruf war unterdessen allmählig auch über die Grenzen des Peussischen Staates ausgebreitet worden. Er erhielt im Herbste 1769 von der Universität Erlangen eine vorläufige Anfrage, ob er sich geneigt fühlte, die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik an der dortigen Universität anzunehmen. Dies Lehramt entsprach völlig der Neigung des Philosophen, so dass er, da noch alle Aussicht fehlte, ihn zu einer angemessenen Professur in Kö-

* Es ist dies Bild höchst wahrscheinlich dasselbe, welches noch gegenwärtig in dem Buchladen der Herren Gräfe und Unzer zu Königsberg hängt und Kant in dem Alter zwischen dreissig und vierzig Jahren darstellt.

nigsberg zu befördern, diesmal selbst daran arbeitete, der Einladung ins Ausland Folge zu leisten. Er schrieb darüber an den Professor S. G. Suckow unter dem 25. Oct. 1769 und erhielt von diesem am 29. Novbr. die Antwort: er wäre zu jener Professur mit einem Jahrgelalte von 500 Fl. Rheinl. und 5 Klaftern Brennholz erwählt, der Minister des Markgrafen von Anspach und Baireuth, Freiherr von Seckendorf, habe schriftlich versichert, dass diese Wahl sofort von dem Markgrafen würde bestätigt werden und ausserdem wäre ihm ein Reisegeld von 150 Gulden bewilligt. Unter dem 3. Jan. 1770 schrieb ein Candidat Ziegler, Führer zweier jungen Barone von Rosen und von Löwenwolde in Erlangen, an Kant, dass die Nachricht von seiner Annahme der dortigen Professur die lebhafteste Freude bei den Studirenden dieser Universität erregt habe und man angelegentlichst seine Ankunft erwarte.

In demselben Monate* forderte der Professor der Theologie zu Jena, Ernst Jakob Danovius, ein geborner Preusse, der Kant schon in Königsberg als Lehrer gehört hatte, denselben auf, ein philosophisches Lehramt an der Universität zu Jena zu übernehmen. Die Sächsischen Herzoge als Erhalter ihrer Gesamtuniversität hätten schon seit längerer Zeit die Absicht gehegt, noch eine zweite Professur für die Philosophie zu begründen. Für dieselbe sei Kant bestimmt, und er wäre beauftragt, vorher bei ihm sich wegen der Annahme zu versichern, weil jene Fürsten es nicht gern sähen, wenn eine förmlich von ihnen ausgestellte Vocation abgelehnt würde. Der Gehalt dürfte anfänglich auf nicht mehr als 200 Thlr. schweren Geldes festgestellt, aber auf eine Erhöhung desselben könnte bei entstandenen Vacanzen sicher gerechnet werden, so wie er mindestens gleich anfänglich einer Einnahme von 150 Thlrn. aus Honoraren gewiss sein würde.

Aber beiden ausländischen Vocationen zog er ohne irgend eine Bedenklichkeit die sichere und seinen Forschun-

* Der Brief ist vom 12. Jan. 1770 datirt; Rink a. a. O. S. 37.

gen entsprechende Anstellung im Vaterlande vor, als diese ihm zu gleicher Zeit eröffnet wurde. Die durch den Tod des Oberhofpredigers und Professors Langhansen erledigte Professur der Mathematik wurde Kant angetragen, aber auch gleichzeitig von dem ordentlichen Professor Buck gewünscht, der dafür seine Professur der Logik und Metaphysik abtreten wollte. Kant wählte die letztere noch viel lieber, als die erste, und in wenigen Wochen war die Angelegenheit höchsten Ortes festgestellt, wie nachstehendes Hofrescript* an die Preussische Regierung vom 31. März 1770 erweist:

„Friedrich König u. s. w. Da die durch Absterben des Professors Langhansen erledigte *Professio ordinaria Matheseos* dem fleissigen und geschickten Professor D. Friedr. Joh. Buck dato anvertraut worden; so haben Wir zur Beförderung der Wohlfahrt und des ferneren Aufnehmens der dasigen Universität, allergnädigst gut gefunden, an des letzteren bishero bekleideten Stelle, den M. Immanuel Kant, da selbiger sich auch durch seine bisherigen fleissigen Vorlesungen um besagte Universität verdient gemacht, und durch seine Schriften der gelehrten Welt rühmlichst bekannt geworden, hinwiederum zum *Professore Logices et Metaphysices ordinario*, bei der philosophischen Facultät der Universität, zu bestellen und anzunehmen.“ „Ihr empfangt die, ihm darüber unterm heutigen dato ausgefertigte und von Uns allerhöchst vollzogene Bestallung in Abschrift hieneben, mit dem gnädigsten Befehl, wegen seiner Introduction und sonsten das ferner nöthige zu veranlassen. Berlin u. s. w.“

Auf Special-Befehl

v. Janges. v. Fürst. v. Münchhausen. v. Dorville.

Kant trat dieses Lehramt, womit ein Einkommen von höchstens 400 Thlrn. aus dem fixirten Gehalte und den

* Wald's erster Beitrag zur Biographie des Professor Kant, gedruckt als akademische Einladungsschrift zur Geburtstagsfeier des Königs im J. 1804. Dieser Beitrag ist der einzige geblieben.

Emolumenten verbunden war, nach den Statuten der Universität mit der Vertheidigung der Dissertation *de mundi sensibilis** u. s. w. am 20. August 1770 an, indem er in dieser akademischen Schrift zuerst die Grundzüge seiner Kritik der reinen Vernunft öffentlich bekannt machte. Das Amt des Respondenten aus der Reihe der Studirenden hatte bei diesem akademischen Actus Marcus Herz übernommen, dessen vertrauterer Verhältniss mit Kant die von mir in der ersten Abtheilung dieses Bandes mitgetheilten Briefe auf eine so schöne Weise bezeugen; Herz ging wenige Tage darauf, noch im August, nach Berlin zurück.

* Abgedruckt in unserer Ausgabe Bd. I. S. 301—41. Mendelssohn's Bemerkungen zu dieser Dissertation enthält dessen in der ersten Abtheilung dieses Bandes aus der Handschrift abgedruckte Brief an Kant vom 23. Dec. 1770.

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

IV.

Die ersten zwanzig Jahre seiner Professorthätigkeit. Der grossartige Einfluss seiner literarischen Wirksamkeit. Seine genaue Pflichterfüllung in allen Geschäften seines amtlichen Berufs.

1770 — 1790.

Nachdem Kant endlich in seinem vollendeten sechs und vierzigsten Lebensjahre seinen so lange gehegten Wunsch erfüllt sah, auf der vaterländischen Universität den Lehrstuhl der theoretischen Philosophie zu besitzen, die durch ihn ein neues so schwunghaftes Leben gewann, blieb er auch gegen die ehrenvollsten Einladungen fest entschlossen, seine Heimath nicht mehr zu verlassen. Wenn ein Ruf nach Mitau auch bei einem sehr reichlichen Gehalte damals für ihn keinen Reiz mehr gewähren konnte, so bleibt es um so überraschender, dass auch Halle, die gegen Königsberg mehr als doppelt so grosse Anzahl der Studirenden und selbst die dringendsten Wünsche des von ihm überaus hochgeschätzten Ministers von Zedlitz seinen Entschluss nicht zu ändern vermochten.

Freiherr von Zedlitz, dessen gefeierter Name durch seine grossartigen Verdienste um die intellectuelle Cultur sich für immer in den Jahrbüchern des Preussischen Staates ehrenwerth behaupten wird, hatte gleich in den ersten Jah-

ren nach seinem Eintritt ins Ministerium* die Bedeutsamkeit Kant's für die Universität erkannt. Dies geht aus einem Ministerial-Rescript hervor, welches für die damaligen Zustände der Königsberger Universität sehr bezeichnend ist, zugleich aber auch den ernstesten wissenschaftlichen Sinn des Chefs und sein eifriges Bestreben für das Emporheben der wissenschaftlichen Anstalten bekundet. Ich gebe es daher vollständig aus den Acten der philosophischen Facultät:

„Friedrich, König von Preussen u. s. w. Aus den von der dortigen Universität befohlenermaassen eingesandten Tabellen vom Zustande der Universität ergiebt sich zwar, dass die Vorlesungen ordentlich gehalten werden: über die Einrichtung derselben hingegen ist Verschiedenes zu erinnern befunden worden, welches Wir euch hiermit zur Nachachtung bekannt machen: 1. Es scheint, dass die Professores mit der neuen Literatur ganz unbekannt oder für das Alte so eingenommen sind, dass sie an den Aufklärungen, Reinigungen und Erweiterungen, welche jede Wissenschaft durch den Fleiss der Neueren erhalten, keinen Geschmack finden, da sie fast durchgehends (einige Lehrer und namentlich die Professores Kant und Reusch ausgenommen) über Lehrbücher lesen, welche zu ihrer Zeit gut waren, jetzt aber bei mehrer Erleuchtung der Gelehrten durch bessere Werke längst verdrängt sind. Der theologischen Compendien gar nicht zu gedenken, so werden wohl schwerlich Stryck, Heister, Thummig, Baumeister noch auf irgend einer anderen protestantischen Universität zum Grunde der Vorlesungen gelegt. Wir befehlen Euch demnach den Professores aufzugeben, forthin die Lehrbücher, deren in allen Wissenschaften so viele gute vorhanden sind, sich mit besserer Einsicht zu wählen. 2. Die Lehrer sollen sich zu dem allgemeinen Zwecke verbinden, dass ein junger Mensch auf der Akademie Gelegenheit zum

* Er erhielt das gesammte geistliche Departement und die Oberaufsicht über alle Lehranstalten in den J. 1771 und 1772.

Unterricht in allen hauptsächlich nützlichen Kenntnissen finde. In Zusammenhaltung der Anzeige von gelesenen Collegiis mit dem Catalogo derjenigen, welche für das Winter-Halbjahr angekündigt worden, haben wir gefunden, dass in der Juristen-Facultät kein *Jus Publicum* und *Germanicum*, in der Medicinischen keine Botanik, in der Philosophischen keine vaterländische, Preussische oder Brandenburgische Geschichte gelehrt wird. Ihr werdet Sorge tragen, dergleichen Mängel in Zukunft zu verbessern. 3. Da unsere Landesväterliche Absicht dahin gehet, dass auf unseren Universitäten die Köpfe der Studirenden nicht mit nahrungslosen Subtilitäten verdüstert, sondern aufgeheitert und durch die Philosophie besonders zur Annahme und Anwendung wahrhaft nützlicher Begriffe fähig gemacht werden sollen; so sehen Wir ungern, dass auf dortiger Universität die Crusianische Philosophie, über deren Unwerth die erleuchteten Gelehrten längst einsind, noch gelehrt wird. Dies soll schlechterdings ferner nicht geschehen, und werden die Magistri Weymann und Wlochatius lieber andere Gegenstände zu ihren Vorlesungen wählen, wenn sie sich allzusehr von Crusius Sachen überzeugt haben. So wenig Wir geneigt sind, über individuelle Meinungen herrschen zu wollen, so halten Wir doch für nöthig, der Ausbreitung gewisser allgemeiner nutzenlos befundener Meinungen vorzubeugen. 4. Der Professor Braun muss künftig den Umfang der Wissenschaften, die er vortragen will, reiflich überdenken, und sich der Weitläufigkeit, soviel ihm möglich ist, enthalten. Denn der gedachteste Vortrag ist allemal der kürzeste, und die Beispiele anderer Universitäten zeigen, dass es sehr möglich ist, die Pandekten-Lehre und das Lehnrecht, besonders die *Praxim* (soweit sie auf Universitäten zweckmässig gelehrt werden kann) in einem Halbjahr zu lesen. 5. Weil wir voraussetzen, dass die besagten Tabellen pflichtmässig und wahr sind, so gereicht Uns die angerühmte sittliche Aufführung der dort studirenden Jugend zum Höchsten Wohlgefallen, wobei

ihr aber doch den akademischen Senat alles Ernstes erinnern werdet, in der ihm obliegenden Aufsicht über die Sitten der Studirenden nicht nachlässig zu seyn, als welches Wir, wenn ein solcher Fall zu Unserer Kenntniss gelangen sollte, mit grosser Strenge abnden würden. Auch hoffen wir künftig Anzeigen von eigentlich gelehrten und minder zweideutigen Fleisses Proben als Gelegenheits-Reden sind, zu erhalten, wenn sämmtliche Lehrer, wie sie sollen, das Studium ihrer Wissenschaften stets fortsetzen und bei erweiterten oder berichtigten eigenen Kenntnissen den Zuhörern immer nützlicher werden und denselben wahren Geschmack an den Wissenschaften beibringen. Sind euch in Gnaden gewogen. Gegeben Berlin, d. 25. Dec. 1775.“

Auf Seiner Königlichen Majestät Allergnädigsten Special-Befehl

An die Ost-Preussische
Regierung.

Zedlitz.

Von einer hohen wissenschaftlichen und persönlichen Achtung für den Königsberger Philosophen zeugen die beiden nachstehenden eigenhändigen Briefe* des Ministers Zedlitz, von denen der letzte gleichzeitig die angelegentlichste Berufung Kant's nach Halle enthält. Sie erscheinen eben so als ruhmwerthe Beweise für den Stand der geistigen Bildung und die Humanität des Preussischen Ministers in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als sie schön zurückstrahlen auf die Genialität des akademischen Lehrmeisters, der für sich eine so warme und lebhaftige Anerkennung errang.

Herrn Prof. Kant

zu Kgsbrg Pr.

„Ich höre jetzt ein Collegium über die physische Geographie bei Ihnen, mein lieber Herr Prof. Kant, und das wenigste, was ich thun kann, ist wohl, dass ich Ihnen

* Beide interessante Schreiben sind von dem Director Buck mitgetheilt und befinden sich gegenwärtig als Geschenk desselben in Kant's Nachlass auf der Königsberger Bibliothek.

meinen Dank dafür abstatte. So wunderbar Ihnen dieses bei einer Entfernung von etlichen 80 Meilen vorkommen wird, so muss ich auch wirklich gestehen, dass ich in dem Fall eines Studenten bin, der entweder sehr weit vom Katheder sitzt, oder der der Aussprache des Professors noch nicht gewohnt ist: denn das Manuscript des Herrn Philippi, das ich jetzt lese, ist etwas undeutlich und manchmal auch unrichtig geschrieben. Und er scheint bei manchen Stellen so sehr auf Ihren Vortrag Acht gehabt zu haben, dass er bei vielen wirklich wichtigen Gegenständen nur eben so viel angemerkt hat, dass Sie solche erklärt haben, wie aber — das war eben der Vortheil des nahe-sitzenden Zuhörers, den ich nicht habe. Indess wächst durch das, was ich entziffere, der heisseste Wunsch, auch das Übrige zu wissen. Ihnen zuzumuthen, dass sie Ihr Collegium drucken liessen, das wäre Ihnen vielleicht unangenehm, aber die Bitte, dächt' ich, könnten Sie mir nicht versagen, dass Sie mir zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrags behülflich wären. Und können Sie mir dieses auch gegen die heiligste Versicherung, das Manuscript nie aus meinen Händen zu geben*, nicht gewähren, so diene dieses Schreiben wenigstens dazu, Ihnen die Versicherung zu geben, dass ich Sie und Ihre Kenntnisse ganz unaussprechlich hochschätze, und dass ich mit einer diesen Verdiensten entsprechenden Verehrung bin

Euer Hochedelgeboren

ganz ergebenster Diener

Zedlitz.“

Berlin, d. 21. Febr. 1778.

Wenige Wochen darauf war der Prof. Meier in Halle verstorben, der dort für die Wolf'sche Philosophie mit grossem Eifer und entsprechendem Erfolge gewirkt hatte. Zed-

* In zwei Briefen an Marcus Herz vom 20. Oct. und 15. Decbr. 1778 wird diese Abschrift erwähnt, dass Kraus, Kant's junger Freund und nachmaliger College, auf seiner Reise nach Deutschland, in Berlin dieselbe an den Minister überbringen wird.

litz trug diese Professur sogleich Kant an und wurde durch dessen ablehnende Antwort überrascht, aber nicht zurückgestossen, sondern er erneuerte sein Anerbieten nur noch dringender in folgendem Schreiben vom 28. Mai 1778:

„Ich kann meinen Wunsch, Sie nach Halle zu ziehen, nicht aufgeben. Es ist zu schlimm, dass Ihre Denkungsart mit Ihrem Amte so genau übereinkommt. — Wirklich mein lieber Herr Kant, so lobenswürdig dies an sich ist, so schlimm dünkt es mir, dass Sie mit so vielem philosophischem Kaltsinne eine so calculatorisch-richtige Verbesserung ausschlagen. Und doch wiederhole ich den Antrag, biete Ihnen 800 Thlr. in Halle nochmals an, und bitte Sie, zu erwägen, dass ich jetzt mit nicht ungegründeter Hoffnung eines guten Erfolgs daran arbeite, Halle so empor zu bringen, als es jemals gewesen ist; ich habe jetzt den Herrn Karsten aus Bützow dahin bekommen. Er und der alte Eberhardt sind in Physik und Mathematik ein Paar sehr gute Lehrer (ihre übrigen Talente bedürfen meiner Erwähnung nicht). In der medicinischen Facultät sind Herr Goldhagen, auch in der Chemie Hr. Nietzki und in der Anatomie u. s. w. Herr Meckel vortreffliche und vorzügliche Männer. Herr Thurmann hat den einzigen Fehler der Kränklichkeit, und ich denke nächstens einen sehr grossen Historiker dahin zu ziehen, bei dem man sich blos wundern soll, dass ich ihn bekomme. Die Theologische Facultät ist besser besetzt als irgendwo in Europa, und sollte einer der Alltagsmänner abgehen, so hole ich mir den Herrn Griesbach wieder.

Sehen Sie einmal, wieviel gute Leute, und dann das Centrum vom gelehrten Deutschland, das bessere Klima als dorten an der Ostsee. Ein Mann, der so denkt wie Sie, darf sich auch wohl vorsagen lassen, dass es Pflicht für ihn ist, in einem weiteren Zirkel gemeinnützige Kenntnisse und Licht auszubreiten, darf sich erinnern lassen, dass er einen solchen Ort wählen muss, wo er seine Gaben mehreren mittheilen, wo er mehr Nutzen stiften kann; ich wollte wünschen, dass Leute von Ihren Kenntnissen und

Gaben in Ihrem Fache nicht so selten wären, ich wollte Sie nicht so quälen, ich wollte aber, dass Sie auch die Pflicht nicht verkennten, so viel Nutzen zu stiften, als Sie bei den Ihnen angebotenen Gelegenheiten stiften können, und dass Sie erwägen, dass die in Halle studirenden 1000 bis 1200 Studenten ein Recht haben, von Ihnen Unterweisung zu fordern, deren Unterlassung ich nicht verantworten möchte.

Ich weiss nicht, ob vielleicht Nebenumstände, von denen sich auch der Philosoph nicht trennen kann, Ihnen den Titel eines Hofraths angenehm machen würden, und auf den Fall mache ich mich anheischig, bei des Königs Majestät darauf anzutragen.

Gewähren Sie mir meine dringende Bitte, Sie können dadurch über allen Ausdruck verbinden

Berlin, d. 28. Mai 1778.

Ihren

Herrn Professor Kant
zu Königsberg.

ganz ergebenen Diener
Zedlitz.“

Und doch blieb Kant seiner Vaterstadt treu, und der Minister wusste die beharrliche Gesinnung des Philosophen zu ehren. Keine Gelegenheit liess er vorbeigehen, in welcher er nicht die Universität und die derselben unmittelbar in Königsberg vorgesetzte Behörde darauf aufmerksam machte, welcher grossen Schatz sie in Kant's Lehrerwirksamkeit für sich besässe. Als er in demselben Jahre durch das Hofrescript vom 16. Oct.* allen Professoren auf das gemessenste befahl, ein besonderes Compendium in ihren Vorlesungen als Leitfaden zu gebrauchen, nahm er ausschliesslich Kant davon aus. Bei dem Tode des Seniors der philosophischen Facultät, Prof. Christiani, wurden die nicht durch sein Lehramt von demselben bezogenen Emolumente und Nebenämter vertheilt. Während den andern Professoren dieselben einfach zugewiesen wurden, hiess es in Zedlitz's Rescript von Kant „dem jede Verbesserung so sehr verdienenden Professor der Logik und Meta-

* In den Acten der philosophischen Facultät, General, vol. VI, 1778.

physik“ u. s. w. — Kant, der als Professor fast keine seiner Schriften dedicirte, entgegnete dem so schön und lebhaft ausgesprochenen wissenschaftlichen Eifer des Ministers auf würdige Weise, indem er das erste durch den Druck bekannt gemachte Hauptwerk seines Systems, die Kritik der reinen Vernunft, mit jener einfachen edlen Zuschrift vom 29. März 1781, dem Freiherrn von Zedlitz widmete. „Den Wachsthum der Wissenschaften an seinem Theile befördern, heisst, an Euer Excellenz eigenem Interesse arbeiten; denn dieses ist mit jenem, nicht bloss durch den erhabenen Posten eines Beschützers, sondern durch das viel vertrautere eines Liebhabers und erleuchteten Kenners innigst verbunden. Deswegen bediene ich mich auch des einzigen Mittels, das gewissermaassen in meinem Vermögen ist, meine Dankbarkeit für das gnädige Zutrauen zu bezeigen, womit Eure Excellenz mich beehren, als könnte ich zu dieser Absicht etwas beitragen. Wen das speculative Leben vergnügt, dem ist, unter mässigen Wünschen, der Beifall eines aufgeklärten gültigen Richters eine kräftige Aufmunterung zu Bemühungen, deren Nutzen gross, obzwar entfernt ist, und daher von gemeinen Augen gänzlich verkannt wird. Einem Solchen und Dessen gnädigem Augenmerke widme ich nun diese Schrift, und Seinem Schutze alle übrige Angelegenheit meiner literarischen Bestimmung und bin mit der tiefsten Verehrung“ u. s. w.

Das Verhältniss zwischen dem Minister von Zedlitz und Kant blieb ungetrübt in der reinen Haltung gegenseitiger Achtung, so lange jener hochherzige Staatsmann an der Spitze des Unterrichtswesens im Preussischen Staate stand. Erst als Zedlitz im J. 1788 an Wöllner dies Departement abtreten musste, und bald darauf sich ganz aus dem Staatsdienste auf seine Güter in Schlesien zurückzog, sah sich auch Kant in seiner Lehrfreiheit beschränkt, wie wir weiter unten ausführlicher darstellen werden.

Nach seinem Antritte der ordentlichen Professur hatte Kant die Zahl seiner Lehrstunden beschränkt, indem

er in der Regel nur zweitägig hielt und am Sonnabend denselben noch eine dritte für ein Repetitorium hinzufügte. Sommer und Winter begann er auf gleiche Weise an den vier Wochentagen um 7 Uhr und las bis 9 Uhr, Mittwoch und Sonnabend bis zehn Uhr, wobei er jedoch am Mittwoch erst um 8 Uhr anfang. Den Kreis seiner Vorlesungen erweiterte er späterhin nicht mehr, ausser dass er nach der damaligen Verpflichtung als ordentlicher Professor der philosophischen Facultät ein Publicum über die Pädagogik lesen musste, wenn die Reihenfolge ihn traf*. Die früher genannten Special-Vorlesungen über einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der Metaphysik, der Aesthetik, der natürlichen Theologie und der Mathematik setzte er seit dieser Zeit aus, um mehr Zeit für seine literarischen Arbeiten und zur früheren Vollendung seines philosophischen Systems zu gewinnen. Dies bewog ihn auch, bereits zwei Jahre nach seiner Ernennung als ordentlicher Professor die Stelle eines zweiten Bibliothekars der Schlossbibliothek niederzulegen. Seine Vorlesungen wechselten jetzt in regelmässiger Folge (in je vier und zwei Stunden in der Woche) über Logik, Metaphysik, welche beide Vorträge er nach seinem Amte öffentlich zu halten hatte, über Naturrecht, Moral, natürliche Theologie, Anthropologie und physische Geographie. Mit dem musterhaftesten Fleisse führte er diese Vorträge ohne alle Unterbrechung in jedem Semester durch; Jachmann erwähnt**, dass Kant in neun Jahren, in welchen er seinen Vorlesungen beigewohnt habe, auch nicht eine Stunde hatte ausfallen lassen. Bei seiner genauen Pünktlichkeit blieb selbst die Versäumniß einiger Minuten in einzelnen Lehrstunden fast ohne Beispiel. Die Vorlesungen über physische Geographie, Anthropologie und Moral gewannen eine immer grössere Anzahl von Zuhörern, weil sie für die leicht verständlichsten galten, keine genauere Kenntniss seines Systems voraussetzten und durch

* Vergl. meine Vorrede zu Bd. IX dieser Ausgabe, S. XIV — XVI.

** Biographie Kt's S. 27, 28.

den Reiz des lebhaftesten Vortrags gewürzt wurden. Sie umfassten daher auch am meisten ein gemischtes Publicum, nicht nur aus den Studirenden der vier verschiedenen Facultäten, sondern auch aus den reiferen Männern verschiedener Stände. Sein Vortrag wurde in den späteren Jahren noch freier, immer mehr verschwanden die ausgearbeiteten Bogen und es traten an ihre Stelle nur kleine winzige Blätter, mit denen er im Collegium erschien, wenn es nicht das gewählte Compendium war, in welches er auf dem Rande einzelner Seiten einige Bemerkungen niedergeschrieben hatte. Von den Lehrbüchern behielt er die oben genannten noch bei, nur für die Physik vertauschte er Eberhard gegen Erxleben, Anfangsgründe der Naturlehre.

Das Verständniss seines mündlichen Vortrags war nach seiner eigenthümlichen Methode selbst für diejenigen Wissenschaften, in denen man bei der späteren schriftlichen Darstellung über die Dunkelheit und Schwerfälligkeit des Kant'schen Styls klagte, wesentlich erleichtert. Kant selbst pflegte wohl auf jene Klagen über die Schwierigkeit des Verständnisses seiner philosophischen Schriften zu äussern: „er schreibe eigentlich nur für Denker von Profession, und diesen gewähre eine bestimmte Kunstsprache den Vortheil der Kürze. Überdies schmeichle es auch der Eitelkeit der Leser, hin und wieder auf Dunkelheiten und Missverständnisse zu stossen, die sie durch ihren Scharfsinn lösen könnten.“ Anders war es im mündlichen Vortrag, wo den Zuhörern zuvörderst der Eintritt in die Wissenschaft vermittelt werden sollte. Bei seinen Vorlesungen über die Logik hatte Kant niemals die Absicht, die Wissenschaft selbst vollständig seinen Zuhörern vorzulegen, sondern diese nur denken zu lehren. Über seinen Vortrag in der Metaphysik sagt Jachmann, der mehre Male diese Vorlesungen vollständig gehört hat. „Rechnet man die Schwierigkeit des Gegenstandes für den anfangenden Denker ab, so war er stets lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Auf-

stellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, dass er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfangs, über den Gegenstand nachzudenken, allmählig neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluss des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffs überging, und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrags ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende annahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein. Bei diesen metaphysischen Speculationen ereignete es sich oftmals, dass Kant, von seiner Geisteskraft hingerissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte und in dieser Digression den Gegenstand aus dem Auge verlor, wo er denn gewöhnlich mit dem Ausdrücke „in Summa, meine Herren,“ plötzlich abbrach und auf das Hauptmoment eiligst wieder zurückkehrte.“ In den Vorlesungen über Moral, sagt Jachmann, „war Kant nicht bloß speculativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl eben so mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Es gewährte ein wahrhaftes Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen Beredtsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören.“ „Durch seine Vorlesungen über rationale Theologie wollte er vorzüglich zu einer vernünftigen Aufklärung beitragen, daher las er dies Collegium am liebsten, wenn unter seinen Zuhörern viele Theologen waren.“ In einem Semester fanden sich nur wenige Zuhörer für diese Vorlesungen, und er stand schon im Begriff sie aufzugeben; wie er aber hörte, dass die vorhandenen meistens Theologen wären, so entschloss er sich sofort, das Collegium fortzusetzen. Bei den öffentlichen Vorlesungen konnte indess in dieser Zeit selten das geräumige Auditorium seine Zuhörer fassen, es mußten eine Nebenstube und die Hausflur zur Hülfe ge-

nommen werden. Aber seine von Natur schwache Stimme vermochte diesen Raum nicht bequem zu füllen und würde bei dem leisesten Geräusch für die entfernteren Zuhörer alle Vernehmbarkeit verloren haben. Doch die ausserordentliche Achtung, die Kant als Lehrer genoss, bewirkte bei seinem Erscheinen auf dem Katheder die allgemeinste Stille und verhinderte auch sonst gewöhnlichere Störungen durch Fragen der Nachbarn, Federschneiden u. dergl. Er sass bei seinem Vortrage etwas erhaben vor einem Pulte, über das er wegsehen konnte. Nach seiner Gewohnheit fixirte er einen in der Nähe sitzenden Zuhörer, um gleichsam aus dessen Gesichtszügen herauszulesen, ob sein Vortrag verstanden würde oder nicht. Befand sich an diesem ins Auge gefassten Zuhörer irgend eine Unordnung in der Kleidung, eine auffallende Tracht, ein besonderer Haarwuchs oder irgend ein körperlicher Fehler, so konnte dies Kant's ruhige Fassung vollkommen aufheben und ihn in eine Zerstreuung, selbst Verwirrung der Gedanken versetzen, die dem unerklärlich bleiben musste, welcher nicht die richtige Veranlassung dafür ahnen konnte. Dahin gehört die bekannte Geschichte von dem fehlenden Knopfe an dem Rocke eines vor ihm sitzenden Zuhörers. Kant tadelte selbst solchen Mangel an Selbstbeherrschung im Allgemeinen, wenn er nicht irgend eine durch tiefere Gründe der menschlichen Natur begründete Rechtfertigung dafür vorbringen konnte. Jene Geschichte entschuldigte er bei Jachmann dadurch, dass der Mensch unwillkürlich seine Augen und seine Gedanken auf irgend eine Lücke in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge hingezogen sehe. Es ginge dies mehr oder weniger jedem Menschen so, wie man z. B., wenn die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnücke unterbrochen wäre, immer gerade nach dieser Lücke hinsehe*.

Sein Verhältniss zu den Studirenden war ein höchst günstiges; ernst in allen dienstlichen Geschäften, in denen

* Biographie Kl's S. 35.

er als Lehrer, Dekan und Rector ihnen gegenüber trat, war er ihr wahrer Freund und Beschützer, wo er in irgend einer Beziehung zu einer freieren Entwicklung der studirenden Jugend helfen konnte. Das Dekanat in der philosophischen Facultät hat er seit dem Sommer-Semester 1776 sechsmal selbst geführt und darauf noch zweimal durch seine Collegen Mangelsdorf und Kraus für sich verwalten lassen. Mit dem Dekanat waren damals die Prüfungen verbunden, welche mit den von den Schulen, aus der Privaterziehung und dem Auslande zur Universität kommenden Studirenden angestellt werden mussten. Die Prüfung bezog sich vorzüglich auf die Kenntnisse in der Lateinischen Sprache, war aber ein lästiges Geschäft, da in jedem Halbjahre in dieser Zeit zwischen 80 und 120 neue Studirende die Universität bezogen. Kant war kein strenger Prüfer in Bezug auf die Masse der Kenntnisse, aber er sah nach dem gesunden Boden, in welchem die Kenntnisse der akademischen Lehrer aufgenommen werden sollten. Seine Urtheile waren mithin bisweilen streng über den neu aufgenommenen Studirenden, wenn er ihn nach dem Maasse der Kenntnisse auch für hinlänglich vorgebildet zur Universität nach den vorgeschriebenen Forderungen fand. In Bezug auf die akademische Disciplin hegte er sehr liberale Ansichten und pflegte sie mit dem Ausspruch zu rechtfertigen: „Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachsthum begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und confisicirte Formen dazu gebracht werden sollen.“

Diesen Grundsätzen gemäss handelte er auch als Rector der Universität, als er dieses Amt in der herkömmlichen Folge zweimal ein halbes Jahr lang selbst führte (im Sommer 1786 und im Sommer 1788); in der dritten Reihenfolge lehnte er die Verwaltung desselben wegen seines zu hohen Alters ab (1796). Während seines ersten Rectorats fiel der Tod Friedrich's des Grossen und die Huldigung seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm's II. in Königsberg im September 1786. Die Ge-

schäfte des Rectorats wurden dadurch in diesem Halbjahre sehr vermehrt, aber von Kant mit grosser Würde und zur Befriedigung aller Angehörigen der Universität verwaltet. Bei der Huldigungsanrede von Seiten der Universität, die Kant an der Spitze der Abgeordneten des akademischen Senats zu halten hatte, erwiederte König Friedrich Wilhelm II. auf die huldreichste Weise, indem er den Redner der Universität in seiner ausgezeichneten Stellung unter den Philosophen Deutschlands begrüßte. Der den König als Huldigungs-Commissarius begleitende Cabinetsminister Graf von Herzberg, welcher mit vollem Rechte zugleich seiner wissenschaftlichen Verdienste auf seiner grossartigen Laufbahn als Staatsmann sich erfreute, zeichnete Kant überall, wo er mit ihm zusammentraf, auf ganz besondere Weise aus*, indem er den hohen Werth des durch seine Schriften ihm schon bekannten grossen Philosophen durch die liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften noch bedeutend erhöht fand.

Bei der damaligen Vermehrung der Universitätsfonds durch einen jährlichen Zuschuss von 2000 Thlrn. erhielt zwar Kant nur einen verhältnissmässigen Antheil, der in gleichem Betrage jedem ordentlichen Professor dieser Universität angewiesen wurde. Aber die lebhaftere Verwendung des Ministers Graf von Herzberg bei dem damals erst eingerichteten Oberschul-Collegium zu Berlin, als Central-Verwaltungsbehörde für alle Universitäten und Unterrichtsanstalten des Preussischen Staates, verschaffte Kant die Auszeichnung einer persönlichen bedeutenden Zulage ausserhalb der Universitätsfonds, welche damals als ein ausserordentlicher Beweis der grössten Anerkennung von Seiten des Staates galt, und in dem achtzehnten Jahrhunderte ohne ein zweites Beispiel für die Universität Königsberg war. Sie wurde im nachstehenden Rescripte dem Staatsministerium in Königsberg bekannt gemacht:

* Borowski a. a. O. S. 39 und Hamann's Brief an Jacobi vom 24. Sept. 1786 in Jacobi's Werken IV, Abth. 3. S. 282.

„Friedrich Wilhelm König u. s. w. Da Uns die Aufnahme und Verbesserung Unserer Universitäten sehr am Herzen liegt: so verdienen die Männer, welche mit ausgezeichnetem Eifer dazu beitragen, auch unsere vorzügliche Aufmerksamkeit und Achtung. Schon lange haben Wir den Fleiss und die Uneigennützigkeit des so geschickten und rechtschaffenen Mannes, des *Professoris Philosophiae* Kant, der, ohne irgend eine Zulage von Verbesserung zu verlangen, mit unermüdetem Eifer, zum Besten der dortigen Universität arbeitet, mit wahrer Zufriedenheit bemerkt, und in dem von Euch unterm 9. v. Monats eingesandten Lections-Verzeichniss, nach welchem der etc. Kant die *Logik publice* ankündigt, ist uns der abermalige Beweis seines Eifers und seiner patriotischen Bemühungen keineswegs entgangen.“

„Wir haben daher dem Prof. Kant, zum Zeichen Unserer vollkommenen Zufriedenheit, aus dem Fonds Unseres Ober-Schulcollegiums, eine jährliche Gehaltszulage von 220 Thlrn.* zu accordiren allergnädigst geruhet und befehlen Euch, dem etc. Kant solches bekannt zu machen und ihn anzuweisen, diese ihm accordirte Zulage vom 1. Januar d. J. an, in Quartalratis, gegen Quittung bei dem Rendanten der Ober-Schul-Casse, Secretario Schröder, zu heben u. s. w.“

Berlin, den 3. März 1789.

Auf Special-Befehl.

An das Ost-Preussische
Etats-Ministerium.

v. Wöllner.

Und in der That war bei Kant's angestrebter Thätigkeit als akademischer Lehrer das anerkennende Lob eines unermüdeten Eifers kein Euphemismus, denn gerade

* Sein übriger Gehalt mit dem Getreide-Emolument und der Zulage vom J. 1786 betrug 440 bis 450 Thlr.: es war also diese persönliche Zulage etwa die Hälfte seines früheren Gehaltes, und zu einer höheren Besoldung ist er auch späterhin nicht gelangt.

in dieser Zeit konnte sein College Kraus von ihm sagen, dass er in fünf Jahren nur eine einzige Stunde wegen einer Geschwulst am Kopfe ausgesetzt habe*.

In den Verwaltungs-Angelegenheiten und sonstigen Geschäften der philosophischen Facultät beobachtete Kant pünktlich die Statuten, und wo diese nicht ausreichten, ein Jahre lang anerkanntes Herkommen. Er duldete ungerne Neuerungen in den akademischen Angelegenheiten, und wie sehr er auch stets eine friedliche Ausgleichung bei irgendwie entstandenen Streitigkeiten seiner Amtsgenossen wünschte, so trat er doch als ein warmer Vertheidiger für das hochgehaltene Herkommen auf, wobei er jedoch mit liebenswürdiger Schonung aller Persönlichkeiten sich immer in einer musterhaften Sprache wahrster Humanität bewegte**. In gutachtlichen Arbeiten, welche von Seiten der vorgesetzten Behörden der philosophischen Facultät aufgetragen wurden, konnte Kant wegen seines Faches nur selten als Referent auftreten, aber er nahm besonders lebhaften Antheil an denselben, wenn die zu begutachtenden Gegenstände in das Gebiet der Naturwissenschaften gehörten.

Wir finden dies namentlich bei der Errichtung des ersten Blitzableiters in Königsberg, der an dem neu erbauten Thurme der Haberbergischen Kirche angebracht werden sollte, da gerade diese Kirche in einem Jahrhundert zu wiederholten Malen vom Blitze getroffen war. Das Ostpreussische Staatsministerium forderte unter dem 12. Mai 1774 den Professor der Physik Dr. Reusch auf, ein genaues Gutachten über diesen Gegenstand abzulegen und dazu sich mit den Professoren der philosophischen Facultät zu verbinden. Reusch bearbeitete diesen Auftrag auf eine sehr gründliche Weise, mit Benutzung der dama-

* Voigt, d. Leben des Prof. Kraus, S. 180.

** Die Durchmusterung zahlreicher Acten, welche mir meine Verwaltungsstelle bei der hiesigen Universität darbot, sowie besonders die Acten der philosophischen Facultät aus dieser Zeit gewähren eine stattliche Menge von Beispielen für dies Urtheil.

ligen Erfahrungen, fand indessen unter seinen Amtsgenossen zur wissenschaftlichen Beurtheilung seiner Arbeit nur Kant geeignet. Die darüber geführten Verhandlungen zwischen den Behörden, der philosophischen Facultät und Professor Reusch befinden sich gegenwärtig auf der Königsberger Bibliothek*, aus welchen ich Kant's Antwort an Reusch (ohne Datum, aber wohl aus dem J. 1778) nach Durchlesung des vorgelegten Gutachtens entlehne:

„Ich habe Euer W. gründliche und zu Ihrer Absicht ganz wohl eingerichtete Schrift mit Vergnügen durchgelesen. Das Wenige, was ich von meinem Urtheile in gültige Erwägung zu ziehen noch bitten möchte, würde darin bestehen: Der Ableiter müsste nur darauf eingerichtet werden, die Wettermaterie von dem Metalle, das sich oben auf dem Thurm befindet, abzuleiten, nicht aber solche aus der Gewitterwolke zu locken und herbeizuziehen: daher er, ohne Spitzen, lediglich oben an der Stange und der kupfernen Bedeckung angemacht werden müsste. Man könnte mittelst eines Erdbohrers ihn zu einer genugsamen Tiefe in die Erde herabbringen, wofern das Erdreich nicht so sehr locker ist, alles wieder auszufüllen. Ich bilde mir auch nicht ein, dass die Erde, in einer ziemlichen Tiefe, ein Nichtableiter sein sollte, ob sie gleich trocken wäre. Denn sie ist gleichwohl mit feuchten Dünsten angefüllt, und die getrocknete Erde, womit man an der Luft den Versuch macht, besonders bei sehr trockener Witterung, ist von einer elektrischen Luft durchzogen, welche allen ihren Theilen eine Bedeckung giebt. — Ich habe die Ehre, des gelehrten Herrn Prof. Tetens aus Bützow Abhandlung mitzuschicken. Ich wünschte, dass ich dieses auch mit einer in der Gothaischen Zeitung gerühmten Schrift: Verhaltungsregeln bei nahem Donnerwetter, zwei Bogen mit einer Kupfertafel, welche einem Geheim-Secretair Lichtenberg zugeschrieben wird, thun könnte; allein sie

* Sie sind dorthin aus dem Nachlasse des Prof. Reusch von seinen beiden Söhnen im Sept. 1837 zur Aufbewahrung übergeben.

ist mit dem Kanter'schen Messvorrath nicht mitgekommen*. Ich habe die Ehre mit der grössten Hochachtung zu seyn

Euer Wohlgeboren

ergebenster Diener
Kant.“

Die Mittheilung dieses Briefes kann weniger auf ein allgemeines wissenschaftliches Interesse Anspruch machen, als zum vollgültigen Beweis dienen, mit welcher Theilnahme noch damals Kant mitten unter seinen wichtigsten speculativen Arbeiten Untersuchungen aus dem Gebiete der Physik verfolgte. Die Ausführung dieses Blitzableiters wurde aber mehrere Jahre verzögert, bis ein neues Beschädigen der Kirche durch den Blitz am 16. Juli 1783 die vielfach verhandelte Sache den vorgesetzten Behörden zur rascheren Beschleunigung empfahl. Kant nahm auch in dieser Zeit noch lebhaften Antheil an der weiteren Bearbeitung dieses Gegenstandes, wie dies sein Antwortschreiben an Reusch vom 5. Juli 1783 bezeugt, als dieser ihm ein neues Gutachten in dieser Angelegenheit vorgelegt hatte.

„Ich habe Euer Wohlgeboren mir zugeschickte Abhandlung mit Vergnügen durchgelesen. Sie ist das Beste sowohl in Ansehung der Ausführlichkeit, als doch zugleich der Kürze, Ordnung und Deutlichkeit, was mir in dieser Art noch zu Händen gekommen ist; und Sie würden das Publicum verbinden, wenn Sie dieselbe, im Fall die Bewaffnung des Thurmes nach Ihrer Anordnung (wie ich hoffe) zu Stande kommt, zusamt den nach der Localität getroffenen Verfügungen, im Drucke bekannt machen würden.“ Darauf geht Kant auf einige Details genauer ein, die gegenwärtig, da sie in genauester Beziehung mit dem Gut-

* Da die angeführte Abhandlung als eine so eben im Druck erschienene genannt wird, und dieselbe nach Heinsius Bücher-Lexikon im Jahre 1778 herausgekommen ist, so muss auch dieser Brief in das Jahr 1778 oder Anfang 1779 hineingehören, und zu Anfang 1780 wurde die Kritik der reinen Vernunft gedruckt.

achten stehen, zur weiteren Mittheilung nicht geeignet erscheinen.

Einige Monate später während der bereits begonnenen Vorarbeiten an der Kirche für die Errichtung des Blitzableiters schreibt Kant am 30. Decbr. 1783 an Reusch, als dieser ihm wieder eine Fortsetzung seiner Arbeit übersandt hatte:

„Euer W. sage für die Mittheilung des so mühsam als gründlich ausgearbeiteten Aufsatzes den ergebensten Dank. Ich weiss gar nichts Erhebliches hierbei zu erinnern, es müsste denn sein, dass mir der Wunsch übrig geblieben, es möchte ein Verfahren ausfindig zu machen seyn, nach welchem die freilich sehr nöthige Beschützung des östlichen Giebels mit dem Ableiter des Thurms in einen Zusammenhang könnte gebracht werden, so dass für jene kein besonderer Brunnen zu graben nöthig wäre. Sollte es nicht auch der Deutlichkeit wegen nöthig seyn, von dem Magistrat einen Aufriss und Profil des Thurms sowohl, als der Kirche zu verlangen, an welchem alle erwähnten Theile in Conformität mit dem Aufsätze signirt werden könnten. Da ich heute mit Herrn Kriegs Rath Hippel* zusammen bin, so werde ihm Solches als meinen Einfall vorläufig communiciren. Es wird mir sehr angenehm seyn, hierüber sowie überhaupt mit Euer Wohlgeb. in Unterredung zu treten, der ich mit vollkommener Hochachtung jederzeit bin

Euer W.

gehorsamster Diener
I. Kant.“

Es war aber wegen der Neuheit der Sache von dem Königsberger Magistrate noch Dr. Reimarus in Hamburg um Rath gefragt, weil dieser schon eine grössere Menge von Erfahrungen bei Anlagen von Blitzableitern für sich gewonnen hatte. Dieser billigte** die Vorschläge des Pro-

* Hip pel war als Stadt-Präsident Vorsitzender des Magistrate.

** In einem Schreiben vom 9. Febr. 1784.

fessors Reusch überall und rieth nur zur Kostenersparniss einige Vorsichts-Maassregeln als nicht wesentlich nothwendig aufzugeben, um auch gleichzeitig durch den geringeren Kostenaufwand die allgemeinere Einführung der Blitzableiter zu empfehlen. Diese Ansichten des Reimarus wurden vom Magistrate den beiden Professoren mitgetheilt, und es erfolgte von Kant am 29. März 1784 nachstehendes Schreiben an Reusch, welches ein neues sehr interessantes Document gewährt, mit wie liebenswürdiger Humanität Kant zu vermitteln wusste, und ein unbefangenes Urtheil von ihm hochgeachteter Männer in Ehren hielt.

„Euer Wohlgeboren urtheilen ganz recht, dass das Gutachten des Herrn Dr. Reimarus, nach der Art eines *consilii medici*, kaum einen anderen Bewegungsgrund zu Abänderung einiger in Ihrem wohlüberdachten Projecte anzutreffenden Punkte gehabt habe, als um die Anfrage an ihn nicht für ganz überflüssig zu erklären. —

Da auf die Anfrage des Magistrats wegen des Krummbiegens der Stangen durch den Blitz, von Seiten der Facultät noch eine Antwort gegeben werden muss, so werden Euer Wohlgeboren die Güte haben, solche nach Dero Kenntniss aufzusetzen, indem ich von diesem Vorfalle nicht unterrichtet bin.

Weil übrigens der Magistrat uns um unser Urtheil über das Gutachten des Herrn Dr. Reimarus nicht befragt hat, sondern nur dem Meister Nachtigall (vermuthlich wenn er Euer Wohlge. darum ersuchen wird) Ihren Rath nicht abzuschlagen gebeten, so dünkte ich, dass, ausser der dahin zu äussernden Bereitwilligkeit, der sich Euer Wohlge. gütigst zu unterziehen belieben wollen, weiter kein Urtheil über die Reimarischen Vorschläge gefällt werden dürfte. Wollte man mit der äussersten Vorsichtigkeit allen künftig zu besorgenden Vorwürfen vorbeugen, so könnte mit wenig Worten noch angehängt werden: dass, da die Facultät die Erfahrungen, die eine zulängliche Ableitung auf der Oberfläche des Bodens beweisen sollen, noch nicht für

zahlreich genug halte, um bei jedem noch so hohen und trocknen Erdreich alle Besorgniss und, mit ihr, die Ableitung in Wasser für unnöthig zu erklären, worin aber Herr Dr. Reimarus anderer Meinung wäre, sie (die Facultät) die Wahl eines dieser beiderseitigen Vorschläge Einem hochlöblichen Magistrat gänzlich überlasse.

Ich bin übrigens mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Wohlgeb.

ganz ergebenster Diener

I. Kant.“

Kant's Verhältniss mit Reusch, das durch seine lebhafteste Theilnahme an Unterhaltungen über naturwissenschaftliche Gegenstände in dieser Zeit besonders genährt wurde, wird auf eine zarte Weise durch ein gleichzeitiges Billet beleuchtet, das Kant's edlen Wahrheitseifer schön bekräftigt, auch bei den zufälligen Behauptungen in einem Gespräche den Schein des Rechthabens keinen Augenblick gegen die erlangte Überzeugung zu behaupten. Kant schreibt an Reusch am 9. Januar 1780*:

„Ich bitte Euer Wohlgeb. gar sehr wegen meines gestrigen Widerspruchs um Vergebung. Ich habe Unrecht; denn Anno 1740 stand das Fahrenheit'sche Thermometer 10—12° unter 0. Mein Irrthum entstand daher, weil ich mich den Augenblick überredete, dass Fahrenheit nach Anno 1740 seine Thermometer verfertigt habe, da er sie schon Anno 1709 gemacht, und seine Vermuthung eben durch jene Beobachtung widerlegt worden. Ich hätte freilich einem Meister in seiner Kunst eher als meinem eigenen Gedächtnisse Glauben beimessen sollen.

I. Kant.“

Über Kant's literarische Arbeiten in dieser wichtigsten Periode seines Lebens berichtet vorzugsweise Rosenkranz in dem Haupttheile seiner Geschichte der Kant's-

* Dieses Schreiben befindet sich in dem Besitz des Oberregierungsraths Reusch.

schen Philosophie, welcher S. 152—245 von der speculativ-systematischen Epoche handelt. Als lebendige Zeugen für die schöpferische Thätigkeit in der Werkstätte seines Geistes sprechen aus dieser Zeit seine eigenen Briefe an Dr. Herz, die ich in der ersten Abtheilung dieses Bandes zuerst aus der Handschrift mitgetheilt habe. Herz war ein Lieblingsschüler Kant's, als dieser für seine akademischen Vorträge sein eignes System schon gebildet hatte: Herz wurde der erste Verkündiger seiner Philosophie in Berlin, noch ehe Kant's Hauptwerke gedruckt waren. Durch Kant in die gelehrte Welt eingeführt*, behielt er dessen Vertrauen auch nach seiner Ansiedelung in Berlin, und dadurch wurde er auch gegen die Neigung des philosophischen Meisters mit frischen Nachrichten über das Fortschreiten der von ihm nach Verdienst gewürdigten Untersuchungen geehrt. Mit dem J. 1777 eröffnete Herz seine Vorlesungen über Logik und Einleitung in die gesammte Philosophie vor einem gemischten Publicum zu Berlin, in welchem bald der geistvolle Staatsminister Freiherr von Zedlitz einer der aufmerksamsten Zuhörer' wurde. Der Briefwechsel reicht nur bis 1790, da die ausgebreitete ärztliche Praxis des Dr. Herz denselben mehr von den philosophischen Studien entfremdete und Kant gleichzeitig in den späteren Lebensjahren ein noch seltnerer Briefschreiber wurde, als er es nach seiner Gewohnheit schon sonst gewesen: sie tauschten daher später nur noch einige Höflichkeitsbezeugungen aus. — In dieselbe Kategorie als begleitende Commentare für Kant's schriftstellerische Thätigkeit in den letzten Jahren dieser und den ersten der folgenden Periode gehören seine Briefe an Reinhold, die ich gleichfalls in der ersten Abtheilung dieses Bandes geliefert habe.

Eine recht anziehende Vergleichung gewähren nicht minder für die grössere Hälfte dieses Zeitraums Hamann's

* Vergl. die Biographie des Dr. Herz in Schlichtegroll's Nekrolog für das 19. Jahrhundert Bd. III, S. 29 — 30.

Briefe, der nach seiner Eigenthümlichkeit bald häufigen Umgang mit Kant pflegte, indem er den Philosophen aufsuchte, bald sich wieder von ihm zurückzog, aber auch selbst dann gelehrte Neuigkeiten mit ihm austauschte*, oder auch fremde Gelehrte ihm zuführte. Diese Briefe, welche zugleich Nachrichten von den Lebensereignissen Kant's und von der ersten Aufnahme seiner bedeutenden Werke in Königsberg selbst geben, sind hauptsächlich an Herder und J. Fr. Jacobi gerichtet, von denen die ersten in Hamann's Werken, die letzteren in Jacobi's Werken abgedruckt sind, beide Sammlungen aber in dem Ministerialrath Roth den gemeinschaftlichen Herausgeber haben.

Im Jahr 1776** erzählt er an Herder, dass Kant den vagabondirenden Privatdocenten Penzel, den bekannten Übersetzer des Strabo, der leider in Königsberg durch seine Charakterlosigkeit einen sehr schlechten Ruf zurückliess, vornehmlich von dem akademischen Katheder abgehalten habe, „indem er ihn für einen niederträchtigen Menschen hält, weil er seinen Soldatenstand so ruhig bisher ertragen habe“***. — Im Mai 1777 führte Hamann den durchreisenden Kaufmann, den schwärmerischen Freund von Herder und Lavater, zu Kant und erhält von diesem den Deutschen Mercur mitgetheilt.

Im Februar 1779 schreibt er Herder: „Kant, den ich wieder zu besuchen anfangen, findet in den Lebensläufen (Hippel's) hundert Winke aus seinen Vorlesungen. Man muss das Ende adwarten.“ Aber Hamann war damals schon beinahe apodiktisch überzeugt †, dass Hippel

* So sandte er an Kant regelmässig die allgemeine Literaturzeitung, Jacobi's Werke IV, Abth. 3. S. 54; 179.

** Brief vom 14. Octbr., Hamann's W. Bd. V, S. 190.

*** Penzel hatte sich von Preussischen Werbemännern anwerben lassen und stand als gemeiner Musketier bei einem Infanterie-Regiment, das in Königsberg seine Garnison hatte.

† Hamann's Werke, Bd. VI, S. 66 — 67.

der Verfasser dieses Werkes ist, und kann nur nicht begreifen, wo derselbe bei seinen vielen Geschäften und Zerstreuungen die Zeit zur Schriftstellerei hernimmt. Am 17. April 1779 schreibt er an Herder, dass er an demselben Tage Kant besucht habe, den er an der Scheide des 56. Lebensjahres voller Lebens- und Todesgedanken gefunden. Am 17. Mai meldet er*: „Muss jetzt zum Prof. Kant laufen, um die zehn Bogen des Nathan (von Lessing) zu bringen. — Bin wie ein verirrt und verloren Schaf wieder zu Hause gekommen, leerer, als ich ausgegangen bin. Weiss Ihnen also nichts zu melden, womit Ihnen gedient seyn möchte. Kant arbeitet frisch darauf los an seiner Moral der reinen Vernunft, und Tetens liegt immer vor ihm. Er wies mir einen Brief von Feder, den ich fast gar nicht kenne, aber sein Werk über den Willen lesen will.“

Im Jahre 1780 berichtet er am 26. Juni**: „Diese Woche ist der alte Christiani (Prof. der praktischen Philosophie) gestorben. Ich besuchte deshalb Kant, den ich seit langer Zeit nicht gesehen, und der zum guten Glück eben an den Minister schrieb, welcher ihm Engel's Versuch über eine Platonische Dialektik zugeschickt hatte; und noch denselben Abend gab ich Kraus (damals in Göttingen) Nachricht, dem die Stelle zugedacht ist. — Kant arbeitet noch immer an seiner Moral der gesunden Vernunft und Metaphysik, so viel ich weiss, und thut sich auf seinen Verzug etwas zu gut, weil selbiger zur Vollkommenheit seiner Absicht beitragen wird.“ — Im August 1780 ist die Verbindung Kant's mit Hamann wieder enger, so dass jener selbst eine Übersetzung von Hume's *Dialogues concerning natural religion* durchsieht, die Hamann für den Druck bearbeiten will, und Hamann's Ver-

* Ebendas. Bd. VI, S. 83.

** Ebendas. Bd. VI, S. 140 u. 145. Hamann berührt die Angelegenheit der Vermittelung Kant's für Kraus bei dem Minister Zedlitz noch ausführlicher in einem Briefe an Kraus, Werke, Bd. VI, S. 148—49.

mittelung für den Verlag seiner Kritik der reinen Vernunft annimmt. Nachdem das Letztere gelungen ist, schreibt Hamann an Herder am 18. Dec. 1780*: „Habe ich Ihnen schon gemeldet, dass Hartknoch wirklich Verleger (— er hatte bis dahin auch die meisten Schriften von Herder und Hamann verlegt —) von Kant's Kritik der reinen Vernunft geworden ist, und dass selbige nun gewiss auf Ostern auskommen wird? Ich mache mir grossen Staat darauf, dass dieser Mann mir in einigen Dingen vorgearbeitet haben wird.“ Und wie er die ersten Bogen des bereits gedruckten Werks aufgenommen, bezeugt am lebhaftesten sein Brief an Hartknoch vom 8. April 1781**: „Vorgestern erhielt ich die 30 ersten Bogen der Kritik der reinen Vernunft: hatte die Enthaltbarkeit, denselben Tag nichts anzusehen, um mein Pensum im Voltaire bestreiten zu können. Gestern bin ich den ganzen Tag zu Hause geblieben, und habe in einem Zuge alle dreissig Bogen verschluckt — im Capitel über das Interesse der Vernunft brach mir der Faden — und ich sollte meinen, dass es dem Buch eben so wenig an Lesern, als Klopstock's Deutscher Republik an Subscribenten fehlen wird. Ein Paar Bogen habe ich überhüpft, weil Thesis und Antithesis auf entgegengesetzten Seiten liefen, und es mir zu sauer wurde, den doppelten Faden zu bestreiten in einem rohen Exemplar. Sauber von Druckfehlern scheint es mir auch zu seyn; habe ungefähr ein Dutzend in die Augen fallende bemerkt. Die Probe von dem Äusserlichen ist sehr nach dem Wunsche des Verfassers gewesen. — Dem Überschlage nach sollte ich vermuthen, dass es über zwei Alphabete betragen dürfte. Menschlichem Vermuthen nach wird es Aufsehen machen und zu neuen Untersuchungen, Revisionen u. s. w. Anlass geben. Im Grunde aber möchten sehr wenige Leser dem scholastischen Inhalte gewachsen seyn. — Mit dem Fortgange wächst das Interesse,

* Ebendas. Bd. VI, S. 171; vergl. S. 160, 161 u. 163.

** Ebendas. Bd. VI, S. 178—79.

und es giebt reizende und blühende Ruheplätze, nachdem man lange im Sande gewatet. Überhaupt ist das Werk reichhaltig an Aussichten — und Sauerteige zu neuen Gährungen in- und ausserhalb der Facultät.“ In ähnlicher Weise äussert er sich darüber an Herder am 27. April und schliesst damit: „Alles scheint mir doch auf ein neues Organon, neue Kategorien, nicht sowohl scholastischer Architectonik als skeptischer Taktik hinauszulaufen.“ Darauf schreibt er an denselben am 8. Mai*: „Sonntags erhielt ich wieder 18 Bogen von Kant, aber noch nicht zu Ende, welches kaum in zehn Bogen abzusehen ist. Ein so corpulentes Buch ist weder des Autors Natur noch dem Begriffe der reinen Vernunft angemessen, die er der faulen = meiner entgegensetzt, welche die *vim inertiae* und das *ὑστερον πρότερον* aus Geschmack und Absicht liebt. — Ich bin neugierig Ihre Meinung von Kant's Meistersück zu hören. Als ein gewesener Zuhörer von ihm werden Sie vieles geschwinder übersehen können. Er verdient immer den Titel eines Preussischen Hume. Seine ganze transcendente Theologie scheint mir auf ein Ideal der Entität hinaus zu laufen. Ohne es zu wissen, schwärmt er ärger als Plato in der Intellectualwelt über Raum und Zeit. Hier ist wirklich Sprache und Technologie die *dei-para* der reinen scholastischen Vernunft, und ein neuer Sprung von Locke's *tabula rasa* auf *formas et matrices innatas*. Beide irren und Beide haben recht; aber worin? und wie weit? ist auch hier *Rhodus et saltus*. Hume ist immer mein Mann, weil er wenigstens das Principium des Glaubens veredelt und in sein System aufgenommen. Unser Landsmann wiederkaut immer seine Causalitäts-Stürmerei, ohne an Jenes zu gedenken. Das kommt mir nicht ehrlich vor. Hume's Dialogen schliessen sich mit der Jüdischen und Platonischen Hoffnung eines Propheten, der noch kommen soll; und Kant ist mehr als ein Kabbalist, der einen *αἰών* zur Gottheit macht, um die mathematische

* Ebendas. Bd. VI, S. 185 — 87.

Gewissheit festzusetzen und zu gründen, die Hume mit Ausschliessung der Geometrie mehr auf Arithmetik einschränkt. — Da der erste Theil zu Ende ist, nehme ich mir jetzt die Mühe, mir ein Schema von seinem Inhalte auszuziehen, und traue keinem Blick des Ganzen, so hitzig ich auch selbigem nachjage bei jeder ersten Lectüre — um vielleicht das Werk recensiren, aber nicht beurtheilen zu können — wenigstens nicht nach philosophischem Schrot und Korn.“

An den Verleger Hartknoch schreibt er am 31. Mai 1781*: „Herzlich geliebtester Freund, seit dem 6. *huj.* von der Kritik nichts erhalten, warte auf Anfang und Ende. Gestern habe ich gehört, dass schon zwei Exemplare in der Hartung'schen Buchhandlung wirklich hier gewesen seyn sollen, welches ich mir aber kaum vorstellen kann, weil Kant auf Verlangen seiner Zuhörer und die Nachricht, dass Hartung wenige Exemplare mitbringen würde, einen Subscriptionszettel herumgehen lassen, auf dem Herr Courtan selbst auf zwei Exemplare subscribirt und deren Anzahl auf 75 bis 100 versichert wird. Wenn das in Deutschland so geht wie hier, so wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, und dass die Auflage stark genug seyn mag, den ersten Anlauf zu befriedigen. — Ich habe den ersten Theil noch einmal durchstudirt und finde wirklich, dass der Inhalt den Fähigkeiten sehr weniger Köpfe angemessen ist — und dass man den Autor zu übersehen im Stande seyn muss, wenn man von ihm Nutzen und nicht Nachtheil ziehen soll. — Kant muntert mich zur Ausgabe (von Hume's Übersetzung) auf, ohne zu bedenken, dass ich den Englischen Hume nicht übersetzt zu liefern im Stande bin, ohne dem Preussischen zu nahe zu kommen, und das Speer gegen die ganze Transcendental-Philosophie und sein System der reinen Vernunft zu brechen.“ — Und am 19. Juni schreibt er an denselben: „Herzlich geliebtester Freund, weder Prof. Kant noch ich haben

* Ebendas. Bd. VI, S. 189.

bis jetzt den Rest der Bogen erhalten. Ich habe ersteren vor acht Tagen besucht, und er schien etwas unzufrieden zu seyn. — Alles, was ich von der hiesigen Subscription auf Kant geschrieben, ist akademischer Wind; so viel wahr, dass der Kanter'sche Buchladen 50 Exemplare bestellt hat.“

An Herder berichtet er unter dem 5. August: „Heute vor acht Tagen erhielt ich in der Morgenstunde ein gebundenes Exemplar von Kant. Den 1. Juli entwarf ich eine Recension *en gros*, habe sie aber *ad acta* reponirt, weil ich den Autor, als einen alten Freund, und ich muss fast sagen Wohlthäter, weil ich ihm fast gänzlich meinen ersten Posten zu danken hatte, nicht gern vor den Kopf stossen möchte. Sollte aber meine Hume'sche Übersetzung das Licht dieser Welt erblicken, so werde ich kein Blatt vors Maul nehmen, sondern sagen, was ich alsdann denken werde. — Kant ist Willens, einen populären Auszug seiner Kritik auch für Laien auszugeben.“ — Diese für die Königsberger Zeitung bestimmte Recension der Kritik der reinen Vernunft zeigte Hamann gleichfalls dem Verleger an, aber auch zugleich die Besorgniss einer unglücklichen Aufnahme bei dem Verfasser, weshalb er sie zurücklegen wolle. Dies geschah auch in der That, und sie wurde erst vierzig Jahre später, zum ersten Male in den gesammelten Werken Hamann's Bd. VI, S. 44—54, öffentlich bekannt gemacht.

Über den populären Auszug der Kritik schreibt Hamann dem Verleger am 11. August: „Kant redet von einem Auszuge seiner Kritik in populärem Geschmacke, den er für die Laien herauszugeben verspricht. Ich wünschte sehr, liebster Freund, dass Sie sich nicht abschrecken, wenigstens keine Gleichgültigkeit gegen ihn merken liessen und sich um seine fernere Autorschaft, so viel sich thun lässt, zu bekümmern schienen. Wenigstens ist er *bona fide* mit Ihnen zu Werke gegangen und schmeichelt sich damit, dass je älter sein Werk werden, desto mehr Leser finden wird.“ — Den Capellmeister Reichardt in

Berlin fragt Hamann am 25. August*: „Nun, was sagen die Herren Metaphysiker an der Spree zur Preussischen Kritik der reinen Vernunft, welche eben so füglich Mystik hätte heissen können, wegen ihres Ideals — die aller speculativen Theologie der Spaldinge, Steinbarte u. s. w. und Jesuitischen Betrachtungen unserer Hephästione das Maul stopft.“

Hartknoch wünschte den Verlag auch des populären Auszugs zu übernehmen, und Kant liess ihm durch Hamann am 14. Sept. die Versicherung geben, dass er den kurzen Auszug noch haben sollte. „Wegen seiner übrigen Werke könnte er aber die hiesigen Anfänger nicht vorbeigehen, deren Laden er sich zu Nutzen macht.“ Dieser edlen uneigennütigen Gesinnung für die Begünstigung des Buchhandels seiner Vaterstadt ist er späterhin, auch bei den mannichfachsten von allen Seiten dargebotenen Wünschen um Verlag seiner Werke gegen sehr stattliches Honorar, zu Gunsten der neu begründeten Buchhandlung Nicolovius treu geblieben. — Über den Umfang des Auszugs musste Hamann im Auftrage Kant's antworten, dass er nur aus sehr wenigen Bogen bestehen würde: aber diese Kürze war für Hamann eben so ein Problem, als das *volumen corpulentum***.

Hamann's Verbindung mit Kant scheint in dieser Zeit wieder einen Stoss erlitten zu haben, vielleicht durch unüberlegte Urtheile von Seiten des ersteren. Er muss sich jetzt selbst an den Verleger Kant's wenden, um von diesem zu erfahren, wie weit es mit dem Auszuge vorgerückt, und ob es auch wirklich als ein Auszug aus dem grösseren Werke zu betrachten ist. Er schreibt an Hartknoch am 23. Oct.: „Wie hält es mit Kanten's Schrift? Ist das Manuscript schon fertig und in der Mache? Einige sagen und er selbst, es wäre ein Auszug aus der Kritik; Andere hingegen behaupten, dass es ein Lehrbuch über die Metaphysik seyn soll, auch aus seinem Munde. Bitte mir,

* Ebendas. Bd. VI, 212.

** Ebendas. Bd. VI, S. 220.

so viel Sie wissen, mitzutheilen, und wenn es heraus ist und Exemplare herkommen, auch an mich zu denken.“ An Herder schreibt er im Decbr.*: „Bei Green (dem gemeinschaftlichen Freunde) traf ich neulich Kant. Er war sehr vertraut mit mir, ungeachtet ich ihn das vorige Mal ein wenig stutzig gemacht hatte, da ich seine Kritik billigte, aber die darin enthaltene Mystik verwarf. Er wusste gar nicht, wie er zur Mystik kam. Mich hat es sehr gefreut, dass L.(avater) eine gleichförmige Sprache mit Kant führt. Ein neuer Beweis für mich, dass alle Philosophen Schwärmer sind und umgekehrt; ohne es zu wissen.“

Dem Verleger meldet Hamann am 11. Jan. 1782: „Kant arbeitet an der Metaphysik der Sitten — für welchen Verlag weiss ich nicht. Mit seiner kleinen Schrift denkt er auch gegen Ostern fertig zu seyn.“ Und am 8. Febr.: „Zum neuen Verlage (der Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik u. s. w.) wünsche ich Ihnen Glück. Auf den kleinen Nachtrag zur Kritik warte ich mit mehr Antheil.“ Herder erhält davon Mittheilung erst am 20. April und zugleich die Nachricht, dass Kant mit der Göttingischen Recension seiner Kritik nicht zufrieden ist**: „Man hat hier auf Meiners und Feder gerathen. Mir kam sie gründlich und aufrichtig und anständig vor. Soviel ist gewiss, dass ohne Berkeley kein Hume geworden wäre, wie ohne diesen kein Kant. Es läuft doch Alles zuletzt auf Überlieferung hinaus, wie alle Abstraction auf sinnliche Eindrücke.“ Gegen Herder lässt Hamann am leichtesten sich in tadelnden Ausdrücken über Kant ergehen, aber sobald er voraussetzen darf, dass ein allgemeines Stadtgeklatsch auch nach Deutschland sich verbreiten könnte, um auf Kant einen ungerechten Tadel zu werfen, steht er mit der rechtfertigenden Erläuterung da. So erzählt er am 9. Juli an Herder: „Ein Jüdischer

* Ebendas. Bd. VI, S. 227.

** Ebendas. Bd. VI, S. 243 — 44.

Student, Namens Elkana, einer der besten Zuhörer des Kant ist neulich von Sinnen gekommen. Man beschuldigt seinen Lehrer, den unordentlichen Fleiss oder vielmehr die Eitelkeit dieses unglücklichen jungen Menschen zu viel genährt zu haben. Studiren und mathematisch-metaphysische Grübeleien möchte wohl nicht allein Schuld seyn. Ich habe vor langer Zeit einige Lateinische Stunden mit jenem gehabt, wir sind aber bald geschiedene Leute gewesen“*.

Das Verzögern der Herausgabe der Prolegomena macht Hamann ungeduldig. Er drängt den Verleger am 21. Decbr. „Auf Kant's Prolegomena warte ich mit Ungeduld.“ Er meldet ihm gleichzeitig, dass Kant sich beschweren soll, die Lateinische Übersetzung seiner Kritik selbst nicht zu verstehen; aber, setzt er schalkhaft hinzu: „es geschieht dem Autor Recht, die Verlegenheit seiner Leser an sich selbst zu fühlen und zu erfahren.“

Mit dem J. 1783 kommt Hamann seltener zu Kant, und erwähnt auch seltener seiner Theilnahme an dem Fortschreiten von Kant's bedeutenden Arbeiten, fast nur wenn ein äusseres Ereigniss ihm dazu die Veranlassung giebt. So schreibt er an Herder erst am Ende des Jahres 1783 (22. Oct.)** wieder über Kant: „Garve's Beurtheilung von Kant's Kritik habe ich noch nicht gelesen. Dass sie sich einander nicht verstehen würden, habe ich schon aus dem Briefe, den er durch Spalding an ihn schrieb, absehen können. Leider ist dieser Brief, sowie die gesammte Correspondenz zwischen Kant und Garve aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden. Wie Garve selbst später über seine eigene Recension urtheilte, erhellt am besten aus seinem letzten Briefe an Kant, mit welchem er die seinem früheren Gegner dedicirte Übersetzung von Aristoteles' Ethik

* Elkana wurde wieder des Verstandes mächtig und ging 1786 zum Christenthum über. Er kam im Jan. 1787 zu Hamann voll von Projecten für die Schiffahrt und Trinkbarmachung des Meerwassers, Bd. VII, S. 349, und Jacobi's Werke, Bd. IV, Abth. 3, S. 319.

** Ebendas. Bd. VI, S. 354.

übersandte: wir werden diesen Brief unten aus der Originalschrift mittheilen. -- Hamann meldet noch in jenem Briefe an Herder, dass Kant über philosophische Theologie in dem Winter-Semester 17⁸³/₈₄ mit erstaunendem Zulaufe lese, und dass er, wie es scheint, an der Ausgabe seiner übrigen Werke arbeite: auch conferire er mit dem Hofprediger Schulz, der gleichfalls etwas über die Kritik schriebe. Er kommt noch einmal in einem späteren Briefe an Herder vom 8. Dec. auf Garve's Recension zurück, nachdem er sie selbst gelesen hat. „Sie war schon vor vielen Wochen Kanten zugeschickt und ich habe ihn deshalb besucht. Ich war aber zu blöde und zu schamhaft, ihn darum anzusprechen. Er soll nicht damit zufrieden seyn und sich beklagen, wie ein *imbecille* behandelt zu werden. Antworten wird er nicht, hingegen dem Göttingischen Recensenten, wenn dieser sich auch an die Prolegomena wagen sollte. Ihre Aufmunterung hat mir wieder ein wenig Muth gemacht, an meine Metakritik über den Purismus der reinen Vernunft zu denken. Ob ich aber von der Stelle kommen werde, daran zweifle ich. Das *bidental* meiner ersten Recension ist vom 1. Juli 1781, ich hoffe aber seitdem ein wenig weiter mit dem Buche gekommen zu seyn, doch nicht so weit, wie ich sollte, um es aufzulösen. Aber mein armer Kopf ist gegen Kant's ein zerbrochener Topf — Thon gegen Eisen. Hofprediger Schulz hat seine Theorie der Parallel-Linien ausgegeben. Dass er über Kant's Kritik schreibt, und dass dieser mit der Darstellung seines Systems völlig zufrieden ist, habe ich Ihnen gemeldet. In der Stille treibe ich auch den Fortgang dieser Arbeit und werde sie zu befördern suchen, sobald ich nur im Stande seyn werde, wieder nach der Stadt zu gehen. Ihm ist Kant's Kritik Wasser auf seine Mühle, wegen seiner Vorurtheile für die Mathematik und ihre Lehrart, deren Evidenz ich mir aus einem ganz anderen Gesichtspunkte erkläre.“ — Am 8. Febr. 1784 schreibt Hamann demselben; „Schulz hat in einigen Bogen das ganze System ausgezogen, welches Kant für seinen Sinn er-

kennt, aber immer noch einige Erläuterungen verspricht, welche die Vollendung und Herausgabe verzögern. Hemsterhuis' Schriften habe ich kürzlich erst zu lesen bekommen können, und die *lettre sur l'homme* in der Grundsprache. Es ist ich weiss nicht was, das mir widersteht, selbst bei allem Reize des Dialogs, den Kant ungemein bewundert.“ In dieser Zeit verfasste Hamann seine „Metakritik über den Purismus der reinen Vernunft,“ welche bei seinem Leben nicht mehr gedruckt wurde, von der aber eine Abschrift Herder erhielt*.

Im Jahr 1784 schreibt Hamann an Herder am 6. Aug.: „Ihre Ideen habe zum zweiten Male zu lesen angefangen, bin aber darin unterbrochen worden, weil ich selbige allen meinen Freunden, Kant und Pfarrer Fischer zuerst, mitgetheilt. Alle haben mein Urtheil, gegen welches ich misstrauisch bin, bestätigt.“ Dass sich Hamann hierin irrte, bewies Kant's Recension dieses ersten Theils von Herder's Ideen (in unserer Ausgabe Bd. VII, Abth. I. S. 337—52), aber Hamann selbst sah auch bald seine Täuschung ein und gesteht in dem Briefe an Herder vom 6. Febr. 1785**: „Kant ist von seinem Systeme zu voll, um Sie unparteiisch beurtheilen zu können. Auch ist noch keiner im Stande, Ihren Plan zu übersehen.“ Wie Herder selbst diese Recension aufnahm unmittelbar nach ihrem Erscheinen, erkennt man am unbefangenen aus seinem eigenen Schreiben an Hamann vom 28. Febr. 1785***, das am Schlusse wie beiläufig dieser Angelegenheit erwähnend mit kalter Berechnung den Pfeil abschießt: „Es ist sonderbar, dass die Metaphysiker, wie Ihr Kant, auch in

* Sie wurde zuerst abgedruckt bei Rink, Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion, 1800, S. 120—34, dann in Hamann's Werken Bd. VII, S. 1—16. Beide Abdrücke stimmen genau überein bis auf den letzten Absatz, der in der Roth'schen Ausgabe allein vorhanden ist. Roth hatte keine Vergleichung gemacht, wie er in der Vorrede sagt.

** Ebendas. Bd. VII, S. 208.

*** Ebendas. Bd. VII, S. 227.

der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als aus der Welt leugnen. Ich will Feuer und Holz zusammentragen, die historische Flamme recht gross zu machen, wenn es auch abermals, wie die Urkunde, der Scheiterhaufen meines philosophischen Gerüchts seyn sollte. Lass sie in ihrem kalten, leeren Eis-Himmel speculiren!“ Hamann sucht vermittelnd zu entschuldigen und zu rechtfertigen in dem Briefe an Herder vom 8. Mai: „ich habe Ihre Ideen seitdem zweimal gelesen, aber selbige nicht zu Hause gehabt, um sie mit der Recension der allgemeinen Literaturzeitung vergleichen zu können. Kant hat mich durch Erkenntlichkeit für meinen Sohn gefesselt, um eben wie Sie jedes Missverhältniss zu vermeiden. Den alten Adam seiner Autorschaft bei Seite gesetzt, ist er wirklich ein dienstfertiger, uneigennütziger und im Grunde gut und edel gesinnter Mann von Talenten und Verdiensten. In Ihren Ideen sind manche Stellen, die auf ihn und sein System wie Pfeile gerichtet zu seyn scheinen, ohne dass Sie an ihn gedacht haben mögen; und ich vermuthe eben so, dass in seiner Recension Manches nicht so arg gemeint gewesen seyn mag, als es vielleicht von Ihnen gedeutet wird. Ja, ich mache täglich in meinem Hause die Erfahrung, dass man aus zwei Gesichtspunkten sich immer einander widersprechen muss, und niemals einig werden kann, und dass es unmöglich ist, diese Gesichtspunkte zu wechseln, ohne sich die grösste Gewalt anzuthun. Unser Wissen ist Stückwerk: Diese grosse Wahrheit ist kein Dogmatiker im Stande recht zu fühlen, wenn er seine Rolle und noch dazu gut spielen soll: und durch einen unvermeidlichen Cirkel der reinen Vernunft wird die Skepsis selbst zum Dogma.“ Hamann kommt noch einmal in einem Briefe an Herder vom 19. Jan. 1786 darauf zurück: Ei, Ei! mein lieber Gevatter, Landsmann und Freund, dass Ihnen die Schläge Ihres alten Lehrers so weh thun, gefällt mir nicht recht. Dies gehört zum Autorspiel, und ohne diese *veniam mutuam* muss man sich gar nicht einlassen. Jeder gute Kopf hat so einen Satans-Engel nöthig statt

eines *memento-mori* — und die bittere Aloe macht rothe Wangen, befördert den Umlauf des Bluts und den Fortgang der Arbeit, besonders so lange noch diese unter dem Amboss ist. Das dient im Grunde Alles zu Ihrem und Ihres Werks Bestem, wenn Sie es gut anwenden wollen — *et ab hoste concilium*. Und das ist Kant nicht. — Sind Sie nicht erst in der Hälfte Ihrer Ideen? Sind seine Erinnerungen ohne Grund, so fallen sie von selbst weg. Haben sie Grund: desto besser für Sie, ihn noch bei Zeiten zu entdecken und sich darnach richten zu können.“ —

Über das ausserordentliche Aufsehen, das damals diese Recension Kant's erregte, erhielt ich von dem geheimen Staatsrath Nicolovius*, der gerade zu dieser Zeit in Königsberg seine Studien machte und mit grosser Aufmerksamkeit, von Kant einer näheren Bekanntschaft gewürdigt, sein literarisches Wirken beobachtete, noch nachstehende Mittheilung. Es erschien im Deutschen Mercur (Februarheft 1785) eine sehr heftig angreifende Entgegnung aus der Feder des damals noch unbekanntenen Reinhold, der bald darauf die Rolle des anmaassenden Gegners mit der eines enthusiastischen Schülers und Beförderungers der Kant'schen Philosophie auf der Universität Jena vertauschte. Kant fand sich zwar nicht zu einer Widerlegung, aber doch zu einer Abfertigung des Gegners bewogen. Diese Abfertigung erschien „als Erinnerungen des Recensenten . . . über ein im Februar des Deutschen Mercur gegen diese Recens. gerichtetes Schreiben“ auf dem blauen Umschlage der allgemeinen Literatur-Zeitung, welche die Recension geliefert hatte. Sie war kurz, aber durch den gereizten kalten Ton und durch das unumwundener Urtheil über Herder merkwürdig**.

* Er theilte mir diese Nachrichten in einem Schreiben vom 16. Octbr. 1839 mit, wahrscheinlich einem der letzten Schreiben des verehrten Mannes, das mir erst nach seinem Tode übersandt wurde.

** Hartenstein hat diese Erinnerungen in seiner Ausgabe Bd. IV, S. 325 bei dem Abdruck dieser Recension eingeschaltet.

Über die im J. 1785 erschienene Grundlegung zur Metaphysik der Sitten giebt Hamann zuerst dem Verleger Hartknoch unter dem 10. August 1784 Nachricht: „Kant's Amanuensis, Jachmann*, arbeitet fleissig an dem Prodomo der Metaphysik der Sitten; vielleicht wissen Sie, wie stark das Werk werden wird.“ Als sie gedruckt im April 1785 nur erst in vier Exemplaren für den Verfasser nach Königsberg gekommen war, von denen eins Hippel erhielt und an Hamann sogleich mittheilt, berichtet er an Herder am 14. April: „Hippel's Exemplar bekam ich zum Durchlesen, womit ich auch in einigen Stunden fertig wurde. — Sie können sich leicht vorstellen, wie? Statt der reinen Vernunft, ist hier von einem anderen Hirn-gepinnste und Idol die Rede: vom guten Willen. Dass Kant einer unserer scharfsinnigsten Köpfe ist, muss ihm auch sein Feind einräumen, aber leider ist dieser Scharfsinn sein böser Dämon, fast wie Lessing's seiner: denn eine neue Scholastik und ein neues Papstthum sind die beiden Midas-Ohren unseres herrschenden Säculi.“ — Und allerdings herrschte schon Kant im Publicum, denn in wenigen Monaten war die erste Auflage dieses Werks vergriffen und schon zu Anfang des Jahres 1786 erschien ein zweiter fast unveränderter Abdruck.

Über Kant's Beantwortung der Frage, was ist Aufklärung? die er in dem Decemberhefte der Berliner Monatsschrift bekannt machte (in unsrer Ausgabe Bd. VII, Abth. I. S. 143—54, vergl. meine Bemerkung in der Vorrede, S. VIII), schreibt Hamann einen humoristischen, aber gedankenschweren Brief an seinen vertrautesten Freund in Königsberg, den Professor Kraus im Decbr. 1784**, welchem er noch eine Nachschrift mit folgendem Hauptsatze anhängt: „Meine Verklärung der Kant'schen Er-

* Der nachherige Biograph Kant's, der noch gegenwärtig als Geheimer-Regierungsrath Mitglied des Provincial-Schulcollegiums zu Königsberg ist.

** Abgedruckt in Hamann's Werken Bd. VII, S. 187—93.

klärung läuft also darauf hinaus, dass wahre Aufklärung in einem Ausgange des unmündigen Menschen aus einer allerhöchst selbst verschuldeten Vormundschaft bestehe.“

Eine bemerkenswerthe Verirrung einiger Königsberger Studenten, die Kant's Namen missbrauchten, gehört in das Jahr 1785. Hamann erzählt sie in einem Briefe an Herder vom 18. August nach Einsehung der Acten*, und ich vermag diesem Berichte aus den hiesigen Universitätsacten nichts Wesentliches weiter hinzuzusetzen. „Ich besuchte gestern einmal unsern Oberhofprediger Schulz, der mir die Acten einer Erscheinung zu lesen gab, die viel Aufsehen macht. Es betrifft eine Bande von Religionsspöttern, die aus 50 Studenten der Theologie bestehen soll. Sie geben sich für Kantianer aus, könnten eher Schulzianer heissen, aber noch eigentlicher Domnauer“ (wohl mit Hinspielung auf den Spitznamen dieser Stadt, die für Ostpreussen ein gleiches Schicksal mit Schilda trägt). „Ein Kreiscalculator Schulz in Domnau hat einen Sohn, der sich bei seinem Vater aufhält und mit dem dortigen Pfarrer Riedel in Bekanntschaft kommt. Dieser würdige Mann empfiehlt ihn zum Hofmeister bei einem Edelmann. Wie sein Untergebener eingeseget wird, platzt der Lehrmeister mit seiner bisher heimlichen Weisheit auf einmal heraus, ermahnt ihn, alles bisher Gelernte als Pfaffenschwätz zu vergessen, und sich nunmehr der moralischen Führung seines Hofmeisters zu überlassen. Dieser Unfug wird immer öffentlicher und lauter von ihm getrieben, selbst in der Kirche. Der Pfarrer schreibt einen ganz vernünftigen Brief an ihn, kündigt ihm allen bisherigen Umgang und Zutritt in seinem Hause auf, und beklagt es, ihn zum Hofmeister in Vorschlag gebracht zu haben. Hierauf kommt eine Antwort *entre chien et loup*; worauf wieder eine gesetzte und gründliche Replik vom Pfarrer erfolgt, die der

* Werke Bd. VII, S. 274 — 46. Gedrängter erzählt er dasselbe Ereigniss an G. E. Linder am 4. Oct. 1785, ebendas. S. 289.

junge Mensch mit Wuth und Unverschämtheit erwiedert, worauf Riedel die Sache an das Consistorium berichtet. Der Urheber dieses Handels hat alles gestanden und sich mit vier seines Gelichters unterschrieben, dass keine Sittenlehre noch gesunde Vernunft, noch öffentliche Glückseligkeit mit dem Christenthume bestehen könne. Ob Kant von diesem ebenso lächerlichen als ärgerlichen Vorfall unterrichtet ist, weiss ich nicht.“ Aber nach sechs Wochen konnte Hamann mit vollem Recht schon hinzusetzen: „diese Domnauer haben aber bald ausgeschwärmt, und man hört jetzt nicht mehr von ihnen.“

Am Ende des Jahres 1785 (9. Novbr.) schreibt Hamann an Herder über Kant's Aufnahme des zweiten Theils der Ideen. „Den zweiten Theil Ihrer Ideen habe ich gleich beim Empfange verschlungen. Kant liess mich auch darum ersuchen und behielt es wider seine Gewohnheit über eine Woche. Er schien mit den zwei ersten Büchern (dem 6. u. 7.) sehr zufrieden, die er besser zu beurtheilen im Stande ist als ich*. — Zu Anfang des Jahres 1787 dedicirte Jung-Stilling Herder'n und Kant gemeinschaftlich seine „Blicke in die Geheimnisse der Natur“. Kant machte mit seinem Exemplar (— wie es seine Gewohnheit war, ihm zugesandte oder selbst gewidmete Werke an seine Bekannte zu schenken, von denen er glauben mochte, dass sie diese Bücher mehr gebrauchen würden, als er) ein Geschenk an Hamann, das demselben zwar aus Kant's Hand sehr angenehm war, aber seinem Geschmacke durchaus nicht zusagte. Er äussert sich darüber an Hartknoch am 17. Febr. 1787 **: „Kant schenkte mir sein Exemplar, das ich eben so wenig habe ausstehen und lesen können, so sehr ich mich über dieses Geschenk auch gefreut habe.“

* Man vergleiche damit die Recension Kant's von diesem zweiten Theile, abgedruckt in unserer Ausgabe Bd. VII, Abth. I. S. 352—62., in welcher das Gesammturtheil von dem des ersten wenig verschieden ist.

** Werke, Bd. VII, S. 352; auf ähnliche Weise an Kriegs Rath Sch e f f n e r am 21. März, ebendas. S. 355.

Als in dem Briefwechsel Hamann's mit Herder des kritischen Philosophen seltener Erwähnung geschah, da die Verwundung durch die Recension der Ideen stets eine bittere Erinnerung bei jenem aufregte, so werden wir durch die dann häufiger geführte Correspondenz Hamann's mit Jacobi dafür entschädigt. Am 3. Octbr. 1785, nachdem Jacobi's Schrift „über die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn“ erschienen war, schreibt Hamann an den Verfasser*: „Kant ist mit Ihrem Vortrag und dem Inhalt der ganzen Aufgabe sehr zufrieden. Aus dem System des Spinoza hat er niemals einen Sinn ziehen können, und mit Kraus ein Langes und Breites darüber gesprochen, der aber Ihre Schrift noch nicht gelesen.“ — „Da liegt Michaelis' Dogmatik, an der Kant soviel Geschmak gefunden.“ Einige Wochen später (25. Oct.) schreibt er demselben: „Kraus sagte mir, dass Kant sich vorgenommen, Mendelssohn zu widerlegen und den ersten Versuch einer polemischen Schrift gegen ihn zu machen. Er hätte ihm aber gestanden, dass es ihm eben so wie Mendelssohn gehe, und er ihre Auslegung so wenig, als den Text des Spinoza sich selbst verständlich machen könne. Mir selbst scheint der reine helle Kopf des Kabbalisten und Cartesianers noch eine sehr willkührliche Voraussetzung. — Kant war sehr neugierig, Ihre Schrift zu lesen, ehe er sie im Kayserling'schen Hause abgeben würde, und schien mir auch mit der Art, wie Sie den *statum causae* exponirt und dargestellt hätten, vergnügt zu seyn. Mehr konnte ich damals nicht herausbringen.“ Und schon wieder am 3. November schreibt er an Jacobi: „Vorgestern besuchte ich Kant, er gab mir den Brief des Mendelssohn zu lesen, mit dem er ihm seine Vorlesungen** zugeschickt unter

* F. H. Jacobi's Werke, Bd. IV, Abth. 3. S. 82. Die zweite Ausgabe dieser Schrift schickte Jacobi selbst an Kant, und die darüber handelnden 2 Briefe befinden sich Bd. III, S. 520 — 33.

** Über diese schreibt Hamann an Herder am 2. April 1786 (Werke Bd. VII, S. 311.): „Es geht mir mit Kant, wie ihm mit den Berlinern. Men-

dem 17. Octbr. Ich versprach ihm keinen Missbrauch davon zu machen, und muss Ihnen im Vertrauen sagen, dass man dort über Ihr Büchlein sehr erbittert und aufgebracht zu seyn scheint. Dieses melde ich Ihnen mit wiederholter Bitte, sich nicht aufbringen, noch in Harnisch jagen zu lassen, sondern desto gleichgültiger zu seyn. Kant wunderte sich selbst. Er hat Hippeln schon diesen Brief mitgetheilt, der mir nicht eine Sylbe davon gesagt und sich über Kant's Vertraulichkeit wundert. Sie merken hieraus das Verhältniss des Politici gegen den Philosophen und Philologen, nicht eben zu unserem beiderseitigen Vortheil. Kant hat sich vorgenommen, mit aller Kälte sich in einen Gang mit Mendelssohn einzulassen, woran ich viel Antheil nehme, und ihn dazu aufgemuntert habe. Eine kleine Diversion kann Ihrer guten Sache nicht schaden. Ich bitte also nochmals, enthalten Sie sich, entziehen Sie sich, soviel Sie können. Man versteht Sie nicht, und hierin sind Sie mit Kant und vielleicht dem Prediger in der Wüste in gleicher Verdammniss“, worunter Hamann sich selbst versteht, wie er oft in den Briefen an Jacobi unter diesem Titel sich einführt. In dem Briefe von dem 12. Novbr. erzählt er an Jacobi die sonst nicht bekannte Eigenheit Kant's, dass er sich durch das Lesen langweiliger Bücher eingeschläfert habe: „Wie Kant noch Magister war, pflegte er oft im Scherz zu erzählen, dass er immer *Happeli relationes curiosas* lesen müssen vorm Schlafengehen. Darnach kam die Reihe an Basedow's Philalethie u. s. w.“ Im Briefe vom 20. Nov. giebt er Kant's Urtheil über seine eigenen Schriften: „Es soll Ihnen nicht gelingen, mich auf meine *opuscula profligata* und *praeludia* meiner Autorschaft eitel zu machen. Kant war mit der Apologie des Buchstaben H. (von Hamann) so zufrieden, dass er mir wünschte, diesen Ton zum Muster zu adoptiren.“ Und ebendasselbst: „Kant hat mir gestan-

delssohn's Vorlesungen sind ihm ein System der Täuschung, die der Mendelssohn'schen Beschreibung eines Mondsüchtigen ähnlich ist.“

den, den Spinoza niemals recht studirt zu haben, und von seinem eigenen System eingenommen, hat er weder Lust noch Zeit sich in fremde einzulassen. Mit Ihrem Vortrag war er sehr zufrieden, und diesen beneidet er auch dem Mendelssohn. Er ist ein sehr angenehmer Schwätzer in Gesellschaften, und könnte es noch unterhaltender für das Publicum seyn. Er liest alles Neue besonders im historischen und geographischen Fache, und hat ein sehr glückliches Gedächtniss, die schwersten Namen zu behalten“. Am 14. Dec. meldet er Jacobi, dass er von Kant's Amanuensis (Jachmann) gehört habe, „dass Kant sich mit Mendelssohn nicht einlassen wollte, weil die Morgenstunden ihn eigentlich nicht selbst betreffen, wie er anfänglich gedacht und weil er mit seinen eigenen Arbeiten zu sehr beschäftigt wäre.“ Hamann ist damit unzufrieden und schreibt noch am 28. Dec.: „ich werde noch Alles anwenden, um Kant zum Schreiben aufzubringen.“

Doch schon am 4. Jan. 1786 ward Moses Mendelssohn den erneuerten Angriffen einer scharfen Polemik durch den Tod entzogen. Kant soll nach Hamann's Bericht an Jacobi* vom 15. Jan. 1786 bei der Nachricht von diesem Tode geäußert haben: „Die Christen hätten Nichts, desto mehr seine eigene Nation verloren, um die er sich auch in Handlungsgeschäften und öffentlichen Angelegenheiten sehr verdient gemacht haben soll, durch sein gesundes praktisches Urtheil. Von seiner Schreibart ist Kant ganz eingenommen, bewunderte einst sein Jerusalem wie ein unwiderlegliches Buch, ist noch Willens, mit der Zeit über die Morgenstunden etwas herauszugeben, eilt aber jetzt mit der Ausgabe seiner eigenen Werke. Ich mag darüber nicht ein Wort gegen Kant verlieren, weil er von der Überlegenheit seines Systems eben so überzeugt ist, als ich Misstrauen dagegen habe. Hippel meinte, es würde unserem Kant bald eben so ergehen.“ Am 4. März meldet noch Hamann an Jacobi, „dass er Kant besucht

* Jacobi's Werke, a. a. O. S. 142.

habe, und dass dieser voll von der Mendelssohn'schen Sache ist, wiewohl sie beide in ihren Urtheilen von einander weit verschieden wären.“ Indess was Hamann von Kant in Bezug auf Mendelssohn erwartete, unterblieb; er beschränkte sich auf „einige Bemerkungen zu Jacob's Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden,“ die im ersten Bande unsrer Ausgabe S. 391—98 abgedruckt sind. Über Kant's Rectorat schreibt er an Jacobi unter dem 25. März: „Kant wird zum ersten Male *Rector magnificus*, und der Actus geschieht den Tag nach seinem Geburtstage. Bei seiner Wahl sind viele Schwierigkeiten gewesen*, die Kraus durch eine meisterhafte Deduction erläutert und gehoben, welche ich ohne sein Wissen zu lesen bekommen. Kant hat sich auf eine sehr edle philosophische Art dabei betragen, die seinem guten Charakter, den ihm Niemand absprechen kann, Ehre macht. Er arbeitet jetzt an einer neuen Auflage der Kritik.“ Diese erschien 1787 mit wesentlichen Veränderungen, worüber die Vorrede zum zweiten Bande unserer Ausgabe näher berichtet. Am 9. April** kommt Hamann ausführlicher auf Kant's Verhältniss zu Mendelssohn zurück: „Von Brahl“ (einem durch seine Kenntnisse wie durch sein Urtheil höchst achtungswerthen Manne) „erhielt ich den vorläufigen Wink, dass Kant sollte ersucht worden seyn aus Berlin, den Schiedsrichter abzugeben, wozu er denn wohl zu klug ist. Er soll sich aber auch so etwas haben entfahren lassen, und es ist wahrscheinlich, dass er von seinem gewesenen Schüler Dr. Herz darum ersucht worden***. Kant hat

* Wegen eines alten Herkommens in der philosophischen Facultät, dass wenn vier Professoren aus dieser Facultät in ihrer Reihenfolge das Rectorat geführt hatten, dieses ohne weitere Wahl auf den Senior in der Facultät zurückkehren sollte, was damals der schon genannte Professor Buck war.

** Jacobi's Werke, a. a. O. S. 202—4.

*** Man vergleiche damit Kant's Brief vom 7. April 1786 an Dr. Herz, den ich in der ersten Abtheilung S. 51—52 aus der Handschrift mitgetheilt habe.

erklärt (in einer Gesellschaft bei Hippel, in welcher Hamann's Sohn Michael zugegen war), dass er etwas in die (Berliner) Monatschrift über die Verdienste Mendelssohn's um die Jüdische und christliche Religion wollte einrücken lassen, wenn es dort aufgenommen würde; und soll bis zur Schwärmerei von Mendelssohn's Original-Genie und seinem Jerusalem eingenommen gewesen seyn. Das erste soll er in die Geschicklichkeit gesetzt haben, mit der Mendelssohn die Kunst sich jeden Umstand zu Nutzen zu machen gewusst, jede Hypothese in ihr günstiges Licht zu setzen. — Kant ist ein Mann von eben so grossen Talenten, als guten und edlen Gesinnungen, der sich von Vorurtheilen sehr begeistern lässt, aber sich nicht schämt, selbige zu widerrufen, abzulegen und zu verleugnen. Man muss ihm nur dazu Zeit lassen, selbst in sich zu gehen. Er plaudert lieber, als er hört. In puncto seines Systems und dadurch erworbenen Ruhms ist er gegenwärtig ein wenig kitzlicher und eingenommener, wie Sie selbst leicht erachten können. Das ist nicht ganz seine, sondern vornehmlich des lieben Publici Schuld. Man kann es ihm also nicht ganz verargen. — Auf unsern Kritiker bauen Sie nicht und haben es auch gar nicht nöthig. Lassen Sie der Wahrheit ihren geraden Lauf und jedem seine Freiheit. Sie fahren dadurch am sichersten und besten. Mir ist eben soviel daran gelegen, dass er (Kant) mit seiner Arbeit herausrückt, als Ihnen nur seyn kann. — Also Kant's Neutralität lassen Sie sich gar nicht beunruhigen. Alle meine Verbindlichkeiten, die ich ihm schuldig bin, sollen mich nicht abhalten, so zu schreiben, als ich denke; und ich besorge von mir keinen Neid noch Eifersucht auf seinen Ruhm. Ich habe schon manchen harten Strauss mit ihm (Kant), und bisweilen offenbar Unrecht gehabt. Er ist darum immer mein Freund geblieben, und Sie werden ihn auch nicht zu Ihrem Feinde machen, wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben, die Sie ihr schuldig sind und angelobt haben. Von jedem Systematiker müssen Sie eben die Denkungsart erwarten, dass er von seinem System wie

ein Römisch-Katholischer von seiner einzigen Kirche denkt; und eben das Principium, das in Lessing und Mendelssohn war, scheint auch Kant's *πρωτων ψευδος* zu seyn, wiewohl er, wie ich vermuthe, ohne Heuchelei von der Offenbarung bescheidener redet und selbige mit in sein Interesse zu ziehen scheint.“ Über den zahlreichen Besuch der Vorlesungen Kant's im Sommer 1786 schreibt Hamann am 7. Mai*: „Ging schon um 6 Uhr Morgens mit meinem Michel (seinem Sohne) aus, der bei Kant eine Stunde früher, als er liest, einen Platz sich aussuchen muss, wenigstens die ersten Monate beim Anfang eines Semesters, so gewaltig ist sein Zulauf.“

Nach der Überbringung der Schrift Jacobi's „wider Mendelssohn's Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessing's“ (im April 1786 gedruckt) an Kant, schreibt Hamann dem Verfasser unter dem 13. Mai 1786; „In einer Viertelstunde brachte der Bote mir Deine zwei Exemplare. Ich laufe stehenden Fusses zu Kant, der sich schon darnach bei Crispus (Prof. Kraus) erkundigt hatte. Er freute sich sehr, mich zu sehen und auf das Buch. Eine Autorangelegenheit ging ihm auch im Kopf herum, die er mir sogleich mittheilte. Es ist die Tübingische Recension seiner Moral (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten). Schütz (in Jena) hatte ihn auf eine Widerlegung eines Kirchenraths Tittel vorbereitet, der ein Commentator des Feder seyn soll, der mir bisher ganz unbekannt geblieben ist. Vielleicht ist die ganze Widerlegung diese kahle Recension, die Kanten nicht anficht, aber für wichtig genug vom schwachen Freunden gehalten worden, sie ihm zu Gefallen hier nicht circuliren zu lassen.“ Am 12. Juli** berichtet Hamann an Jacobi: „Kant schreibt über das Mendelssohn'sche Orientiren etwas, aber er ist Dein Freund.“ Diese Abhandlung, welche zuerst im Octoberheft der Berliner Monatsschrift

* Jacobi's Werke a. a. O. S. 226.

** Ebendas. S. 259.

erschien, wurde nur mittelbar durch die beiden letzten Schriften des Mendelssohn veranlasst: sie ist in unserer Ausgabe Bd. I, S. 371—90 abgedruckt, womit Kant's Brief an Jacobi aus dem Oct. 1789 Bd. XI. (Abth. I, S. 118—20) zu vergleichen bleibt.

Da Hamann bei allen literarischen Neuigkeiten gern die Rolle des Mercur übernahm, und dadurch bisweilen der Zurückhaltung Kant's zu nahe getreten seyn mochte, so strafte ihn Kant auf seine eigenthümliche Weise, wie dies Hamann selbst mit ergötzlicher Naivität am 9. Nov. an Jacobi erzählt*: „Diesen Augenblick schickt mir Crispus (Prof. Kraus) im Namen Kant's drei Schriften gegen ihn, die er nicht des Lesens würdigt und ausdrücklich an den neugierigen alten Mann gewiesen hat. Sie sind zu Marburg herausgekommen, wo seine Philosophie Contrebande ist, wie einst die Crusianische hier wurde. Kant hat diese Sachen ohne Brief erhalten, und das Porto macht ihn verdriesslich.“ Am 30. Jan. 1787 meldet Hamann an Jacobi, dass Kant seine eigene Haushaltung anlegen will und den Kopf davon voll hat; und am 17. Apr., „dass Kant mit des damals eben verstorbenen Wizenmann's (des vertrauten Freundes von Jacobi) Schrift „die Resultate Jacobi'scher und Mendelssohn'scher Philosophie“ ungemein zufrieden seyn soll, namentlich in Bezug auf dessen Styl.“ Hamann erwähnt noch einmal dieses Verhältnisses im Briefe vom 27. Apr. 1787**: Prof. Kraus versichere ihm von Kant, dass er den Tod Wizenmann's sehr bedauert und Lust gehabt hätte, sich näher mit ihm einzulassen. Seine eigene Verbindung mit Kant wird zum letzten Male in dem Briefe vom 13. Mai berührt, fünf Wochen bevor er Königsberg für immer verliess. „Kant nimmt viel Antheil an meinem Schicksal (seiner Entlassung aus dem Staatsdienste mit einer geringen Pension), dachte auch an Dich (Jacobi) und Dein Gespräch

* Jacobi's Werke a. a. O. S. 307.

** Ebendas. S. 346.

in allem Guten und mit Dank.“ Wie Jacobi aber damals über Kant dachte, ergiebt sich am deutlichsten aus einem Briefe desselben an Georg Forster vom 20. Dec. 1788*: „Wegen Ihres Streites mit Kant habe ich die Hefte des Mercur aufgesucht; ich werde sie nächstens lesen und Ihnen dann offenherzig meine Meinung sagen, wenn es nicht dabei auf eine Gelehrsamkeit ankommt, die ich nicht besitze, welches leicht der Fall seyn könnte. Sie glaubten, ich liebte die Kant'sche Philosophie bis auf einen gewissen Punkt zu sehr, um gegen sie zu streiten. Das nun wohl nicht, vielmehr däucht mir, ich habe sie in dem Gespräche über Idealismus und Realismus so ziemlich von allen Seiten angegriffen. Kant selbst aber verehere ich als einen Mann von ausserordentlichem Geiste. Sein System ist die bis aufs Höchste getriebene Ausführung des Cartesianischen Satzes: *cogito ergo sum*, den ich lieber umkehren möchte: und deswegen habe ich einige Hoffnung, dass diese Revolution die letzte der Cartesianischen Lehre seyn werde“**.

Hamann's genaueste Freunde und Umgangsgenossen aus der letzten Zeit seines Lebens in Königsberg, Kraus und Hippel, waren auch in derselben Periode zugleich in den vertrauteren Umgang mit Kant gekommen. Kant kaufte in dieser Zeit (1783) ein eigenes Haus, das er bis an sein Lebensende besessen und bewohnt hat. Es liegt in der Nähe des Schlosses, in der Prinzessinstrasse, dem Mittelpunkte der Stadt: es ist von dem gegenwärtigen Besitzer mit einer eingemauerten Marmorplatte versehen, auf der die Inschrift befindlich ist: „Immanuel Kant wohnte und lehrte hier von 1783 bis zum 12. Febr. 1804.“ Einige Jahre später (1786) richtete er sich seine eigene Ökonomie mit grosser Einfachheit ein, wie denn überhaupt der Besitz eines reichlichen

* Jacobi's Werke Bd. III, S. 518.

** Vergl. damit Jacobi's Antwort auf Kant's Brief aus dem Octbr. 1789, den ich in der ersten Abtheilung dieses Bandes, S. 118—20 habe abdrucken lassen; sie ist in Jacobi's Werken III, S. 525—33.

Hausgeräths bei ihm keine Billigung fand. Von dieser Zeit ab hat er sich täglich, mit Ausnahme des Sonntags, wo er regelmässig selbst ausserhalb seines Hauses bei Kaufmann Motherby zu Mittag ass, einen bis zwei Tischgenossen, für grössere Mittagsmahle, die sich nicht selten bei ihm wiederholten, stieg er bis zur Zahl von fünf Tischgästen, indem er überhaupt etwa nur für sechs Speisende sein Hausgeräth hatte einrichten lassen. Wie häufig Kraus in der ersten Zeit von Kant's eigener häuslicher Wirthschaft seinen Tisch mit ihm theilte, ergiebt sich aus einigen Briefen des ersteren an Auerswald, die in dessen Lebensbeschreibung von Voigt theils auszugsweise, theils vollständig geliefert sind. Eben so häufig war Kraus der Begleiter Kant's auf dessen Spaziergängen, für welche sie weniger besuchte Gegenden vorzogen, um in ihren lebhaft geführten Gesprächen nicht unterbrochen zu werden. Kant äusserte zu wiederholten Malen gegen seine vertrauerten Umgebungen, dass er Kraus für einen der grössten Köpfe halte, welche die Welt hervorgebracht habe. „Unter allen Menschen, die ich in meinem Leben gekannt habe, finde ich Niemand mit solchen Talenten, Alles zu fassen und Alles zu lernen, und doch in jeder Sache als vortrefflich und ausgezeichnet dazustehen, als unsern Professor Kraus. Er ist ein ganz einziger Mensch“*. Dagegen versagte sich Kraus seine einzige Erholung, einen gewohnten Aufenthalt während der Universitäts-Ferien im Sommer in Faulen, dem Landgute seines Freundes von Auerswald, „um diese Ferien bei seinem alten Lehrer Kant zuzubringen.“ Ein anderes Mal schrieb Kraus: „Es liegt blos daran, dass mein Kant in meiner Abwesenheit gar keinen Tischgenossen hätte, welches immer ein sehr starkes Gegenargument zur Reise ist.“ Oder „mit der Reise zu Ihnen sieht es noch immer misslich aus, da ich nicht weiss, wie ich meinen trefflichen Vater Kant verlassen soll.“

* Voigt, das Leben des Prof. Kraus, S. 129 — 35; 161; 170; 173; 183; 198; 200.

Wenn beide Männer seit 1790 aus dem täglichen Umgange mehr aus einander kamen, so lag dies in Kraus Lebensweise, dem das längere Sitzenbleiben am Mittagstisch, wie es bei Kant zu geschehen pflegte, in zu häufiger Wiederholung nicht behagte. Aber bis an Kant's Lebensende blieb in gegenseitiger Hochachtung ihr Umgang erhalten, und so oft sich beide in Kant's Hause und ausserhalb desselben sahen, wussten sie es so einzurichten, dass sie neben einander zu sitzen kamen, und blieben vorzugsweise im Gespräch mit einander. Wie Kraus seinem Lehrer gegen übermüthige Angriffe zu vertheidigen verstand, beweist seine gelehrte und scharf abweisende Recension* von Meiners Grundriss der Geschichte der Weltweisheit, mit welcher Kant überaus zufrieden war.

Mit Hippel pflegte Kant nicht so innigen Umgang, wie dies bei der Persönlichkeit des ersteren überhaupt unmöglich war, aber ihr gegenseitiges Verhältniss beruhte nicht nur auf wahrhafter Hochachtung gegen einander, sondern es wurde noch lebhafter durch den hohen Genuss geistreicher Unterhaltung genährt, die von beiden Seiten auf die verschiedenartigsten Gegenstände der Wissenschaft und des politischen Lebens ausgedehnt wurde. Daraus wird zugleich erklärt neben der eigenen Äusserung Kant's vom 6. Dec. 1796, die wir in der ersten Abtheilung dieses Bandes über Hippel's Autorschaft haben abdrucken lassen, wie Hippel vielfache Ansichten des philosophischen Freundes, in häufigen Gesprächen verarbeitet, zuletzt wie sein erworbenes Eigenthum betrachtet, und in seiner Ausdrucksweise umgestaltet früher als Kant selbst bekannt gemacht hat. Dies geschah vornehmlich im zweiten Theile der Lebensläufe in aufsteigender Linie, der bereits 1779 erschien, und in vielen Hauptsätzen der speculativen und praktischen Philosophie als Vorläufer der Kritik der reinen Vernunft (1781) und der Kritik der praktischen Vernunft (1787) an-

* Abgedruckt in der allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1787. Nr. 82, und daraus in Kraus's vermischten Schriften Bd. VI, S. 437—488.

gesehen werden darf*. Hippel soll es selbst vertraulich gegen seinen Freund Borowski** geäußert haben, dass sein Zweck bei jenem Buche gewesen sey, manche aus Kant's Umgang und nachgeschriebenen Heften seiner Vorträge aufgefasste Ideen mehr zu popularisiren, und sie auf diesem Wege weiter zu verbreiten, als sie damals bei dem noch nicht durch den Druck bekannt gemachten Systeme Eingang gefunden hatten. Wie Kant aber selbst keine Verpflichtung für sich anerkannte, zur Popularität seiner Lehre beizutragen, giebt er selbst in seiner Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft (Bd. VIII, S. 114 n. Ausg.) deutlich genug zu verstehen.

Beide Männer hatten indess ihren Umgang doch vorzugsweise auf gegenseitige Einladung als Tischgäste beschränkt; am häufigsten kamen sie in den J. 1770 — 90 zusammen, aber auch bis zum vorletzten Jahre von Hippel's Tode (1796) blieb der Verkehr, wenn auch seltner, doch in ununterbrochenem Fortgange. Als interessante Belege für den Ton, der in ihrem Umgange herrschte, mögen die beiden nachfolgenden Schreiben Kant's dienen, von denen das ältere eine Bitte enthält, Hippel als erster Bürgermeister, Policei-Director und Aufseher der Stadtgefängnisse möge ihm in seinem neu erworbenen Besitztum, dessen Garten an die Schützerei (ein Criminalgefängnis) grenzte, den Genuss ungestörter Ruhe gewähren. Im zweiten sandte Kant auf originelle Weise, in einer beiläufigen Bitte um Verlängerung eines Stipendiums für einen Studirenden, seinen Glückwunsch zu Hippel's Erhebung in den Adelstand.

* Vergl. Biographie von Hippel, Gotha 1801, S. 299 (besonderer Abdruck aus Schlichtegroll's Nekrolog); Theod. Mundt's Hippel's Lebenslauf nach aufsteigender Linie in Hasse's Zeitgenossen Bd. IV, S. 167—70.

** Desselben, „über das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe“ u. s. w. Kgsbrg. 1797, S. 30 u. flg. Vergleiche damit Hippel's Brief an Scheffner vom 10. April 1781 in Hippel's Werken, Bd. XIV, S. 212. und Rosenkranz a. a. O. Bd. XII, S. 287. —

Königsberg, den 9. Juli 1784*.

Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schlossgraben**, wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängnisse, abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, dass sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenn gleich ihre Stimme beim Singen dahin gemässigt würde, dass sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugniß des Schützen***, um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, können sie dessenungeachtet doch bekommen; denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen zu lassen und ihm Obiges zur beständigen Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen, und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemüht gewesen und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener
I. Kant.

An denselben.

Königsberg, den 29. Sept. 1786†.

Ew. Wohlgeboren bezeige meine herzliche Freude an der verdienten, Ihrem Namen beigefügten Distinction, welche zwar Ihrer wohlgegründeten öffentlichen Ehre keinen Zu-

* Aus (Dorow's) Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur; Neue Folge, Berlin, 1841. (5. Bd. d. früh. Sammlung) S. 161—62.

** An demselben lagen Kant's Haus und Garten.

*** Des Gefängnißwärters.

† Aus Dorow a. a. O. S. 163—64.

satz verschaffen kann, aber dennoch ein Zeichen ist, dass Sie künftig in Ihrer Absicht, Gutes zu stiften, weniger Hinderniss antreffen werden, ein Interesse, welches, wie ich weiss, Ihnen allein am Herzen liegt.

Erlauben Sie, dass ich, Ihrer gütigen Aufmunterung gemäss, dazu jetzt von Seiten der Universität eine Gelegenheit in Vorschlag bringe. Herr Jachmann der Ältere* sagt mir, dass sein Stipendium, welches er durch Ew. Wohlgeboren Vorsorge bisher genossen hat, mit diesem Michael zu Ende gehe. Da er sich jetzt seinem medicinischen Studium mit Eifer widmet und durch den zu seiner Subsistenz nöthigen Privatunterricht fast alle Zeit verliert, jenes gehörig zu treiben, so bittet er inständigst, Sie wollen die Güte haben, ihm zu einem von den verschiedenen, im Intelligenzwerke bekannt gemachten Stipendien zu verhelfen.

Erlauben Sie, dass er sich selbst dieses Anliegens wegen persönlich bei Ihnen melden; oder schriftlich deshalb einkommen darf, so belieben Sie, mir hierüber einen Wink zu geben. Gut wird diese Wohlthat an diesem rüstigen, wohlthätigen und fähigen jungen Menschen immer angewandt seyn, dafür kann ich einstehen.

Ich bin jederzeit mit Hochachtung und Herzensanhänglichkeit

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

I. Kant.

* Bruder des oben schon angeführten Geheim. Regierungsraths Jachmann; er wurde Dr. Med., gab aber seine Praxis bald auf und lebte auf seinem Gute, der Papiermühle zu Grutenau; er starb 1835.

V.

Die letzten vierzehn Jahre seines Lebens. Französische Revolution. Religionsedict. Allgemeines Bild seines Charakters.

1790—1804.

Nicht mehr die volle Hälfte dieser Periode verstattete ihm sein Alter in ungeschmälerter Thätigkeit für seine akademische Wirksamkeit zu leben. Aber gerade diese Jahre von 1790 bis 1796 sind es, in welchen bereits auf den meisten Deutschen Universitäten Kant's System mit dem lebhaftesten Interesse von mittelbaren Schülern gelehrt wurde, die dasselbe nur aus den schon bekannt gemachten Hauptwerken des Begründers aufgefasst hatten. Kein kirchlicher Confessionsunterschied hemmte hierin die rasche Ausbreitung, und die katholischen Universitäten wetteiferten fast um den Vorrang, in stärkerer Zahl als die ersten Verkünder der kritischen Philosophie in Deutschland gerühmt zu werden. In Würzburg machte Professor Reuss den Anfang seit dem Jahre 1788; ihm folgte Professor Dorsch in Mainz schon 1789 und in demselben Jahre noch Professor Schmitt in Heidelberg; jener wurde dort nach zwei Jahren durch Professor Dietler, dieser durch Professor Koch ersetzt. In Ingolstadt eröffnete Professor Grafenstein 1790 Vorlesungen über Kant'sche Philosophie; an der Universität zu Erfurt geschah dies 1791 von den Professoren Emes und Muth, in Bamberg vom Professor Damm, in Dillingen vom Professor Weber. Unter den

protestantischen Deutschen Universitäten lehrten zuerst das Kant'sche System in Halle die Professoren Jacob und Beck, obgleich der letztere, noch ehe er nach Rostock abging, zur Opposition übertrat, darauf Tieftrunk; in Jena arbeiteten für dasselbe der Jurist Gottfried Hufeland, Schütz der Philolog zugleich als Herausgeber der allgemeinen Literaturzeitung, Reinhold vor allen, D. Schmid und Ulrich, in Erlangen Breyer und Abicht, in Leipzig Heydenreich und Born, in Göttingen Bouterweck, Bürger und Stäudlin, in Marburg Bering, in Giessen Snell und auf der jetzt schon lange aufgelösten Universität Altorf Professor Will.

Doch es kamen auch in diesen Jahren schon selbstständige Forscher in den philosophischen Wissenschaften, die durch das genauere Studium des Kant'schen Systems bereits für dasselbe gewonnen waren, nach Königsberg, um unmittelbar an der Quelle aus dem vertrauteren Umgang mit dem Meister noch tiefere Aufschlüsse zu erlangen und noch inniger in das System eingeweiht zu werden. Über Fichte's Ankunft in Königsberg und sein Verhältniss zu Kant geben für die Biographie die deutlichsten Aufschlüsse die dreizehn Briefe, welche ich in der ersten Abtheilung dieses Bandes vorgelegt habe; über die Stellung der Systeme beider Philosophen zu einander verweise ich auf Rosenkranz (Bd. XII, S. 447—57). Fast gleichzeitig erscheint in Königsberg der als Arzt wie als philosophischer Denker hochgeschätzte Johann Benjamin Erhard, der am 28. Nov. 1827 zu Berlin verstarb*. Seit 1786 mit Kant's Schriften allmählig vertraut, wurde er, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, zuerst durch den Geist der Kritik der reinen Vernunft belebt, sich als denkendes Wesen zu fühlen, zu einem neuen Leben und Stre-

* Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense, Berlin 1830; vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. I, S. 204. S. 303. —

ben beseelt zu seyn. Hören wir ihn selbst, in welchem erhebenden Gefühle der gereifte Mann fast zwanzig Jahre später (er schrieb die Selbstbiographie 1805) seinen Dank gegen die Kant'sche Philosophie ausspricht*: „Die Gegenstände meines Wissens und Glaubens waren mir nun bestimmt, und keine fruchtlose Anstrengung verzehrte mehr meine Kräfte. Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik waren mir nur angenehme Wiederholungen der Lehren seiner Kritik, und ich las seine Grundlegung der Metaphysik der Sitten mit dem Vergnügen, das eine Unterhaltung mit einem vertrauten, aber an Weisheit uns vorausgeschrittenen Freund giebt. Aller Genuss aber, den ich in meinem Leben erhielt, schwindet gegen die Durchhebung meines ganzen Gemüths, die ich an mehreren Stellen von Kant's Kritik der praktischen Vernunft empfand. Thränen der höchsten Wonne stürzten mir öfters auf dies Buch, und selbst die Erinnerung dieser glücklichen Tage meines Lebens nässt jederzeit meine Augen, und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereignisse und eine traurige Stimmung meines Gemüthes mir alle frohe Aussicht in diesem Leben versperrten. Sollte mein Leben eine Begebenheit in der Geschichte der Menschen werden, und nicht bloß ein Mittel zur Erhaltung der Menschengattung seyn; werde ich ausdauern im Kampfe mit dem niederschlagenden Gedanken, den mir die Geschichte der Zeit so oft, wie ein feindseliger Dämon, in die Seele bläst: der Glaube an Entwicklung der Menschheit im Gewühle des Treibens und Thuns des Menschen ist ein Ammenmärchen, um das Kind vom Mitreiben und Mitlaufen auf der Strasse des rohen Genusses abzuhalten, und ein leerer Trost über den versäumten Jubel seiner Cameraden, — werde ich ihm widerstehen, diesem geisterdrückenden Gedanken, so ist es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiste! Fühle ich mich nach diesem öfter wiederkehrenden Fieberanfall der Gemeinheit fortdauernd noch durch das Bewusst-

* Denkwürdigkeiten u. s. w. S. 20 — 21.

seyn gestärkt: ich bin, der ich bin, kein Anderer hat meine Pflichten, kein Anderer darf für mich denken, die Welt, die ich anschau, ist die Aufgabe für mein Wissen, das Gefühl der Freiheit in mir ist allein der Richter meines Werths: was ich im Laufe der Welt nützte, ist Aufgabe der Untersuchung künftiger Menschen; was ich seyn wollte, ist allein mein Eigenthum: so ist es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiste“! „Hier schliesst sich meine philosophische Erziehung, ich ging nicht mehr zurück auf die ersten Gründe, sondern suchte vielmehr in den anderen Wissenschaften von meiner Philosophie zulässigen Gebrauch zu machen. Kant's Kritik der Urtheilskraft gab mir unendliches Vergnügen, aber keine mich befremdende Lehre mehr, sie erweiterte noch meine Einsicht, aber sie zeigte mir keinen neuen Weg mehr.“

Nach vier Jahren entschloss sich Erhard einen lange gehegten Lieblingsgedanken auszuführen, Kant zu sehen und zu sprechen. Reinhold als Kantianer war ihm lieb geworden, er beschloss daher den Winter von 1790 in Jena zu verbleiben; er kam in vertraulichen Umgang mit Schiller, der gerade in diesem Winter seine erste genauere Bekanntschaft mit Kant's Schriften machte. Denn dieser schrieb an Körner am 3. März 1791*: „Du erräthst wohl nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft reisst mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das grösste Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Ich ahne, dass Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiss noch genauer mit ihm einlassen.“ Welche Achtung Schiller gegen Kant hegte, als er in dem Studium der Werke desselben weiter vorgerückt war, bezeugt sein von mir in der ersten Abtheilung dieses Bandes mit-

* Schiller's Briefe in dem J. 1781 — 805, herausgegeb. v. Döring, Bd. I, S. 300. Vergl. die Briefe an denselben vom 1. Januar, 25. März und 15. Oct. 1792, S. 302 — 3.

getheilter Brief an Kant, als er denselben als Mitarbeiter zu den Horen einladet*.

Von Jena ging Erhard über Göttingen, Kopenhagen, wo er in Baggesen damals einen eifrigen Theilnehmer an den Fortschritten der Kant'schen Philosophie fand**, über Memel nach Königsberg. Erhard sagt von seinem Aufenthalte in Königsberg: „Hier genoss ich den Umgang Kant's und lebte selige Tage. Die Art, wie ich mit Kant über seine Werke sprach, schien ihm unerwartet zu seyn, ich verlangte von ihm keine Erläuterungen, sondern dankte ihm nur für die Wonne, die sie mir verschafft hatten, und sagte ihm kein schmeichelhaftes Wort deswegen. Diese Leichtigkeit, ihn zu verstehen, die sich in mir ausdrückte, schien ihn anfangs zweifelhaft zu machen, ob ich seine Werke gelesen hätte, aber bald verständigten wir uns als für einander passende Gesellschafter. Es tröstete mich über manches widrige Urtheil, das manche Gelehrte über mich fällten, dass mir Kant, nachdem ich wieder in meiner Vaterstadt angelangt war, schrieb: „Unter allen Personen, die ich bisher noch kennen lernte, wünschte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange, als Sie“***. Erhard blieb einer der beharrlichsten Anhänger seines grossen Lehrers, nur, wie er selbst über sich aussagt, durch seine Berufs-Thätigkeit zu anderen als philosophischen Gegenständen gedrängt, und da er die Speculation für vollendet ansah, dachte er nur daran, das aufgefasste System in seinen Ergebnissen als angewandte Philosophie fortschreiten zu sehen. Sein von Varnhagen herausgegebener Briefwechsel, dessen Hauptbestandtheil die Jahre 1786 bis 1800 umfasst, führt in le-

* Auch in anderen Einladungsbriefen zu dieser Zeitschrift an Fr. Heinr. Jacobi, Matthisson stellt er Kant oben an, um durch dessen gehoffte Theilnahme die Bedeutsamkeit der neuen Zeitschrift zu erhöhen.

** Vergl. J. Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi, Thl. I, welcher die Briefe aus d. J. 1790 — 95 enthält, Nr. 15 — 18.

*** Vergl. den ersten Brief Kant's an Erhard oben XI, 1. S. 121 — 22.

bendigster Weise die Kant'sche Philosophie in Handlung und Wirksamkeit vor; „sie wird uns als Gegenstand der höchsten Beziehungen und Bedürfnisse eines weiten Menschenkreises von Königsberg über ganz Deutschland bis nach Hamburg und Kopenhagen und bis nach Wien und Triest dargestellt, wie sie erweckt, befeuert und das Höchste verheisst.“ Mit welchem Enthusiasmus Erhard sein Verhältniss zu Kant seinen vertrautesten Freunden gegenüber feierte, ersehen wir aus einem Briefe Reinhold's vom 31. Decbr. 1792, der folgendermaassen beginnt: „Hier, mein theurer Erhard, ein Brief von Kant, den ich gestern mit der Hallischen Post an Sie erhalten habe. Ich wüsste Ihnen, wenn ich noch so reich wäre, kein besseres Neujahrgeschenk ausfindig zu machen. Ich sollte hier billig abtreten und als Schüler schweigen, da der grosse Meister mit Ihnen spricht“ u. s. w.* An Niethammer gesteht Erhard am 12. Mai 1795** geradezu ein: „ich bin in der Kant'schen Philosophie gleichsam ein Pietist, ich kann nichts ausser Kant für rechtgläubig darin erkennen.“ Der letzte Brief Erhard's an Kant vom 16. Apr. 1800***, nachdem er bereits nach Berlin übersiedelt war, schliesst mit dem herzlichen Wunsche: „Gedenken Sie meiner als eines Sohnes, der seinen Erzieher (denn dies sind Sie so gut als mein Vater, dem ich aber danke, dass er mich für Ihre Erziehung reif werden liess) innigst liebt und achtet.“

Professor Reuss von der Universität Würzburg scheute den weiten Weg nicht, in dem ausschliesslichen Zwecke nach Königsberg zu reisen, um einige Wochen aus Kant's Munde die Überzeugung zu erlangen, dass er sein System richtig aufgefasst habe. Er kam im Herbst 1792

* Erhard's Denkwürdigkeiten, S. 350.

** Ebendas. S. 407.

*** Dieser Brief ist noch nicht gedruckt und befindet sich in der Sammlung der Briefe gelehrter Männer an Kant auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg.

nach Königsberg* und erhielt zu dieser Reise eine Unterstützung seines Landesherrn, des von seinen Zeitgenossen verehrten Bischofs Franz Ludwig, aus dem Geschlecht der Freiherrn von Erthal. Reuss hatte kurz vorher (am 17. Aug. 1792) auf seiner Universität seine akademische Dissertation vertheidigt „*de eo, quid ratio speculativa a priori de anima et mundo statuere possit*“. In dieser behauptete er unumwunden, „dass die Anklage, ob die kritische Philosophie einen nachtheiligen Einfluss auf die Religion ausübe, schon genügend sowohl für die Religion wie für die Philosophie vernichtet sey. Sie könne nur noch in frommen Conventikeln nachhallen, in welchen man gern fortwährende Klagen über das Sittenverderbniss durch die Philosophie zu führen sich gefalle und sich sogar erfreche, den Ursprung der Französischen Revolution aus derselben abzuleiten“. Aber die günstige Stimmung dieser katholischen Universität für Kant's Philosophie spiegelte sich selbst allgemein unter den Studirenden ab, die den auf dem Rhein-Feldzuge (am 19. Juli) durch Würzburg reisenden König von Preussen mit einem feierlichen Aufzuge begrüßten, bei welchem die Anführer und Marschälle auf ihren mit Gold durchwirkten Schärpen die Aufschrift: „*Regiomontum in Borussia et Wirceburgum in Franconia per philosophiam unita*“ trugen**. Der Professor der Philosophie Mehmel aus Erlangen war im Sommer 1795 in gleicher Absicht wie Reuss zu Kant gereist***.

Baggesen wollte in derselben Zeit seine Wallfahrt nach Königsberg antreten †, wurde aber an der Ausführung seines Planes verhindert: in seiner Überschwenglichkeit nennt er Kant Messias den Zweiten, und in einem an-

* Kant's Brief an Erhard, oben in der 1. Abthlg. S. 123, wo überdies Hebert in Herbert zu verbessern ist. Vergl. Denkwürdigk. S. 346.
— Reuss starb bereits 1798. —

** Borowski a. a. O. S. 92—93 und 251—54.

*** v. Humboldt's Briefwechsel mit Schiller, S. 222.

† Erhard's Denkwürdigkeiten, S. 352, 354, 359.

deren Briefe „nach Christus interessirt mich dieser Mann von allen Gestorbenen und Lebenden am meisten.“ Johann Gottfried Kiesewetter aus Berlin war mit ausserordentlicher Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelm II. schon im Winter 1788 nach Königsberg im ausdrücklichen Auftrage hierher gesandt, hier sich mehrere Jahre mit dem genaueren Studium der Kant'schen Philosophie unter der Leitung des Meisters zu beschäftigen, um dann als Lehrer derselben aufzutreten. Kiesewetter eröffnete seine Vorlesungen in Berlin im J. 1791, anfänglich unter dem besonderen Schutze des Ministers Wöllner*. Anton Friedrich Justus Thibaut, der berühmte Heidelberger Rechtslehrer, kam, nachdem er seine Studien in Göttingen beendet, im Sommersemester 1793 nach Königsberg, und blieb ein ganzes Jahr hier, fast ausschliesslich mit den Vorlesungen und dem Studium den Werke Kant's beschäftigt. Über das damalige Verhältniss Kant's, als Erläuterer seines bereits gedruckten Systems von dem Katheder herab, giebt er selbst folgende merkwürdige Mittheilung: „Kant, dessen Zuhörer ich ein Jahr hindurch war**, dachte ebenso. Mehrmals hörte ich ihn bei dem Anfange seiner Vorlesungen den Zuhörern sagen: ich lese nicht für die Genies, denn sie brechen sich nach ihrer Natur selbst die Bahn; nicht für die Dummen, denn sie sind nicht der Mühe werth; aber für die, welche in der Mitte stehen, und für ihren künftigen Beruf gebildet seyn wollen. Danach handelte er stets in seinen, höchst klaren Vorlesungen, und er wich immer in Privat-Gesprächen, und besonders an seiner heitern Mittagstafel, jedem jungen Manne aus, welcher Dinge auf die Bahn brachte, zu deren Ergründung eine tiefere Vorbildung, und ein ganz

* Dies sagt er selbst in einem Briefe an Kant, der im Original in der oben angeführten Sammlung auf der hiesigen königlichen Bibliothek vorhanden ist.

** Vgl. Thibaut's Abhandlung über die sogenannte historische und nicht historische Rechtsschule im Archiv für die civilistische Praxis Bd. XXI, Heft 3, S. 418. Diese Abhandlung ist auch für sich besonders gedruckt.

gereifter männlicher Verstand gehört. Daher lernten die Jünglinge in Betreff gewisser Tiefen der Kant'schen Philosophie von Niemand weniger, als von dem redenden Kant selbst. Als aber der gereifte Philosoph Erhard (aus Nürnberg) nach Königsberg kam, konnte Kant nicht müde werden, sich über seine Philosophie mit demselben zu unterhalten, und war darüber so selig, dass er ausrief: ach könnte ich doch im steten Umgange mit diesem Manne meine letzten Lebensjahre zubringen!“

Im darauffolgenden Jahre reiste Graf Purgstall aus Wien nur nach Königsberg, um Kant auf einige Tage zu sehen, ein Entschluss, der bei der damaligen Beschwerlichkeit einer fast dreihundert Meilen langen Reise zu einem höheren Werthe anzuschlagen ist, als in der Gegenwart. Er kehrte über Kopenhagen zurück, und dort im Hause des Staatsministers Graf Schimmelmann giebt er noch so lebhaft Eindrücke seiner Freude, mit Kant in persönlichem Verkehr gestanden zu haben, dass die hochgebildete Gräfin Charlotte Schimmelmann an Erhard am 10. Nov. 1794 schreibt*: „wir hörten ihm so gern zu, indem er den Weisen von Königsberg viel gesehen hatte, und strahlend wie Moses vom Gebirge Sinai zurückkam“. Selbst Frauen achteten eine solche Entfernung für nicht zu gross, um des Glückes theilhaftig zu werden, dem Urheber der von ihnen angestaunten und verehrten Werke selbst ihren Dank zu bezeugen. Das Fräulein Maria von Herbert in Klagenfurt, mit Erhard genau bekannt als Schwester seines unglücklichen Freundes Herbert, die sich schon früher brieflich an Kant gewandt und auch von ihm eine Antwort erhalten hatte**, schreibt an Kant im Januar 1794***: „Gönnen Sie mir das Vergnügen, mit Ihrem gewöhnlichen Wohlwollen, Ihnen wieder einmal schreiben zu können, denn ich empfinde dabei den höchsten Genuss

* Denkwürdigkeiten a. a. O. S. 412.

** Oben Kant's Brief an Erhard vom 21. Dec. 1792, am Schluss.

*** Aufgenommen in Erhard's Denkwürdigkeiten S. 373.

der tiefsten Achtung und Liebe gegen Ihre die Menschheit erhöhende Person, und dass diese für uns beglückende Gefühle sind, darf ich Ihnen nicht erst beweisen, indem Sie so glücklich waren, uns das reinste und heiligste Gefühl aufzufinden und es auch allezeit vor Religionsverunstaltungen zu retten u. s. w.“ Am Schlusse des Briefes versichert sie, dass es ihr fester Plan ist, ihn in Begleitung Ihres Bruders zu besuchen.

Gleichzeitig breitete sich noch immer mehr seine Philosophie durch akademische Lehrvorträge und Schriften seiner mittelbaren Anhänger aus: sie überschritt jetzt Deutschlands Grenzen, sie bahnte sich Eingang in den Niederlanden, England, sie wurde selbst trotz der Revolutionsstürme in Paris, wenn auch nur sehr oberflächlich, bekannt. An der damaligen kurfürstlich Trierischen Universität zu Bonn trat zuerst Bartholomäus Fischenich als ihr Lehrer auf*. Er hatte in Jena in den J. 1791 und 1792 unter Reinhold studirt und war mit dem Schiller'schen Hause sehr befreundet geworden, worauf er nach Bonn ging und im Wintersemester 1792/3 mit Vorlesungen über Natur- und Staatsrecht seine Docenten-Laufbahn eröffnete. In einem Briefe Schiller's aus Jena vom 11. Februar 1793 an Fischenich heisst es:

„Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kant'schen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr: denn diese Philosophie hat keinen andern Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben.“

* Er starb zu Berlin 1831 als Geh. Ober-Revisionsrath und Mitglied des Preussischen Staatsraths. Diese Mittheilung ist nebst Schiller's Brief in dem Tübinger Morgenblatt vom 14. Oct. 1841 (Nr. 246) aus einer nächstens bei J. G. Cotta erscheinenden Schrift entlehnt: Andenken an B. Fischenich von Dr. Henne.

Einige Zeilen weiter: „Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muss sehr begeisternd für Sie seyn. Hier hört man auf allen Strassen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu seyn. — so schwer dieses unser einem ist, so habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Ästhetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kant's Theorie so genau bekannt zu werden, als man es seyn muss, um nicht mehr blos Nachbeter zu seyn“ u. s. w.

Schiller's lebendiges Interesse für Kant sollte aber auch das Eigenthum seiner nächsten Freunde in dieser Zeit werden. Bei Wilhelm von Humboldt regte er vorzüglich an, dass dieser einzelnen Werken der kritischen Philosophie ein genaueres Studium widmete. Als ein schönes Denkmal dieser Arbeit stellte der hochbegabte Mann am Schlusse seiner grossen Laufbahn sein bedeutsames Urtheil über Kant's Stellung zur geistigen Entwicklung seiner Zeit auf, das zu treffend schildert, um nicht hier einen angemessenen Platz einzunehmen; wir finden es in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller*, die er im Mai 1830 niederschrieb. „Kant unternahm,“ sagte er, „und vollbrachte das grösste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen musste, er maass, begrenzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude und stellte nach Vollendung dieser Arbeit Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Wortes die Philosophie in die Tiefen des

* A. a. O. S. 43 u. flg.

menslichen Busens zurück. Alles, was den grossen Denker bezeichnet, besass er in vollendetem Maasse, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausspinnt und alle mittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich seyn würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, dass der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) fordert. Verlässt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Ausserordentliche des Genies dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens lässt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellectualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabener Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer grossen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Grösse und Macht der Phantasie stehen in Kant der Schärfe und Tiefe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kant'schen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten wird, maasse ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiss. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der

Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende speculative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den Deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlasste er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, dass er Philosophien, wieder in vollkommener Freiheit und auf selbstgeschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.“

Bei Goethe selbst wirkte Schiller seit ihrem vertrauteren Umgange mit dem J. 1794, dass jener eine umfassendere Kenntniss von den Fortschritten der kritischen Philosophie nahm, wiewohl dies mehr durch Gespräche als durch eignes Hineinarbeiten vermittelt werden musste. Er giebt selbst darüber anziehende Aufschlüsse in der Darstellung „Einwirkung der neueren Philosophie“*, wo er unumwunden erklärt: „Kant's Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig ausserhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, dass die alte Hauptfrage sich erneuere, wie viel unser Selbst, und wie viel die Aussenwelt zu unserem geistigen Daseyn beitrage. — Einzelne Capitel glaubte ich vor anderen zu verstehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch. Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebens Epoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Natur-Erzeugnisse eines wie das andere behandelt, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meine

* In dem Bd. X der nachgelassenen Werke, sämmtl. Werke Bd. 50, S. 50 — 58.

Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die grossen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da seyn, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. — Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen, die ich damals anstrich, sowie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen schien: denn beide Werke aus einem Geiste entsprungen, deuten immer eins auf das andere. Nicht eben so gelang es mir, mich den Kant'schen anzunähern; sie hörten mich wohl, konnten mir aber nichts erwidern, noch irgend förderlich seyn. Mehr als einmal begegnete es mir, dass einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung zugestand: es sey freilich ein Analogon Kant'scher Vorstellungsart, aber ein seltsames. Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sey, trat erst hervor, als mein Verhältniss zu Schiller sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich; er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Überzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhasst gemacht hatten⁶⁶. Nähere Beziehungen über den gegenseitigen Austausch in der Auffassung Kant'scher Ansichten zwischen Goethe und Schiller bieten zahlreich die drei ersten Theile ihres Briefwechsels, namentlich der dritte*.

* Vergl. Goethe's Werke, Bd. 44, 258; Bd. 37, S. 52; Goethe's Urtheil über Kant's Schrift zum ewigen Frieden, Bd. 43, S. 138. Sodann

Mit welchem Enthusiasmus Jean Paul Friedrich Richter das Studium der Werke Kant's betrieb, ist allgemein bekannt und durch die Mehrzahl seiner Schriften documentirt. Seinem geliebten Freunde, dem Pastor Vogel zu Rebau, ruft er in einem Briefe vom 13. Juli 1788 zu*: „Kaufen Sie Sich ums Himmels willen zwei Bücher, Kant's Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten und Kant's Kritik der praktischen Vernunft. Kant

dürften hier Goethe's mündliche Äusserungen gegen Eckermann über sein Verhältniss zu Kant nur ungern vermisst werden, die ich daher vollständig aufnehme aus Joh. Pet. Eckermann's Gesprächen mit Goethe, Lpz. Brockh. 1836. Thl. I. 352—53: „Ich fragte Goethe, welchen der neuern Philosophen er für den vorzüglichsten halte.“

„Kant, sagte er, ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat, und die in unsere deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne dass Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben könnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine Kritik der Urtheilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat.“

„Haben Euere Excellenz je zu Kant ein persönliches Verhältniss gehabt? fragte ich.“

„Nein, sagte Goethe, Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigner Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine Metamorphose der Pflanzen habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wusste, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjects vom Object, und ferner die Ansicht, dass jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pflöpfen können, dieses hat Kant mit mir gemein, und ich fröute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subject und Object und als Vermittelung von beiden anzusehen ist.“

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kant'schen Philosophie zu widerrathen. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studirt, und zwar nicht ohne Gewinn.“ Dieser scheinbare Widerspruch ist durch den herausgegebenen Briefwechsel beider gelöst. —

* Richter's literarischer Nachlass im Bd. 63 d. sämmtlichen Werke desselben S. 263.

ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal.“

In den Niederlanden trat zuerst Paulus van Hemert zu Amsterdam als Erläuterer der Kant'schen Philosophie auf, der sich durch zwei gekrönte Preisschriften einen geachteten Namen bei seinem Volke erworben hatte. Er gab bereits 1792 in einer Zeitschrift einen gedrängten Abriss der kritischen Philosophie. Darauf bearbeitete er ein ausführlicheres Werk unter dem Titel Anfänge der Kant'schen Philosophie (de Beginzels der Kantiaansche Wysgeerte), das in 4 Bänden in den J. 1796—98 erschien. Gleichzeitig bearbeitete W. Servaas in der Zeitschrift Kunst en Letterbode mehrere philosophische Abhandlungen von dem Standpunkte der kritischen Philosophie. An heftigen Angriffen auf die neue Philosophie, namentlich von Seiten der orthodoxen Geistlichkeit, fehlte es auch hier nicht, und um diesen mit Energie und ungehindert durch Beschränkungen allgemeiner Journale entgegenzutreten zu können, gründete Paul. van Hemert mit einer achtbaren Zahl Mitarbeiter ein eigenes Organ für dieses philosophische System, das kritische Magazin, das mit dem October 1798 seinen Anfang nahm und im Jahre 1802 bereits aus vier Bänden bestand. Selbst eine kritische gelehrte Gesellschaft bildete sich zu Amsterdam aus den Anhängern der Lehren Kant's. Doch studirte man hier die Schriften des Meisters in dem Originale oder in der Lateinischen Übersetzung von Born, und erst in dem Jahre 1802 kam es zu einer Holländischen Übersetzung der Kritik der praktischen Vernunft und der metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, von welchen die letztere J. Glover zu Driel bei Arnheim unternehmen wollte und darüber zuvor die Erlaubniss des Verfassers nachsuchte*.

* In einem Briefe vom 16. Febr. 1802, der handschriftlich im Kant'schen Nachlasse auf der hiesigen königlichen Bibliothek sich befindet, und dem ich auch diese Nachrichten über die erste Ausbreitung der Kant'schen Philosophie in den Niederlanden verdanke.

In England erschien Nitsch, ein treuer Schüler von Kant und Kraus, und von dem letzteren besonders während seiner Studienzeit in Königsberg unterstützt, als der erste Verkündiger des neuen philosophischen Systems. Er liess im März 1794 in London *proposals for a course of lectures on the perceptive and reasoning faculties of the mind, according to the principles of Professor Kant* als Programm für seine Vorlesungen drucken und dasselbe in ganz London vertheilen. In diesem erbot er sich, um seinem Versprechen Credit zu verschaffen, drei Vorlesungen unendgeldlich zu halten, und allen Philosophen in London, die ihm nach Anhörung derselben Einwendungen machen wollten, Rede zu stehen und seine Ansichten gegen sie zu vertheidigen. Als er am 3. März dieses Jahres Abends um 8 Uhr zum ersten Male in seinen Hörsaal trat, fand er, was ihn schon die Equipagen vor seiner Thüre vermuthen liessen, eine grosse Anzahl von bejahrten Lords, Geistlichen und jungen Gelehrten, welchen sich aber auch viele geputzte Damen beigesellt hatten. Er las darauf den ersten Theil der Einleitung $1\frac{1}{2}$ Stunden lang, und wurde, wie es schien, mit Beifall gehört. Aber kaum hatte er seinen Vortrag geendet, so begann eine lange hartnäckige Disputation, in welcher er volle zwei Stunden gegen mancherlei Einwürfe sich zu wehren hatte. Doch gelang ihm dieser erste Kampf so glücklich, dass nach dem Verlauf der angekündigten drei ersten Stunden ein Collegium für 36 Vorlesungen zum Honorar von 3 Guineen vor einem angemessenen Zuhörerkreise zu Stande kam. Nachdem er es mit vielem Beifall im August beendet hatte, musste er schon im darauf folgenden October den gelungenen Versuch wiederholen, indem er zugleich auf den Wunsch seiner Zuhörer einen Auszug aus seinen Vorlesungen auf Subscription drucken liess*.

John Richardson, der zur Vervollständigung seiner Studien nach Deutschland gekommen war, wurde in Halle

* Aus einem Briefe Nitsch's an den Professor Kraus, der in dessen Biographie S. 355 — 56 abgedruckt ist; vergl. ebendas. S. 347.

zuerst durch Professor Beck in die Kant'sche Philosophie eingeführt, und übersetzte dessen Auszug aus Kant's kritischen Schriften ins Englische (London 1797, 8.). Darauf wandte er sich zu den eigenen Schriften des Meisters, begann als Englischer Empiriker zuerst bei der Tugend- und Rechtslehre, um dadurch diesem Studium einen schnelleren Eingang bei seinen Landsleuten zu verschaffen. Darauf zog er vor, verschiedene Abhandlungen*, auch schwierigeren metaphysischen Inhalts, unter dem allgemeinen Titel *Essays* (London 1798, 8.) herauszugeben, und äusserte darüber an Kant: „er hoffe durch dieses Mittel die noch in der Empirie berauschten Engländer zu bewegen, dass sie eine besser gegründete und nach meinem demüthigen Dafürhalten die einzig wohl gegründete Philosophie studiren. Der Übergang von der Empirie zu dem kritischen Idealismus scheint aber sehr schwer zu seyn, und ich gestehe es selbst so gefunden zu haben.“

In Frankreich hatte der wildeste Revolutionswindel während der Herrschaft des National-Convents jeden regelmässigen geistigen Verkehr mit Deutschland aufgehoben. Erst die Aussöhnung mit Norddeutschland und Preussen seit dem Basler Frieden und die Wiederherstellung wissenschaftlicher Institute in Frankreich selbst in demselben Jahre 1795 knüpften ein neues Verhältniss an, aber der Boden war hier für Kant'sche Philosophie noch nicht geebnet. Man begnügte sich mehr mit einzelnen Posaunenstössen, die eine Kenntniss von der Sache andeuten sollten, ohne sich tiefer in das Studium des Systems einzulassen, oder durch Übersetzungen sich die Werke des Philosophen anzueignen. Die Schrift vom ewigen Frieden wurde als eine Gelegenheitsschrift betrachtet**, und

* Nach einem noch handschriftlich in Kant's Nachlass vorhandenen Briefe Richardson's an Kant vom 21. Jun. 1798; vergl. eben daselbst den Brief des Professors Jacob in Halle an Kant vom 8. Septbr. 1797 über Richardson.

** Sie wurde ins Französische übersetzt (1796, Paris, 8.); aber ausser-

der Moniteur verkündigte im November 1795, dass Kant an der Spitze der geistigen Entwicklung Deutschlands stünde. In den darauf folgenden Jahren (1797—98) forderte das neu errichtete National-Institut Berichterstattung über die Ausbildung und den Umfang des neuen philosophischen Systems. Aber dabei verblieb es denn auch im Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts. Von Deutschland aus (Lübeck) sandte der edle und geistreiche Charles Francois Dominique de Villers eine kurze Übersicht der Kritik der reinen Vernunft 1799 seinen Landsleuten in der Muttersprache zu*, worauf er *la philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendente* (Metz, 1801, 8.) folgen liess. Aber diese Schrift fand noch mehr Anerkennung und Eingang bei den Nicht-Deutschen, die sich der Französischen Sprache als Vermittelung für ihre geistige Bildung bedienen, als in Frankreich selbst. — In Italien und bei den Slavischen Völkern blieb bei Lebenszeiten Kant's die Kenntniss seines Systems nur eine vereinzelte Seltenheit, welche gemeinhin oberflächlich auf einer Deutschen Universität gewonnen, kein nachhaltiges Studium seiner Werke hervorrief und spurlos wieder verschwand. —

Während Kant in der geschilderten Weise eine allgemeine geistige Bewegung auf allen Deutschen Universitäten veranlasste, während er auf die eminentesten Köpfe seines Volkes auch ausserhalb der Universitäten als eine anregende, nährende und aufklärende Kraft fortwirkte, während er im Auslande selbst als eines der grössten Talente seines Jahrhunderts und Begründer einer neuen philosophischen Ära bewundert wurde, sah er sich in seinem Vaterlande in seiner öffentlichen Wirksamkeit als Schriftsteller und akademischer Lehrer bedroht. Schon auf dem Höhen-

dem gab es von den Kant'schen Schriften nur noch eine Französische Übersetzung der Betrachtungen über das Schöne und Erhabene.

* Diese Abhandlung ist von Rinck übersetzt in Mancherlei zur Gesch. der metakritischen Invasion, S. 4—56.

punkte der öffentlichen allgemeinen Anerkennung, nachdem bereits alle Hauptwerke seines Systems dem Publicum gedruckt vorgelegt waren, ging Kant auch daran, die Resultate seiner Studien über die Politik, das allgemeine Staatsrecht und die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft zu ordnen und für die öffentliche Bekanntmachung durch den Druck zusammenzustellen*. Dies fiel zusammen mit dem Ausbruch der grossen Französischen Revolution und den Veränderungen in der Verwaltung der Censur und der kirchlichen Angelegenheiten des Preussischen Staates. Jene, die anfänglich ihre Richtung entschieden nur auf Abstellung allgemein anerkannter Missbräuche nahm, die der maasslosen Bedrückung der unteren Stände, der finanziellen Anarchie eines durch die Willkühr und die Privilegien der oberen Stände zu Grunde gerichteten Staates entgegen trat, fand wie bei vielen edlen Geistern ausserhalb der Französischen Grenze, auch bei Kant lauten Beifall und die wohlgemeintesten Wünsche zur glücklichen Entwicklung. Man verwechsele hier nicht die verschiedenen Entfaltungsperioden der Französischen Revolution, nicht die verwirrenden Zustände, wo Schwäche, Unredlichkeit, verblendeter Enthusiasmus, dämonische Intriguen und verjährter Übermuth sich zusammengesellten, um das Vertrauen zwischen der Regierung und den Volksvertretern zu vernichten und haltungslos den ganzen Staat ins Verderben zu stürzen.

Im Preussischen Staate ward bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. der Minister Freiherr von Zedlitz, der kräftige Beförderer jedes höheren geistigen Strebens und aufrichtiger Verehrer unsres Kant, von der Verwaltung des geistlichen Departements entfernt (3. Juli 1788) und durch den zum Staatsminister erhobenen

* Vergl. meine Abhandlung Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in Raumer's historisch. Taschenbuch, Jahrgang 1838, S. 525—628.

vormaligen Prediger Johann Christoph Wöllner ersetzt. Schon 6 Tage darauf (9. Juli) wurde der erste Glaubensbefehl bekannt gemacht, der streng warnend darauf hinwies, dass Lehrer des Lutherischen und Calvinischen Glaubensbekenntnisses die Grundwahrheiten der Schrift zu untergraben versuchten und auf unverschämte Weise unter dem falschen Schein der Aufklärung zahllose und allgemein anerkannte Irrthümer verbreiteten. Es solle zwar die innere Überzeugung nicht gezwungen werden, doch müsse Jeder von nun an nach dem festgestellten Kirchenglauben treu lehren oder im Fall der Übertretung Entsetzung vom Amte und noch härtere Strafe erwarten. Wenige Monate später (19. Decbr. 1788) folgte das Edict über die Beschränkung der Schreibfreiheit, welches sich stark über die Nachtheile einer rücksichtslosen Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten erklärte und alle im Inlande verabfasste Schriften nach ihrem Inhalte der Censur besonderer Behörden überwies, aber zugleich auch die Einführung der übrigen Deutschen und ausländischen Schriften aus anderen Staaten unter strenge Controle stellte. Wenn nun auch diese Überwachung der inländischen Presse und des Buchhandels überhaupt anfänglich mehr in den Buchstaben des Gesetzes hart erschien, als in der Ausführung den dabei Betheiligten lästig wurde, so gewährten doch die strenge Aufsicht in den kirchlichen Angelegenheiten und die unumwundene Begünstigung des Obscurantismus, wie sie von Wöllner und dem General-Adjutanten von Bischofswerder ausging, häufig genug Gelegenheit, jeder freien geistigen Forschung, die auch nur entfernt das Gebiet der Religion oder der kirchlichen Satzung berührte, schroff in den Weg zu treten. Noch bedenklicher wurden die Zustände; als Herrmann Daniel Hermes, früher Prediger zu Breslau, Theodor Carl George Woltersdorf (Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin) und Gottlieb Friedrich Hilmer als Oberconsistorialräthe in Berlin die oberste Prüfung aller Kirchen- und Schulsachen im April 1791 erhielten. Ihre geistige Unbedeutsamkeit war eben so allgemein

bekannt, als ihre hierarchische Verketzerungssucht und absichtliche Erdrückung jeder freisinnigen Erhebung des Geistes, jeder lauterer und unbefangenen Forschung. Sie bildeten die oberste Prüfungsbehörde der Denk- und Gewissensfreiheit. Nach ihrer vom Könige allein vollzogenen Instruction vom 31. August 1791 sollte Niemand in einem kirchlichen oder in einem Schulamte angestellt werden, Bevor er nicht vorher von dieser Behörde geprüft und in seiner Lehre und Gesinnung unbescholten befunden worden. Aber auch über die bereits angestellten Prediger und Lehrer sollten sie mit Hülfe der untergeordneten Behörden genaue Verzeichnisse anlegen und darin eine Censur über die Rechtgläubigkeit der einzelnen vermerken; die Provinzen sollten von denselben bereist und die öffentlichen Lehranstalten daselbst untersucht werden, Hilmer und Hermes wurden überdies gewürdigt, alle in diesen Beziehungen erforderlichen Instructionen selbst zu entwerfen, die etwa für nothwendig erachteten neuen Lehrbücher und Hilfsmittel selbst auszuarbeiten oder unter strengster Beprüfung von gleichgesinnten Amtsbrüdern anfertigen zu lassen. Woltersdorf richtete sein Augenmerk schon in den ersten Tagen seines neuen Amtes geradezu auf Kant, indem er unmittelbar bei dem Könige antrug, dass man dem Begründer der kritischen Philosophie das fernere Schreiben untersagen sollte*. In solcher Ausdehnung glückte der erste Angriff dem Obscuranten noch nicht.

Aber die Fortschritte der Zügellosigkeit in Frankreich griffen seit dem Herbste des Jahres 1791 in auffallender Schnelle um sich. Die Anhänglichkeit für die Französischen Angelegenheiten erschien jetzt in Deutschland dem inneren Frieden gefährlich; die allgemeine Bezeichnung Jacobinismus galt bald als das Brandmal für jede freisinnige Anforderung. Mit den Rüstungen der verbündeten Mächte gegen Frankreich im Sommer 1792 wurde die

* Nach einem Briefe Kiesewetter's aus Berlin vom 14. Jan. 1791, der sich handschriftlich im Nachlass Kant's befindet.

politische Anfeindung immer gewöhnlicher gegen alle diejenigen, die sich nicht geradezu entschliessen mochten, die ganze Umgestaltung der Dinge in Frankreich als verfluchenswerth zu verabscheuen. Die Vermischung der Begriffe Feind der Kirche, Feind des Staates, Beförderer des Französischen Freiheitsschwindels ging jetzt leicht von statten. Man schmiedete im Finstern weit ausgedehnte Anschläge, wo ein öffentlicher Angriff zu schamlos erschien oder als ein zu gefährliches Wagstück abgerathen wurde. Die Zeit der Verdächtigung war herangekommen, und was oft misslang, führte doch endlich durch unermüdliche Wiederholung zum ersehnten Ziele. Die frühere Censurordnung wurde durch ein neues Edict vom 5. März 1792 bedeutsam geschärft, eine strenge Strafe vornehmlich den Schriftstellern angedroht, die sich einen unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze und der inneren Verwaltungsverhältnisse erlauben würden; die Einbringung ausländischer Schriften wurde noch strenger überwacht. Endlich gebot ein neues Edict vom 14. April 1794, dass alle Aufklärer, die gegen die früheren Verordnungen gehandelt, künftig ohne weitere Rücksicht als Widerspänstige von Staatswegen belangt werden sollten. Wenige Monate später erschien noch die Verordnung vom 4. Sept. 1794, dass alle neu anzustellenden Lehrer an höheren und niederen Schulen sich verpflichten mussten, dem durch die symbolischen Bücher festgestellten Kirchenglauben in ihren Vorträgen treu anzuhängen.

In die Epoche einer solchen Veränderung der obersten Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts fällt die Bekanntmachung von Kant's Schriften religiösen und politischen Inhalts. Seine Gegner, die Verketterer und die Unverständigen erkannten darin nicht die natürliche Stufenfolge der Entwicklung seines Systems, sie spürten nur einer zweideutigen Absicht nach, aus welcher der Philosoph, nachdem eine grosse Majorität der öffentlichen Meinung ihn als ein Orakel über jeden wissenswerthen Gegenstand zu befragen wünschte,

auch hier in Untersuchungen der wichtigsten Dinge, die seinen übrigen Forschungen sonst ganz fern gelegen hätten, ein entscheidendes Urtheil sich anmaassen wollte. Man verdächtigte, und der Verdacht blieb wie gewöhnlich hie und da haften. Kant's unbefangene Forschungen und reine Absichten wurden getrübt, verdreht, geschändet, und der edelste und sicherste Freund der bestehenden monarchischen Verfassungen, der wahrhafte Verehrer der christlichen Religion und ihres segensreichen Einflusses auf Volksbildung und sittliche Veredlung, der nur daran dachte, unter dem Schutze des Friedens und der Gesetze für die Beförderung des menschlichen Wohls auf dem Wege der Reform von oben her Verbesserung zu wünschen, wurde als Verächter des Christenthums und als Feind des Völker Glücks mittelst seiner revolutionären Grundsätze angeklagt. Sein Name oder der seines Systems und seiner Anhänger, freilich ohne alle Bekanntschaft mit Kant's Lehren und Ansichten, ohne alles Interesse der Wahrheit, dieselben auch nur kennen lernen zu wollen, wurde als Vogelscheuche für alle Freunde des Vaterlandes aufgesteckt, um ihre gesunden kirchlichen und politischen Grundsätze gegen solche gefährliche Ansteckung sicher zu stellen*.

* Dass Kant's Name in gleicher Weise auch noch nach Jahrzehnden in anderen Ländern gemissbracht wird, darf weniger in Erstaunen setzen, weil diese Länder von vielen geistigen Erscheinungen erst nach Jahrzehnden die erste spärliche Kenntniss zu empfangen pflegen. Es würde aber vielleicht gar nicht einmal der Name Kant bis in diese Länder gedrungen seyn, wenn man nicht mit einem neuen Popanz schrecken wollte, und dem Schreckbild auch den unpassendsten Namen aufzudringen keinen Anstand nimmt. So konnte der Cardinal Paolo Polidori, ohne zu erröthen, bei der Jahresfeier der Akademie für die Verbreitung des katholischen Glaubens am 27. April 1837, die Zunahme der Unfrömmigkeit unsers Zeitalters, der sittlichen Verderbniss und der vielfachen geistigen Verirrungen, den vier Hauptsystemen der neueren Philosophie (nach seiner Geschichte der Philosophie) aufbürden. Diese vier Hauptsysteme aber sollten seyn das Englische seit Locke, das Schottische seit Hume und Stewart, das Deutsche seit Kant, Fichte und Schelling und das des neuesten Französischen Eklekticismus. Soll uns mitleidiges Lächeln oder ernster Unwille

Kant begann die Veröffentlichung dieser Arbeiten mit der Abhandlung vom radicalen Bösen, die er für die Berliner Monatsschrift bestimmt hatte. Obgleich diese damals in Jena gedruckt wurde, so wünschte Kant ausdrücklich vom Herausgeber* wegen der damaligen Censur-Anordnungen, dass sie der gewöhnlichen Censur-Behörde in Berlin vorgelegt werden sollte. Denn seine strenge Gewissenhaftigkeit wollte auch nicht einmal den Schein auf sich laden, als ob er einen literarischen Schleichweg einzuschlagen gedenke und geflissentlich der strengen Berliner Censur ausweiche, um seine freien Ansichten ins Publicum zu bringen. Hilmer selbst war der Censor dieser Abhandlung und ertheilte das Imprimatur mit der Bemerkung, „dass sie gedruckt werden könnte, da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kant'schen Schriften lesen.“ Als aber die zweite Abhandlung „von dem Kampfe des guten Principis mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen“ der Berliner Censur vorgelegt wurde, theilte Hilmer dieselbe zur Prüfung seinem Collegen Hermes mit, „weil sie ganz in die biblische Theologie einschlage“, und beide verweigerten darauf das Imprimatur (Juni 1792). Hermes erwiederte auf die weitere Nachfrage des Herausgebers der Berliner Monatsschrift über die Gründe: „das Religionsedict sey seine Richtschnur; weiter könne er sich darüber nicht erklären.“ Kant wollte nun diese und die beiden folgenden Abhandlungen, der „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ vor dem Abdruck der Göttinger oder der Hallischen theologischen Facultät zur Prüfung vorlegen lassen. Aber von der ausländischen Facultät mahnte die Rücksicht auf sein Verhältniss als

über die Ignoranz und Arroganz eines Kirchenfürsten im neunzehnten Jahrhunderte anwandeln? Vielleicht keins von Beiden, wenn wir der geschichtlichen Erfahrung eingedenk bleiben, dass Zeiten sich schneller verändern, als die Sitten und Fehler der Menschen.

* Nach dem eigenen Berichte Kant's an Borowski, s. Borowski a. a. O. S. 233—37 und Kant's Erklärung darüber in der ersten Abtheilung dieses Bandes. —

Lehrer einer Preussischen Universität ab, von der Hallischen schreckte das Schicksal Fichte's in Bezug auf seine Kritik aller Offenbarung zurück. Und die eigene Universität lag ihm überdies näher, in welcher sein Charakter als Lehrer und Gelehrter fast seit einem halben Jahrhunderte den würdigsten Maassstab zur Beurtheilung seiner Schriften darreichte. Auch nahm der damalige Decan der theologischen Facultät, der Oberhofprediger Professor Dr. Schulz, in dessen amtlicher Befugniss es lag, die während seines Decanats-Semesters dem Druck zu überliefernden Schriften theologischen Inhalts zu censiren, keinen Augenblick Anstand, in Übereinstimmung mit den sämtlichen Mitgliedern der Facultät, die Erlaubniss zum Drucke der „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ zu ertheilen. Zur nächsten Ostermesse (1793) erschien dies Werk bei Nicolovius in Königsberg. Nur durch die Erläuterung dieser Angelegenheit erhält man den Schlüssel zur Vorrede der ersten Auflage des genannten Werkes, wenn es hier heisst:*

„Wenn die Moral an der Heiligkeit ihres Gesetzes einen Gegenstand der grössten Achtung erkennt, so stellt sie auf der Stufe der Religion an der höchsten, jene Gesetze vollziehenden Ursache einen Gegenstand der Anbetung vor, und erscheint in ihrer Majestät. Aber Alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauche verwenden. Was nur sofern wahrhaftig verehrt werden kann, als die Achtung dafür frei ist, wird genöthigt, sich nach solchen Formen zu bequemen, denen man nur durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen kann, und was sich von selbst der öffentlichen Kritik jedes Menschen blossstellt, das muss sich einer Kritik, die Gewalt hat, d. i. einer Censur, unterwerfen.“

„Indessen, da das Gebot: gehorche der Obrigkeit! doch auch moralisch ist, und die Beobachtung desselben,

* Vgl. Bd. X, S. 8—13.

wie die von allen Pflichten, zur Religion gezogen werden kann, so geziemt einer Abhandlung, welche dem bestimmten Begriffe der letztern gewidmet ist, selbst ein Beispiel dieses Gehorsams abzugeben, der aber nicht durch die Achtsamkeit bloß auf das Gesetz einer einzigen Anordnung im Staate, und blind in Ansehung jeder andern, sondern nur durch vereinigte Achtung für Alle vereinigt bewiesen werden kann. Nun kann der Bücher richtende Theolog entweder als ein solcher angestellt seyn, der bloß für das Heil der Seelen, oder auch als ein solcher, der zugleich für das Heil der Wissenschaften Sorge zu tragen hat; der erste richtet bloß als Geistlicher, der zweite zugleich als Gelehrter. Dem letztern als Gliede einer öffentlichen Anstalt, der (unter dem Namen einer Universität) alle Wissenschaften zur Cultur und zur Verwahrung gegen Beeinträchtigung anvertraut sind, liegt es ob, die Anmaßungen des erstern auf die Bedingung einzuschränken, dass seine Censur keine Zerstörung im Felde der Wissenschaften anrichte, und wenn Beide biblische Theologen sind, so wird dem letztern als Universitätsgliede von derjenigen Facultät, welcher diese Theologie abzuhandeln aufgetragen worden, die Obcensur zukommen, weil, was die erste Angelegenheit (das Heil der Seelen) betrifft, beide einerlei Auftrag haben; was aber die zweite (das Heil der Wissenschaften) anlangt, der Theolog als Universitätsgelehrter noch eine besondere Function zu verwalten hat. Geht man von dieser Regel ab, so muss es endlich dahin kommen, wo es schon sonst (zum Beispiel zur Zeit des Galileo) gewesen ist, nämlich dass der biblische Theolog, um den Stolz der Wissenschaften zu demüthigen und sich selbst die Bemühung mit denselben zu ersparen, wohl gar in die Astronomie oder andere Wissenschaften, z. B. die alte Erdgeschichte, Einbrüche wagen, und wie diejenigen Völker, die in sich selbst entweder nicht Vermögen, oder auch nicht Ernst genug finden, sich gegen besorgliche Angriffe zu vertheidigen, Alles um sich

her in Wüstenei verwandeln, alle Versuche des menschlichen Verstandes in Beschlag nehmen dürfte.“

Durch diese Auseinandersetzung hielt sich Kant in seiner wissenschaftlichen Überzeugung und in seinem Gewissen gerechtfertigt, die Censur der theologischen Facultät zu Königsberg höher zu achten wie die der Censoren in Berlin (blos biblischer Theologen), und demnach die letztere durch die später eingeholte höhere für aufgehoben zu erachten. Und er fügt demnach aufrichtig hinzu, wie er seine Stellung als Schriftsteller in der philosophischen Facultät gegen die theologische angesehen wissen will. „Es steht aber der biblischen Theologie im Felde der Wissenschaften eine philosophische Theologie gegenüber, die das anvertraute Gut einer andern Facultät ist. Diese, wenn sie nur innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft bleibt, und zur Bestätigung und Erläuterung ihrer Sätze die Geschichte, Sprachen, Bücher aller Völker, selbst die Bibel benutzt, aber nur für sich, ohne diese Sätze in die biblische Theologie hineinzutragen, und dieser ihre öffentlichen Lehren, wofür der Geistliche privilegirt ist, abändern zu wollen, muss volle Freiheit haben, sich so weit, als ihre Wissenschaft reicht, auszubreiten; und obgleich, wenn ausgemacht ist, dass der Erste wirklich seine Grenze überschritten und in die biblische Theologie Eingriffe gethan habe, dem Theologen (blos als Geistlichen betrachtet) das Recht der Censur nicht bestritten werden kann, so kann doch, sobald jenes noch bezweifelt wird, und also die Frage eintritt: ob jenes durch eine Schrift oder einen andern öffentlichen Vortrag des Philosophen geschehen sey, nur dem biblischen Theologen, als Gliede seiner Facultät, die Obcensur zustehen, weil dieser auch das zweite Interesse des gemeinen Wesens, nämlich den Flor der Wissenschaften zu besorgen angewiesen, und eben so gültig als der Erstere angestellt worden ist.“

Nachdem Kant darauf das gegenseitige Verhältniss der einzelnen Facultäten in ihrem wissenschaftlichen Bedürfnisse, Stützen, Gründe und Thatsachen aus dem Ge-

bierte der andern zu entlehnen, ausführlicher erwogen hat, geht er zuletzt zu dem Schlusse über, die Nothwendigkeit der reinen philosophischen Religionslehre zur vollständigen Ausbildung der theologischen Candidaten zu beweisen. „Die Wissenschaften gewinnen lediglich durch die Absonderung, sofern jede vorerst für sich ein Ganzes ausmacht, und nur dann allerst mit ihnen der Versuch an gestellt wird, sie in Vereinigung zu betrachten. Da mag nun der biblische Theolog mit dem Philosophen einig seyn, oder ihn widerlegen zu müssen glauben, wenn er ihn nur hört. Denn so kann er allein wider alle Schwierigkeiten, die ihm dieser machen dürfte, zum Voraus bewaffnet seyn. Aber diese zu verheimlichen, auch wohl als ungöttlich zu verrufen, ist ein armseliger Behelf, der nicht Stich hält; beide aber zu vermischen, und von Seiten des biblischen Theologen nur gelegentlich flüchtige Blicke darauf zu werfen, ist ein Mangel der Gründlichkeit, bei dem am Ende Niemand recht weiss, wie er mit der Religionslehre im Ganzen daran sey.“

Aber Hilmer, Hermes, Woltersdorf und ihre Anhänger waren durch eine solche Beweisführung für das Recht einer freien wissenschaftlichen Untersuchung nicht zu gewinnen. Denn während diese Untersuchungen die allgemeinste Theilnahme in ganz Deutschland fanden, und selbst von vielen orthodoxen Theologen, die sich durch Gelehrsamkeit, wie Storr in Tübingen, auszeichneten, mit beifallswerther Umsicht und Mässigung beurtheilt wurden, während in Jahresfrist schon eine zweite Auflage (zur Ostermesse 1794) dieses Werkes nothwendig geworden war, verlangten die Berliner Censoren mit der Unterstützung des mächtigen Ministers Wöllner eine ihrem Obscurantismus entsprechende Beschränkung der Schreib- und Lehrfreiheit des grossen Mannes. Sie erfolgte durch die Cabinetsordre vom 1. October 1794*, welche in meh-

* Vollständig abgedruckt in der Vorrede zum Streit der Facultäten, Bd. X. S. 252—53.

renen seiner Schriften, aber hauptsächlich in dem besprochenen Werke die Entstellung und Herabwürdigung einiger Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums rügte, die gewissenhafteste Verantwortung Kant's darüber forderte und ein strenges Verbot unter Androhung allerhöchster Ungnade aussprach, dergleichen Schriften und Lehren nicht mehr von sich ausgehen zu lassen. Kant theilte diesen Cabinetsbefehl weder seinen Amtsgenossen, noch seinen vertrauteren Freunden mit, und erwiederte mit jener würdigen, seiner wissenschaftlichen Bedeutsamkeit, seiner musterhaften Pflichterfüllung als Lehrer und seiner Unterthanentreue angemessenen Erklärung, die er selbst erst vier Jahre später nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. in der Vorrede zum Streite der Facultäten öffentlich bekannt machte*. Er verpflichtete sich durch dieselbe**, indem er aus eigenem Antriebe mehr gewähren wollte, als von ihm gefordert wurde, „aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sey die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften sich gänzlich zu enthalten.“ Den inneren Kampf, den Kant bei den verschiedenen Entwürfen dieser Erklärung mit sich bestand, verräth ein kleiner Zettel in seinem Nachlasse, auf welchem er niedergeschrieben hat: „Widerruf und Verleugnung seiner innern Überzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanspflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr seyn muss, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“ — Mit welchem Abscheu er später noch an das Getriebe der Berliner Glaubenscommission gedachte, geht aus seiner unverhohlenen Freude über ihre Aufhebung

* Bd. X. S. 253—59. Den ersten Entwurf derselben habe ich überdies aus der Handschrift im Nachlass in der ersten Abtheilung dieses Bandes mitgetheilt.

** Die berechnende Vorsicht nur für den Zeitraum der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II. hat er selbst, in einer Anmerkung zu dieser Vorrede, offenbart: aber er war 20 Jahre älter als der König! —

und aus seiner kräftigen Schilderung ihres fanatisch verwirrenden und demoralisirenden Unwesens hervor, „wie gewissenhafte Candidaten der Theologie zu Schaaren von geistlichen Ämtern verscheucht und die Juristenfacultät übervölkert wäre.“

Aber jene Dunkelmänner wollten nicht blos den lebendigen Geist des Meisters bändigen und ihren erheuchelten und erstarrten Dogmatismus vor ihm gesichert sehen; sie fürchteten auch die vom Lehrer ausgestreute Saat. Alle theologischen und philosophischen Docenten der Universität Königsberg wurden durch Namensunterschrift verpflichtet, über Kant's Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft nicht Vorlesungen zu halten*, und neuernannte Professoren mussten beim Antritte ihrer Lehrämter einen Revers ausstellen, nichts vorzutragen, was dem Preussischen Religionsedict und den späteren Erläuterungen und Anhängen desselben zuwider liefe. —

Kant hatte das ein und siebzigste Jahr schon angetreten, als diese Verketzerung ihm eine seiner liebsten Vorlesungen entzog, indem er, wie Jachmann ausdrücklich erzählt**, gerade mittelst dieser Vorträge bei der grossen Zahl der Theologen unter seinen Zuhörern zum Vortheil für sein gesammtes Vaterland zu wirken hoffte und Klarheit, Lauterkeit und Sicherheit religiöser Überzeugungen durch sie nach allen Richtungen hin zu verbreiten wünschte. Das Gefühl, verletzt zu seyn von der höchsten Behörde des Staates, die noch vor wenigen Jahren mit seltenen Auszeichnungen ihm entgegen gekommen war, die Aussicht auf eine absichtliche Erniedrigung und Einengung der gewichtvollsten Studien, die überhand nehmende Unzufriedenheit im Lande über die anbefohlene Gläubigkeit, die in schamlose Heuchelei ausartete, das

* Rink, Ansichten aus Kant's Leben, S. 62.; Rink wurde selbst damals ausserordentlicher Professor in Königsberg.

** a. a. O. S. 32.

Emporsteigen unwürdiger Männer zu Stellen, wo sie dem allgemeinen Besten den empfindlichsten Nachtheil zufügen konnten: alles dies zu rasch zusammen auf ihn eindringend, wirkte sehr ungünstig auf die Heiterkeit seines Geistes wie auf seine Gesundheit. Er erschien nicht mehr in grössern Gesellschaften, ging seit 1794 überhaupt nicht mehr ausserhalb des Hauses zur geistigen Erholung und beschränkte sich nur auf die Unterhaltung der täglichen Gäste an seinem eigenen Tische. Sein Körper entwickelte jetzt rascher die Schwächen des Alters. Er gab nicht nur die Privatvorlesungen über die rationale Theologie auf, er stellte überhaupt mit dem Sommer 1795 alle seine Privatvorlesungen ein, und las nur noch täglich eine Stunde die öffentlichen abwechselnd über Logik und Metaphysik.

Um so eifriger gedachte er noch in den nächsten drei Jahren *sarcinas colligere*, wie er es nannte, und die fast vollständig abgeschlossenen Werke über die *Metaphysik der Sitten* in beiden Theilen und die *Anthropologie* zum Druck fertig zu machen. Die Entwicklung der Französischen Revolution hatte in ihren verschiedenen Stadien seine lebhafteste Theilnahme erregt, in ihren ersten Jahren vorzugsweise den Stoff zu seiner Tischunterhaltung gewährt. Bei seiner genaueren Kenntniss der inneren Zustände Frankreichs vor dem Jahre 1788 wünschte er eifrigst eine vollständige Abhülfe für die nicht zu verkennende Noth. Seine genaue Übereinstimmung mit Montesquieu* zeigte ihm den Weg in der Sonderung der Gewalten im Staate und in der Unabhängigkeit der gesetzgebenden von der vollziehenden Staatsgewalt. Die ersten beiden Jahre der Revolution schienen seine Erwartungen zu rechtfertigen, er glaubte also um so sicherer sich ein

* Über den Einfluss des Studiums des Hauptwerks von Montesquieu auf Kant's politische Untersuchungen, so wie über die Divergenz beider in einzelnen Materien habe ich ausführlicher in der oben angeführten Abhandlung „Kant und seine Stellung zur Politik“ in Raumer's hist. Taschenb. 1838, S. 575 u. flg. gehandelt.

Urtheil über den ferneren Fortgang der Umgestaltung dieses wichtigen Reichs zuschreiben zu dürfen. Er liebte auch im Felde der Politik apodiktische Behauptungen, wodurch er nicht selten anstieß und um so mehr, als er den Übergang der legislativen Versammlung zum Nationalconvente verkannte. Erst durch die Schrecken des Jahres 1793 und die blutigen Gräuel der siegenden Pöbelgewalt enttäuscht, verlor er die Hoffnung auf ein stets glückliches Fortschreiten in der Ausbildung der dortigen Zustände. Aber die absichtlich verläumdenden und die wissenschaftlich ungebildeten Gegner der kritischen Philosophie entlehnten begierig diese Nachrichten von Kant's Ansichten der Französischen Revolution, um vor ihm selbst und seinem gesammten geistigen Einfluss als Schriftsteller und Lehrer, wie vor einem gefährlichen Neuerer für die bestehenden Staatsregierungen zu warnen. Gegen solche böswillige Urtheile half nun Nichts, wenn Kant bereits in der Mitte des Jahres 1793 in der Abhandlung* „das mag für die Theorie richtig seyn, taugt aber nichts für die Praxis“, in dem zweiten Abschnitte „vom Verhältniss der Theorie zur Praxis im Staatsrechte“ umständlich seine Ansichten über das Verhältniss der Staatsregierung zu den Regierten vorlegte. Er forderte hier als die Grundlagen des bürgerlichen Zustandes a. die Freiheit jedes Gliedes der bürgerlichen Gesellschaft als Mensch, b. die Gleichheit dieser Glieder als Unterthan, und c. die Selbstständigkeit jedes Gliedes eines gemeinen Wesens als Bürger. Er verlangte ferner, dass die oberste Macht, welche Gesetze giebt, die Richtung auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft festhalte, dass sie den rechtlichen Zustand gegen äussere und innere Feinde des Volkes sicher stelle. Hierüber müsse das Staatsoberhaupt be-

* Bereits im Septemberhefte der Berliner Monatsschrift 1793 abgedruckt; in unserer Ausgabe, Bd. VII. Abth. I. S. 197—220. — Ferner muss damit verglichen werden der vier Jahre später herausgegebene Abschnitt vom Staatsrechte, als §. 43—52 in der Rechtslehre.

fugt seyn, selbst und allein zu urtheilen, was zum Flor des gemeinen Wesens gehöre, was erforderlich sey, um seine Stärke und Festigkeit nach innen und aussen zu garantiren. Er folgerte ferner, dass alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgebende Macht, alle Aufwiegelung, um Unzufriedenheit der Unterthanen thätlich werden zu lassen, aller Aufstand, der in Rebellion ausbricht, das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen wäre, weil es dessen Grundfesten zerstörte. Er behauptete dieses Verbot unbedingt, so dass auch, wenn selbst das Staatsoberhaupt den ursprünglichen Vertrag verletzte und sich dadurch des Rechts der Gesetzgebung nach dem Begriffe des Unterthans verlustig machte, dem Unterthan kein Widerstand als Gegengewalt erlaubt bliebe. Darauf lässt er sich in eine entschiedene Widerlegung des Widerstandrechts der Unterthanen unter gewissen Bedingungen ein, namentlich gegen Achenwall's Naturrecht. Er schliesst mit dem Satze: „Es muss in jedem Gemeinwesen ein Gehorsam unter dem Mechanismus der Staatsverfassung nach Zwangsgesetzen (die auf das Ganze gehen), aber zugleich ein Geist der Freiheit stattfinden, da jeder in dem, was allgemeine Menschenpflicht betrifft, durch Vernunft überzeugt zu seyn verlangt, dass dieser Zwang rechtmässig sey, damit er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe“. Auf einem Memorienzettel aus dieser Zeit*, der sich in seinem Nachlass befindet, recapitulirt er viele Ansichten aus dieser Abhandlung in gedrängterer Weise, indem er damit zugleich gegen seine (nicht blos hypothetischen) Widersacher folgende Entgegnung verbindet: „Ich glaube nicht, man werde mir Schuld geben, ich habe den Beherrschern mit der Unverletzlichkeit ihrer Rechte und Person zu sehr geschmeichelt; aber so

* Er ist auf der Rückseite eines Briefes von Biester vom 13. Juli 1793 geschrieben, rührt also nach Kant's Gewohnheit, das leer gebliebene Papier und die Couverts der Briefe bald nach ihrem Empfange zu benutzen, wahrscheinlich aus dem August oder September 1793 her.

muss man mir auch nicht Schuld geben, ich schmeichle dem Volke zu sehr, dass ich ihm das Recht vindicire, wenigstens über die Fehler der Regierung seine Urtheile öffentlich bekannt zu machen.“ „Hobbes behauptete, das Volk habe nach seiner Übergabe durch den Socialcontract gar keine Rechte mehr, aber er musste sagen, nur nicht das Recht des Widerstandes, aber wohl der Gegenvorstellung und der Bekanntmachung der Ideen des Bessern. Denn woher soll dieses sonst kommen?“ „Was ein Volk nicht über sich selbst beschliessen kann (z. B. eine Anordnung eines allgemeinen Kirchenglaubens festzusetzen), das kann auch der Souverain nicht über das Volk beschliessen. Aber das Volk hat kein Recht zu Feindseligkeiten gegen den Oberherrn, weil dieser das Volk selbst vorstellt. Jemandes Unterthan ist aber der, welcher kein Zwangsrecht gegen ihn hat und doch seinem Befehl gehorcht. — Aus dem Willen des Souverains selbst muss die Reform hervorgehen. Dieser ist aber *in facto* nicht der vereinigte Volkswille, sondern dieser soll allmählig herauskommen. Schriften müssen das Oberhaupt wie das Volk in Stand setzen, das Ungerechte einzusehen.“ „Das, was man sich nicht getraut öffentlich als seine Maxime anzukündigen, und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Rechte zuwider*.“

Auf einem andern Memorienzettel aus dieser Zeit behandelt er abgesondert den Begriff der Majestät folgendermaassen: „Majestät ist die Auctorität einer Person, sofern sie über alle andern Gewalten im Staate Macht hat. Nun kann dieses keine bloss moralische Person, z. B. eine Republik seyn, die zwar Souverainität über sich selbst ausübt, aber doch zugleich die ganze Summe der Unterthanen ausmacht, wo Niemand die oberste Auctorität besitzt, sondern ein Jeder in Ansehung Aller gleiche recht-

* Vgl. die theilweise schon benutzten Ansichten in der oben angeführten Abhandlung, Werke, Bd. VII, S. 215—18.

liche Gewalt hat. Also kommt der Titel Majestät nur einer einzelnen physischen Person zu, die über alle Andere im Staate Gewalt hat (einem Monarchen). Darum kann man es zwar gut vertragen, wenn man von Volkssouveränität sprechen hört. Dagegen fällt der Ausdruck Volksmajestät, welchen sich schwindelnde Republikaner oft entfahren lassen, ins Lächerliche. Majestät nämlich ist diejenige Auctorität in einem Volke, die von keiner höheren eingeschränkt werden kann. Nun ist Keiner im Volke, dessen Ansehen nicht von einer höheren Auctorität, nämlich der des gesammten Volkes als einer moralischen Person eingeschränkt würde: denn das Volk ist die Summe aller Unterthanen. Wenn nun, wie im Königthume, diese Auctorität auf eine einzelne physische Person, um Selbstherrscher zu seyn, übertragen ist, so ist die Befreiung dieser Person von allem möglichen Widerstreben des Volkes das, was ihr den Glanz eines selbstleuchtenden Sterns giebt, während alle Staatswürden der Unterthanen, als Reflexe durch jene ausgesandt, verdunkelt werden.“

Die Anerkennung der Französischen Republik von Seiten einiger der mächtigsten Staaten Europas, wie sie seit dem December 1794 zu Basel verhandelt wurde, erregte die lebhafteste Theilnahme bei Kant. Sie rief seine Abhandlung „vom ewigen Frieden“ hervor, die 1795 in einer Auflage von 1500 Exemplaren herausgegeben, in wenigen Wochen vergriffen war und eine zweite Auflage 1796 schon zur Ostermesse nothwendig machte*. Keine Schrift von Kant wurde so missverstanden als diese, weil keine von einem so gemischten zahlreichen Publicum nicht studirt, sondern als eine Flugschrift obenhin gelesen wurde. Man wollte die Wahrheit von des *Abbé Charles Iréné de St. Pierre* politischen Träumereien haben, man hoffte auf eine Vervollständigung der damals so hoch gefeierten Lehren Rousseau's — und man fand einen Vorläufer des

* Vgl. darüber meine Vorrede zu Bd. VII. Abth. I. S. XIII—XIV.

Kant'schen Systems für das Staatsrecht und für das Völkerrecht. Auf einem Memorienzettel aus dieser Zeit schreibt Kant in Bezug auf den *Contrat social* des Rousseau: „Um ein *pactum sociale* zu einer Republik (im Rousseau'schen Sinne zu einem Staate ohne Rücksicht auf die Form der Verfassung) zu stiften, muss schon eine Republik da seyn: folglich kann sie nicht anders, wie durch Gewalt, nicht durch Einsicht gestiftet werden*.“ Aber jene Arbeit hatte Kant die Nothwendigkeit gezeigt, jetzt nicht länger mit der Bekanntmachung seiner „metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre“ zu zögern. Seine Kräfte waren stark angegriffen, er lehnte die Übernahme des Rectorats der Universität ab, das in der herkömmlichen Reihenfolge für das Sommersemester 1796 auf ihn traf, aber es gelang ihm in demselben Sommer die letzte Redaction der Rechtslehre für den Druck zu beendigen, so dass dieselbe bald nach der Michaelismesse dieses Jahres (doch schon mit der Jahreszahl 1797) erscheinen konnte**.

Ohne Unterbrechung arbeitete er jetzt an der Tugendlehre, als dem zweiten Theile der Metaphysik der Sitten. Er wurde damit im Winter von 1796 auf 1797 fertig, indem er zugleich auf die Veranlassung einer Recension seiner Rechtslehre in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1797, Nr. 28, vom 18. Febr.) seine „erläuternden Anmerkungen“ zu derselben schrieb***. Beide Arbeiten wurden im Jahre 1797 gedruckt, aber Kant hatte in seinem drei und siebenzigsten Lebensjahre seinen Kräften zu viel zugemuthet. Eine bedeutende Erschlaffung seines Geistes und eine unbezwingliche Ermattung des Körpers war die

* Vergl. darüber zur weitem Ausführung dieser Ansicht den zweiten Abschnitt „vom Verhältnisse der Theorie zur Praxis im Staatsrechte“ in seiner oben angeführten Abhandlung, Werke Bd. VII. Abth. I. S. 197—219.

** S. meine Vorrede zu Bd. IX. S. VIII—IX.

*** Vergl. meine Vorrede im Bd. IX.

unmittelbare Folge davon*, aus der er sich nur sehr allmählig erholen konnte, und die ihm dennoch die Pflicht auferlegte, seiner akademischen Lehrthätigkeit ein Ziel zu setzen, und von Michaelis 1797 ab auch keine öffentlichen Vorlesungen mehr zu halten. Der verspätete Anfang seiner letzten Vorlesungen wurde doch als ein allgemeines akademisches Fest gefeiert, die gesammten Studirenden erschienen am 14. Juni 1797 in einem festlichen Aufzuge vor dem hochgefeierten Lehrer, um ihre herzlichste Freude an den Tag zu legen, dass er, die Zierde der Albertina seit zwei und vierzig Jahren, noch länger unter ihnen weilen würde, wenn sie auch nicht mehr das Glück geniessen konnten, unmittelbar durch ihn selbst in das höhere Studium eingeführt zu werden.

Das Geschenk Hufeland's, der ihm seine „Kunst das menschliche Leben zu verlängern“ am 12. December 1796 zusandte, äusserte nach seiner Krankheit auf Kant einen ungemeinen Einfluss. Er machte sich viele kleine Auszüge aus diesem Buche**, wie wir auf mehreren seiner Memorienzettel solche antreffen, verglich sein Alter mit dem anderer Philosophen, mit dem seiner Collegen, oder anderer ihm bekannter Menschen aus seinen näheren Umgebungen. Er sonderte die verschiedenen körperlichen, geistigen und Gemüths-Zustände ab, erkundigte sich seit dieser Zeit genauer nach den wöchentlichen Mortalitäts-Tabellen der Stadt, ging auf einige Rechnungen der hierher gehörenden Theile der politischen Arithmetik näher ein, blieb aber auch hierin vorzugsweise wiederum auf dem philosophischen Standpunkte stehen, um psycholo-

* In Deutschland war bereits das Gerücht seines Todes verbreitet, wie dies mehrere Briefe erweisen, die später mit den herzlichsten Glückwünschen zur Genesung aus Halle, Jena, Breslau u. a. Orten ankamen.

** Auf einem derselben finden wir verzeichnet: S. 9 unten; S. 83 vom Schlaf als der Pause des intensiven Lebens, S. 84 Schlaf der alten Leute. S. 201 von der Ehre alt zu werden und den Philosophen. Alle sehr alte Leute waren verheirathet. S. 243 vom Denken. S. 253 Herrschaft des Magens u. s. w.

gisch die Kraft des Geistes und des Gemüthes in der Beherrschung körperlicher Zustände näher zu prüfen. Daraus ging seine Abhandlung hervor, „von der Macht des Gemüthes, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn“; er schrieb sie Hufeland zu und machte sie als dritten Theil seines „Streites der Facultäten“ bekannt*. Hufeland's Brief, auf den sich Kant dort in der Einleitung bezieht, befindet sich im Originale in Kant's Nachlass und scheint hier einen angemessenen Platz zur vollständigen Mittheilung zu finden.

„Erlauben Sie, verehrungswürdiger Mann, dass ich Ihnen ein Buch zuschicke, das Ihnen in mehr als einer Rücksicht zugehört, theils als einem der ehrwürdigsten Nestors unserer Generation, der nicht allein zeigt, dass man auch mit angestregter Geistesarbeit alt werden, sondern dass man auch noch wirken und nützlich seyn kann; theils als einem Manne, dem die Kenntniss des Menschen, die wahre Anthropologie so viel verdankt, und der sich um die Medicin selbst dadurch so viel Verdienst erworben hat und gewiss noch mehr in der Zukunft erwerben wird. Zugleich nutzte ich diese Gelegenheit gern, um Ihnen meine innigste Verehrung zu bezeugen und den Wunsch beizufügen, dass Sie das neueste Beispiel des höchsten Menschenalters mit fortwirkender Geisteskraft geben mögen, was bei einem solchen Vorrath und so harmonischer Wirksamkeit dieser Kraft wohl gehofft werden kann.“

„Glücklich würde ich mich schätzen, wenn Ihnen mein Bestreben, das Physische im Menschen moralisch zu behandeln, den ganzen auch physischen Menschen als ein auf Moralität berechnetes Wesen darzustellen, und die moralische Cultur als unentbehrlich zur physischen Vollendung der überall nur in der Anlage vorhandenen Menschennatur zu zeigen — nicht missfallen sollte. Wenigstens kann ich versichern, dass es keine vorgefassten Meinungen waren, sondern ich durch die Arbeit und Unter-

* Bd. X. S. 361 — 85.

suchung selbst unwiderstehlich in diese Behandlungsart hineingezogen wurde.

Ich wiederhole nochmals meine besten Wünsche für die noch lange Erhaltung Ihres, jedem denkenden und fühlenden Menschen so theuern Lebens, und bin mit der aufrichtigsten Verehrung

Ihr gehorsamster Diener

Jena, d. 12. Dec. 1796.

Hufeland.

Als Kant ihm schon vor der Herausgabe der genannten Abhandlung die Anzeige machte, dass eine solche nächstens von ihm zu erwarten stände, regte Hufeland in einem zweiten Briefe vom 30. Sept. 1797* angelegentlichst zur Beschleunigung dieser Arbeit an, indem er unter anderen sagt: „E. W. haben mich mit der angenehmen Hoffnung sehr erfreut, dass Sie geneigt wären, einen medicinischen Gegenstand zu bearbeiten, und zwar den so interessanten von der Macht des Gemüths über seine krankhaften körperlichen Empfindungen. Wäre es Ihnen doch bald gefällig und wegen anderer Geschäfte möglich! Denn eben in diesen psychologisch-medicinischen Gegenständen hat es noch sehr an philosophischer Behandlung gefehlt, und wie viel würde sich nicht unsere Kunst noch nebenbei an fruchtbaren Bemerkungen und Aufschlüssen versprechen können. Ich wiederhole also nochmals im Namen des ganzen medicinischen Publicums, das Sie Sich dadurch verpflichten würden, die Bitte, dieser schönen Idee bald einige Stunden zu widmen, und füge noch den Wunsch bei, dass Sie dann die Güte haben und den Aufsatz mir für das Journal der praktischen Heilkunde überlassen möchten, wo er am schnellsten im medicinischen Publicum bekannt werden und zugleich diesem Journal zur grossen Zierde gereichen würde. — Übrigens wünsche ich von Herzen, dass Gott Ihre Tage, so wie er Ihre Kräfte und Verdienste verdoppelt hat, eben so verdoppele u. s. w.

Der Ihrige Hufeland.

* Auch dieser Brief befindet sich im Original in Kant's Nachlass.

Kant fügte sich dem Wunsche Hufeland's, und im Novemberheft des Jahrgangs 1797 seines Journals erschien zuerst die erbetene Abhandlung. Nur wenige Tage später erfolgte der Tod des Königs Friedrich Wilhelm II. am 16. Nov. 1797, worauf sofort die Censurbedrückungen aufgehoben wurden. In dem Zusammentreffen der Zeitereignisse lag für Kant die Veranlassung, das Verhältniss der theologischen zur philosophischen Facultät von Neuem genauer zu beleuchten; er hatte dies schon vorgearbeitet, wie wir oben bei Gelegenheit der Bekanntmachung der Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft angedeutet haben. Ein Gleiches lag ihm in der Behandlung der Frage vor, ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Bessern sey, um das Verhältniss der juristischen zur philosophischen Facultät festzustellen. Die Zusammenstellung beider Abhandlungen mit der eben bekannt gemachten medicinischen reichte ein neues zusammenhängendes Werk dar, den Streit der Facultäten, welche im Jahre 1798 erschien*, und von dessen denkwürdiger Vorrede wir schon oben bei der Beschränkung der Schreibfreiheit Kant's über religiöse Gegenstände handelten. In einem Briefentwurfe an Professor Reuss zu Würzburg finden wir aus dieser Zeit noch folgende merkwürdige Äusserung über das Verhältniss der Vernunft zur Religion: „Ich sage nicht, dass die Vernunft in Sachen der Religion sich selbst genug zu seyn zu behaupten wage, sondern nur, wenn sie sich nicht sowohl in Einsicht, als im Vermögen der Ausübung genug ist, sie alles Übrige, was über ihr Vermögen noch hinzukommen muss, ohne dass sie wissen darf, worin es bestehe, von dem übernatürlichen Beistande des Heils erwarten muss.“

Die Beschäftigungen dieser letzten Jahre und ihre entschiedenerere Richtung auf die praktische Philosophie hatten Kant's Aufmerksamkeit auf Garve erhöht. Seine grössere Theilnahme an dem geistigen Leben dieses be-

* Rosenkranz's Vorrede zu Bd. X, S. VI—IX.

deutsamen Gelehrten und trefflichen Menschen, der, durch unsägliche körperliche Leiden gepeinigt*, auch ein ehrenwerthes Beispiel der standhaftesten Selbstbeherrschung darbot, veranlasste Kant häufig von Garve gegen seine Tischgenossen zu sprechen. Wir finden dessen Namen auf sehr vielen Memorienzetteln aus dieser Zeit, finden seine standhafte Bekämpfung der Schmerzen als wahrhaft männlich und philosophisch gerühmt, und sein Tod, der in der Nacht vom 30. Nov. auf den 1. Decbr. 1798 zu Breslau erfolgte, wird zu wiederholten Malen mit Tag und Stunde, dem Lebensalter des Verstorbenen und ehrenhafter Anerkennung seiner Verdienste auf den Memorienzetteln verzeichnet. Wenn man erwägt, dass Garve zuerst als Gegner Kant's auftrat, dass dieser seine Empfindlichkeit darüber nicht verbergen konnte, weil er absichtlich missverstanden oder unbeachtet zu seyn glaubte, dass beide Männer dann, nachdem sie gegenseitig eine richtigere Überzeugung von sich gewonnen, in zuvorkommender Hochachtung einander nahe traten, so erscheint es um so erfreulicher und ehrenwerther, dass gerade im höheren Lebensalter, wo die Theilnahme an den Forschungen Anderer zu erlöschen pflegt, Kant und Garve unumwunden gegenseitig bekannten, was die Philosophie dem Geiste und dem Scharfsinne ihres früheren Rivalen zu verdanken habe**. Garve dedicirte seine letzte Arbeit, die er selbst bekannt machte, an Kant; es war die Übersetzung und Erläuterung der Ethik des Aristoteles 1. Bd. mit einer vorangeschickten Abhandlung über die Moralprincipien, die auch besonders abgedruckt ist. Er begleitete sie mit einem Schreiben (aus dem September 1798, ohne genauere Angabe des Datums), das bis jetzt noch ungedruckt*** hier als ein würdiges Denk-

* Er hatte einen Krebschaden in der Nähe des linken Auges: wie er sein Unglück Jahre lang ertrug, bezeugen seine Briefe an Weisse aus den J. 1792—98.

** Vgl. Kant's Urtheil, Bd. VII, Abth. I, S. 290.

*** Das Original befindet sich in dem Besitze des Geh. Regierungsraths Prof. Dr. Voigt, der es mir gefälligst mitgetheilt hat; es rührt aus dem

mal des geschilderten Verhältnisses aufgenommen werden mag, und durch seine rührende einfache Sprache für den Schreiber, wie für den, an welchen es gerichtet ist, einnimmt.

„Ich habe diese Abhandlung, welche als eine Einleitung zu der jetzt eben herauskommenden Übersetzung der beiden ersten Bücher der Aristotelischen Moral gehört, besonders abdrucken lassen, um sie Ihnen zuzueignen. Ich glaube Ihnen dadurch den höchsten Beweis von meiner Hochachtung zu geben, zuerst, weil ich diese Abhandlung unter Schmerzen und Schwächen, während der grausamsten Krankheit, durch welche die Natur langsam ihr Geschöpf zerstört, in welcher sie aber, um seine Geduld zu stärken, ihm den Gebrauch seiner Gemüthskräfte frei lässt, ausgearbeitet habe, und weil ich eben wegen der dabei überwundenen Schwierigkeit auf sie einigen Werth lege: und zweitens, weil ich Ihnen dadurch zeige, wie fähig ich Sie halte, ein freimüthiges Urtheil von Ihren Schriften, von Seiten eines Mannes, an welchem Sie Wahrheit und Unparteilichkeit erkennen, nicht nur zu ertragen, sondern auch gern zu sehen und zu schätzen.“

„Sie wissen, dass ich nicht lange nach der Herausgabe Ihres grösseren Werkes in einen Briefwechsel mit Ihnen gerieth, der durch das erste über Ihr Werk erschienene öffentliche Urtheil — in der That ein sehr mangelhaftes, einseitiges und unrichtiges — an welchem ich einigen Antheil hatte, veranlasst wurde*: und das Anden-

Nachlasse des Kriegsraths Scheffner her, ist mit sehr kleiner Schrift, aber mit noch recht fester Hand geschrieben. Die eigenthümliche Orthographie Garve's habe ich in die allgemein übliche umgesetzt. Der Monat des Briefes wird durch einen gleichzeitig geschriebenen an Weisse bestimmt.

* Garve war aufgefordert worden, eine Kritik der reinen Vernunft für die Göttinger gelehrten Anzeigen zu liefern. Die eingesandte hatte aber der Redaction zu lang gedünkt und war von ihr so verstümmelt worden, dass Garve sie nicht mehr für sein Werk anerkennen konnte und darüber an Kant schrieb. Kant antwortete verbindlich und ersuchte Garve, die vollständige Recension in die allgemeine Deutsche Bibliothek einrücken zu

ken an diese kurze, aber einer persönlichen Bekanntschaft näher kommende Verbindung ist mir noch sehr viel werth. Die Art, mit welcher Sie meine Aufrichtigkeit, mit der ich Ihnen diesen Antheil eröffnete, und die Rechtfertigung, durch welche ich Ihnen zeigte, wie gering und wie unwillkürlich dieser Antheil gewesen sey, aufnahmen, liess mich die Güte und den Edelmuth Ihres Charakters entdecken, da ich bis dahin nur den Umfang und die Tiefe Ihres Geistes gekannt hatte. Ich wünschte nun noch am Ziele meines Lebens, oder während meiner Annäherung zu demselben, in diese Verbindung mit Ihnen zurückzutreten. Ich weiss gewiss, dass Sie mein Verlangen danach auf eine ähnliche Weise, wie ehemals beantworten werden; und ich wünsche es, bei einem solchen Zustande meines Geistes, als der gegenwärtige ist, zu erfahren, wie Sie über diese Schrift urtheilen und noch mehr, welche Gesinnung Sie Ihnen gegen mich eingeflösst hat. Ich sage nichts von ihr selbst, sie liegt vor Ihren Augen. Ich bin überzeugt, dass ich an sehr vielen Orten in der Auffassung Ihrer Ideen geirrt und besonders meine eigenen mit eingemischt habe; ich bin noch mehr überzeugt, dass meine Gegengründe noch weit mehr Unrichtigkeiten enthalten, und dass ich Kennern der Philosophie viele Blößen gebe. Indess wird Sie das nicht abhalten, Nachforschungen nach der Wahrheit zu schätzen, auch wenn die Wahrheit nicht gefunden ist; es wird Sie nicht abhalten, den Fleiss und die Sorgfalt zu erkennen, welche ich auf das Studium Ihrer Schriften gewandt habe; und Sie werden wenigstens den Leichtsinne, die Kürze und die Oberflächlichkeit jener ersten Recension dieser meiner letzten nicht zuschreiben können.“

„Sie sind, theurer Mann, soviel ich weiss in einem hohen Alter und geniessen eines gesunden Alters. Die Na-

lassen, wo sie auch im Anhange zu Bd. 37—52. Bd. II. S. 838 u. flg. abgedruckt ist. Vergl. darüber die Anmerkungen zu Garve's Briefwechsel mit Weisse u. s. w. Bd. I. S. 455—56.

tur hat Sie mit grossen Geistesgaben ausgerüstet und sie hat Ihnen auch Gesundheit und körperliche Kräfte gegeben, um jene Gaben in einem langen Leben zum Besten der Welt und der Wissenschaften anzuwenden. Mir ist nicht ein so glückliches Loos in der Lotterie des Lebens gefallen. Mit einigen glücklichen Naturanlagen geboren und durch zu anhaltendes Studium mit den Wissenschaften vertrauter geworden, bin ich doch durch das beständige Kämpfen mit einem kränklichen Körper, in meinem eignen Fortgange in Kenntnissen und in den Arbeiten, durch welche ich dem Publicum nützen wollte, sehr zurückgesetzt worden. Der Genuss der Wissenschaften, das Lernen und die Mittheilung des Erlernten ist indess immer der angenehmste Genuss meines Lebens gewesen. Auch in dieser letzten traurigsten Periode desselben ist mir die noch übrige Fähigkeit zu denken und mein Vergnügen daran dasjenige, welches mich am meisten unterstützt. Wünschen Sie mit mir, dass ich diesen Trost nicht verliere, oder dass der lange gespannte Faden endlich reisse, oder einige Erleichterung meiner Übel mir die Ertragung desselben leichter mache.“

„Bleiben Sie noch lange gesund und zum Arbeiten aufgelegt: und wenn Sie zuweilen an mich zu denken veranlasst werden, so schenken Sie mir einige Thränen des Mitleidens, oder lassen Sie Sich durch einige Empfindungen von Freundschaft und Achtung für mich erwärmen. Bei mir sind diese Gesinnungen gegen Sie schon alt*; sie werden auch bis an das Ende meines Lebens unverändert bleiben.“

Garve.

* Dass dieses im vollen Sinne des Wortes Wahrheit war und keine der herkömmlichen Redensarten am Schlusse eines Briefes, geht aus Garve's Briefwechsel mit Weisse und einigen anderen Freunden (Breslau, 2 Bde. 1803, 8.) hervor, wo er an mehreren Stellen Kant's nur mit grosser Hochachtung erwähnt, wie unter anderen Bd. I, S. 340, 426 — 27; Bd. II, S. 211 bis 12, nachdem er Kant's Hauptwerke von neuem studirt hatte, S. 228, 259, 272, 322, 323 u. flg.

Garve's Wunsch für eine noch längere Arbeitsthätigkeit des hochbetagten Philosophen ging aber nicht in Erfüllung, denn in derselben Zeit beschloss Kant seine ruhmvolle Laufbahn als Selbstherausgeber seiner grossen Arbeiten mit der Anthropologie, die in der ersten Auflage* im J. 1798 erschien. Er fügte zu der Vorrede derselben noch eine Schlussanmerkung**, in welcher er bereits erklärte, dass er für die physische Geographie ein ähnliches Handbuch zu liefern durch sein Alter wohl verhindert werden dürfte, die aber von ihm für Vorträge über dieses Lehrfach bearbeiteten Collectaneen wohl schwerlich von einem Anderen wegen Unleserlichkeit zur Herausgabe zusammengestellt werden könnten. Es meldeten sich sofort mehrere seiner Zuhörer, selbst ein praktischer Jurist Mosqua in Warschau, zur Übernahme dieses Geschäftes, aus schuldiger Dankbarkeit gegen ihren verehrten Lehrer, wie sie in den Anschreiben sich äusserten. Kant zögerte zwei Jahre, vielleicht noch in der hoffnungsvollen Erwartung, dass seine Kräfte nur geschwächt wären und er nach einiger Ruhe die Selbstprüfung und Sichtung seiner vieljährigen Untersuchungen auf diesen Gebieten würde übernehmen können. Er beschränkte sich in dieser Zeit auf die Revision einiger seiner Werke, die einer neuen Auflage bedurften, wie dies selbst der Fall schon bei der Anthropologie war, die trotz der 2000 Exemplare (in so starker Auflage war kein früheres Werk von Kant erschienen) bereits zur Ostermesse 1800 neu gedruckt werden musste.

Erst dann entschloss sich Kant, einige seiner jüngeren mit seiner Philosophie vertrauteren Tischgenossen an der Revision seiner Papiere Theil nehmen zu lassen. Magister Jäsche*** erhielt die Erlaubniss zur Herausgabe der

* Vgl. meine Vorrede zu B. VII, S. XVI.

** Bd. VII. Abth. II, S. 7.

*** Nachmals Professor der Philosophie an der Universität zu Dorpat, wo er noch jetzt emeritirt als Russischer Staatsrath lebt; über die Herausgabe der Logik vergl. Rosenkranz's Vorrede zu Bd. III.

Logik, Professor Rink für die physische Geographie* und die Pädagogik**; beide sollten ungehindert mit irgend einem Buchhändler über den Verlag unterhandeln können. In Bezug auf die physische Geographie wurde zwar Kant 1802 im Juli bestimmt, als Rink bereits eine Anstellung als Pfarrer in Danzig erlangt hatte, seine darüber schriftlich ausgestellte Erklärung wieder zurück zu fordern, gab indess doch dem angelegentlichen Wunsche des letzteren nach, ihn in der Herausgabe von Neuem zu bestätigen***. Kant wollte nicht durch den zwischen Rink und Vollmer über die Herausgabe dieses Werkes ausgebrochenen Streit in persönliche Streitigkeiten verwickelt werden, da Vollmer früher an Kant ein ausserordentlich hohes Honorar für das Manuscript geboten, dann aber in den Besitz einiger Nachschriften der Vorlesungen Kant's über die physische Geographie gelangt, sich zurückgezogen hatte.

Eine ausführlichere Bearbeitung der Politik glaubten Einige aus dem Schlusse seiner Vorrede zur Rechtslehre erwarten zu dürfen, worin es heisst: „Gegen das Ende des Buchs habe ich einige Abschnitte mit minderer Ausführlichkeit bearbeitet, als in Vergleichung mit den vorhergehenden erwartet werden konnte; theils weil sie mir aus diesen leicht gefolgert werden zu können schienen, theils auch, weil die letzten (das öffentliche Recht betreffenden) eben jetzt so vielen Discussionen unterworfen, und dennoch so wichtig sind, dass sie den Aufschub des entscheidenden Urtheils auf einige Zeit wohl rechtfertigen können. Nach vier Jahren (1801) richtete ein unbekannter Gelehrter aus Wien, Dr. Andreas Richter, geradezu an Kant die Anfrage, ob ein solches Werk von ihm noch bearbeitet werden würde, und falls dies nicht geschähe, ob er ihm die Erlaubniss geben wolle, nach den Grundsätzen seines Systems ein ausführliches

* S. meine Vorrede zu Bd. VI, S. XI—XIII.

** Meine Vorrede zu Bd. IX, S. XIV—XVI.

*** Rink's Brief vom 13. Jul. 1802 im Nachlass Kant's.

Lehrbuch der Politik herauszugeben. Er schickte gleichzeitig eine Skizze seiner beabsichtigten Arbeit an Kant*, die freilich keine grossen Erwartungen von den Geisteskräften dieses Mannes fassen und die spätere Nichtrealisirung seines Plans für die Deutsche Literatur nicht bedauern lässt. Kant antwortete (in der ersten Abtheilung dieses Bandes ist der Brief abgedruckt) bejahend in Bezug auf die Erlaubniss von seiner Seite, liess aber auch jetzt noch die Andeutung fallen, dass er nur auf die Bearbeitung eines ausführlichen Lehrgebäudes der Politik Verzicht leiste, also einen Abriss wohl noch gewähren könnte. Denn er erwiederte auf diesen Punkt: „Dass mein sieben und siebenzigjähriges Alter mir es nicht wohl möglich macht, es selbst zu verrichten, vornehmlich mit der Ausführlichkeit, die der mir zugestellte Abriss Ihres vorhabenden politischen Werkes sehen lässt, beurtheilen Sie ganz richtig“ u. s. w. Aber wir finden in seinen Papieren aus diesen und den beiden folgenden Jahren keine Spuren einer sorgfältigen Beschäftigung mit einem solchen Abrisse. Denn die vorhandenen Papierstreifen mit Material verwandten Inhalts beschrieben sind mehr als Umschreibung einiger bereits in der Rechtslehre und der Anthropologie verarbeiteten Ansichten oder als Ergänzung derselben zu betrachten, wie als Anlagen zu einer neuen für sich bestehenden Arbeit. Wir geben mehrere derselben zur Probe, zugleich auch als Belege seiner letzten Versuche, sich im zusammenhängenden Gedankengange auf solche Weise geistig zu beschäftigen.

„Vom Charakter des Standes, sofern er erblich ist**.
Die Meinung eines erblichen Vorrechts zum Gebieten giebt nach und nach die Selbstzuversicht dazu, eben so wie anderseits die Meinung einer erblichen Nachstehung in der

* Brief und Skizze befinden sich noch in Kant's Nachlass auf der hiesigen Bibliothek.

** Er hat es Anhang genannt, und es scheint als eine Ergänzung zum Schlusse der Anthropologie (Charakter der Gattung) gedacht zu seyn.

Reihe der einander untergeordneten Glieder des Staates, ein Misstrauen zu seinem Vermögen es andern gleich zu thun. Die Meinung aber von sich selbst, wenn sie durch die Anderer unterstützt wird, bringt zuletzt das Vermögen oder Unvermögen selbst hervor. Durch Geburt über andere Hervorragende gehören zum Mechanismus einer Monarchie: aber die freie bürgerliche Verfassung verstattet sie nicht. Wo der Adel auch erblich reich ist und bleibt, kann es einen Charakter geben, wie in England.“

„Im Grunde heisst es immer die Menschheit degradiren, gewisse Menschen durch die Geburt als eine besondere Species ohne Rücksicht auf Glücksgüter unter andere zu setzen. Als ein die Souveränität einschränkender Mittelstand wird der Adel venerirt, sonst beneidet und gehasst. Wenn die anderen Stände auch ein gleiches Stimmrecht haben, nämlich Bürger, Bauern und Literaten, worunter die Geistlichen, so ist der Adel als vornehmster Landeigenthümer gut, aber nur in dem Staate, wo der Monarch nicht völlig Souverain ist. — Das Thier säuft, frisst, wirft Junge, verreckt; todt ist es Aas. Der Mensch trinkt, isst, gebährt Kinder, ist nach dem Tode eine Leiche u. s. w. Wenn Menschen nicht so unterschieden sind, oder dahin degradirt werden, so kann man sie nicht als Erbunterthanen betrachten, sie sind freigeboren. Aber der Freigeborene ist darum noch nicht adelig, d. i. zum Befehlen geboren. Jeder wird als möglicher Staatsbürger geboren, und damit er es werde, muss er ein Vermögen haben, es sey in Verdiensten oder in Sachen. Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft ist nur der Manier nach unterschieden. Denn wenn man über seinen Stand disponiren kann, so kann man auch über seinen Leib disponiren. Staatsunterthan ist Jedermann und zwar erblich (?). Es muss keine Misshairath geben als blos den Sitten nach. Der gemeine Mann und der Vornehme müssen nicht als Species, sondern als Stellen im Staate unterschieden werden. Des ersteren Ehe ist sonst nur Vermischung. Es kann aber ausser dem oder denen, welche zum Beherrschen des Staates gehören, kei-

nen Herscherstand geben, denn sonst hätte der Unterthan zwei Obrigkeiten.“

„Der Adel kann eine zwiefache Bestimmung haben, entweder zur Begünstigung der obersten Macht im Staate, das Volk mehr einem absoluten Willen unterwürfig zu machen, oder umgekehrt zur Begünstigung der allgemeinen Freiheit, der despotischen Anmaassung der oberen Macht zu widerstehen. Oder er hat nur die Bestimmung, die Subordination und zugleich den Ehrbegriff im Kriegswesen als Werkzeug der obersten Macht zu befördern.“

Der Adel, welcher von einem vereinigten Volke selbst eingesetzt werden könnte, würde ein Stand seyn, dessen Würde es zuwider wäre, seine Erhaltung auf ein Lohngeschäft zu gründen: der also kein eigentlich Gewerbe (es sey der Industrie oder freier Künste oder des Handels) triebe, wo er sich fürs Brot den Befehlen Anderer unterwerfen müsste. Er würde also eine liberale Erziehung, d. i. die nach dem Ehrprincip als Endzweck nicht bloß als Mittel eingerichtet werden könnte, bekommen, und das bestimmte Mittel seines Unterhaltes müsste der Nutzen vom Landeigenthume seyn. Nun haben alle alten Staaten, welche Adel enthielten, auch Sklaven gehabt (Griechen, Römer, Deutsche, Tataren, Mongolen); und in neueren Staaten, wo sie deren nicht hatten (in monarchisch-souveränen, autokratischen) dient der Adel nur die übrigen Unterthanen mehr zu belästigen. In einem Freistaate dagegen müsste er kein Vorrecht haben, als das des Landeigenthums. Seine Kinder müssten dem Staate in einer Angelegenheit desselben, welche nur durch Ehrbegierde gehörig betrieben werden kann (im Kriege) allein dienen, und gingen sie aus diesem Stande in ein Gewerbe, so müsste ihr Adel erlöschen.“

„Die Frage, ob der alle Gewalt im Staate habende (Souverain) als Herr oder als Eigenthümer des Staates angesehen werden müsse, kommt darauf hinaus: ob er Herr über das Volk ist, weil er Eigenthümer des Bodens ist (dies ist Despotismus), oder ob er nur sofern Eigenthümer

des Bodens seyn kann, sofern er Herr (Befehlshaber) über das Volk ist. Das letztere ist die freie rechtliche Verfassung.“

„Glückseligkeit ist das Loosungswort aller Welt, aber sie findet sich nirgend in der Natur, die der Glückseligkeit und der Zufriedenheit mit dem vorhandenen Zustande nie empfänglich ist. Nur die Würdigkeit glücklich zu seyn ist das, was der Mensch erringen kann. In dem, was er thut, nicht in dem, was er genießt oder leidet, d. i. in dem von seiner Natur unabhängigen Selbst, was ihm kein Schicksal verschafft, kann er Zufriedenheit in seine Seele bringen. Dabei kann er aber doch den Überdruß nicht verhüten, den ihm alle Mittel das Leben zu versüssen noch übrig lassen.“

„Sowie Klugheit die Geschicklichkeit ist, Menschen (freie Wesen) als Mittel zu seinen Absichten zu brauchen; so ist diejenige Klugheit, wodurch Jemand ein ganz freies Volk zu seinen Absichten zu brauchen versteht, die Politik (Staatskunst). Diejenige Politik, welche dazu sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung fürs Recht der Menschen zusammenstimmen, ist moralisch; die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselben nicht bedenklich ist (also die des Politikasters), ist Demagogie. Alle wahre Politik ist auf die Bedingung eingeschränkt, mit der Idee des öffentlichen Rechts zusammenzustimmen (ihr nicht zu widerstreiten). Das öffentliche Recht ist ein Inbegriff aller der allgemeinen Verkündigung (*declaratio*) fähigen Gesetze für ein Volk. Hieraus folgt, dass die wahre Politik nicht allein ehrlich streben, sondern auch offen verfahren müsse, dass sie nicht nach Maximen handeln dürfe, die man verbergen muss, wenn man will, dass ein unrechtmässiges Mittel gelingen soll (*aliud lingua promptum, aliud pectore inclusum gerunt*), und dass sie selbst ihre Zweifel in Ansehung der Gesetze, oder die Möglichkeit ihrer Ausführung nicht verhehlen müsse*.“

* Vergl. über diese und die folgende Stelle den ganzen Anhang zu sei-

„Der Staat ist ein Volk, das sich selbst beherrscht. Die Fascikeln aller Nerven sind die Zustände, welche durch die Gesetzgebung entstehen. Das *Sensorium commune* des Rechts entsteht aus ihrer Zusammenstimmung.“ — „Es kommt bei dem sogenannten Streite der Rechtsprincipien mit der Politik nicht auf ihre Übereinstimmung an, sondern mit dem der Rechtsgesetze untereinander (nicht einmal mit dem der Ethik und den Glückseligkeitsprincipien). Wehe dem, der eine andere Politik anerkennt, als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält. Auch nicht auf Ermahnungen kommt es an: die, welche man an Fürsten oder Unterthanen ergehen lässt, sind das Unnütze und zum Theil Vorwitzigste unter allen Dingen.“

In naiver Laune schrieb auch Kant auf einem ältern Zettel (wahrscheinlich aus dem Jahre 1794): „Eine Monarchie (despotische) ist ein Bratenwender, eine Aristokratie eine Rossmühle, eine Demokratie ein Automat, welches, wenn es sich selbst aufzieht, und nur immer gestellt werden darf, eine Republik heisst: das Letzte ist das Künstlichste.“

„Der Marchese Beccaria hat aus theilnehmender Empfindelikeit einer affectirten Humanität (*compassibilitas*) seine Behauptung der Unrechtmässigkeit aller Todesstrafe aufgestellt, weil sie im ursprünglichen bürgerlichen Verträge nicht enthalten seyn könnte: denn da hätte jeder im Volke einwilligen müssen, sein Leben zu verlieren, wenn er etwa einen Andern (im Volke) ermordete; diese Einwilligung aber sey unmöglich, weil Niemand über sein Leben disponiren könnte. Alles Sophisterei und Rechtsverdrehung.“ — Nur mit der Darstellung eines Werkes beschäftigte er sich noch ununterbrochen bis in die letzten Monate seines Lebens. Er nannte es „System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe“ und es sollte vornehmlich den Übergang der Physik zur Me-

taphysik vermitteln*. So lange er an seinem Arbeitstische sitzen konnte, lag in dieser Zeit das starke handschriftliche Convolut vor ihm und man fand ihn oft noch 1802 und 1803 darin bis zum Mittag schreiben. Es sollte nach seiner Ansicht ein Hauptwerk werden, aber Schulz und Gensichen, die nach seinem Tode zur Durchsicht dieser Papiere bestimmt waren, fanden nur Wiederholungen aus seinen älteren Werken, ungeordnete Gedanken, bisweilen untermischt mit Allötria. Dies Manuscript ist aber jetzt spurlos verschwunden.

Im Jahre 1802 schwand die Gedächtnisskraft auffallend, es wurde ihm äusserst schwer, eine Reihenfolge von Gedanken zu behalten. Die bekanntesten Namen seiner Umgebungen, sonst häufig von ihm gebrauchte Worte und Redewendungen entfielen ihm, oder wurden von ihm verwechselt, und doch sah er es ungern, wenn ihm zu früh eingeholfen wurde. Als Scheffner etwa ein Jahr vor seinem Tode ihn besuchte**, konnte Kant im Gespräch das rechte Wort zur Erwiderung nicht finden. Wie aber Scheffner einhelfen wollte, ergriff er seine Hand mit den Worten: „nein, mein Freund, helfen Sie mir nicht, mein Kopf muss selbst damit heraus“. Er wandte darauf die Ausdrücke so lange, bis er die ganz richtigen fand, die er mit einem recht zufriedenen „sehen Sie wohl Freund“ begleitete. Es wurde jetzt nothwendig, dass er alle Tagesgeschäfte sich vorher aufzeichnete, wozu er sich kleiner Memorienbücher bediente***, von denen mehrere im Nachlasse Kant's aufbewahrt werden, andere gleich nach seinem Tode von seinen näheren Umgebungen als Andenken an den grossen Mann mitgenommen, zum Theil gegen sehr hohe Preise für Sammlungen

* Hasse, merkwürdige Äusserungen Kant's, S. 19—20; Wasianski, S. 194—95.

** Scheffner's Selbstbiographie, S. 239.

*** Vergl. Wasianski a. a. O. S. 47 u. flg. — In einem solchen Büchlein, das etwa für 4 Wochen ausgereicht hat, finde ich fünfmal verzeichnet: „Mein Barbier heisst Rogall.“

in England aufgekauft sind. In diese Büchlein schrieb er auch die Tagesneuigkeiten, die ihm auffielen, die Namen der Tischgenossen, welche er für den nächsten Tag wünschte und auch die Gerichte, mit denen er sie bewirthen wollte; aber er merkte hier auch an das ihn am meisten Interessirende aus den Gesprächen mit seinen Tischgenossen oder heimischen und fremden Besuchern, die Titel von Büchern, über die er Bericht erstattet haben oder die er selbst lesen wollte. Naturwissenschaften (die damals gerade gemachten Versuche des Galvanismus interessirten ihn sehr*), Reisebeschreibungen und Politik gewährten ihm in dieser Zeit bis zu den letzten Tagen seines Lebens den meisten Reiz und die befriedigendste Unterhaltung. Davon geben diese Memorienzettel die deutlichsten Beweise, wovon hier eine Probe ihren Platz rechtfertigen mag: „Stickstoffsäure ist eine bessere Benennung als Salpetersäure. — Requisita des Gesundseyns. — *Clerici, Laici*. Jene *Regulares*, diese *Saeculares*. — Von der ehemaligen Belehrung meiner Schüler, Schnupfen und Husten gänzlich zu verbannen (Respiration durch die Nase). — Das Wort Fussstapfen ist falsch; es muss heißen Fusstappen. — Der Stickstoff (*Azote*) ist die säurefähige Basis der Salpetersäure. — Der Winterpflaum (*φλομος*), den die Schafe von Angora (ja sogar die Schweine) haben, die in den hohen Gebirgen von Kaschmir gekämmt werden, weiterhin in Indien unter dem Namen Shawls Tücher geben, die sehr theuer verkauft werden. — Ähnlichkeit des Frauenzimmers mit einem Rosenknöspchen, einer aufgeblühten Rose und einer Hagebutte. — Vermeinte Berggeister, Nickel, Kobolt. — Duroc, Bonaparte, das Französische Consulat“ u. s. w. „Wem habe ich Pörschke's Briefe über die Natur der Metaphysik geliehen? — *Blé grec* (Buchweizen) zum Geschenk erhalten. — Den Sack von meinem Manuscripte aus der Schieblade zu revi-

* Augustin's Schrift über den Galvanismus war eine der letzten, die Kant selbst las.

diren und sortiren, Prof. Rink. — Vom Grafen von Windischgütz und meine Correspondenz mit dem in Berlin befindlichen Departement des Hüttenwesens. NB. von Dr. Jachmann das mir vom Prof. Pörschke geschenkte und jenem geliehene Buch der Naturmetaphysik zurückzufordern. — Herrn Criminalrath Jensch zu fragen, wie mein versoffener Bediente (Lampe) abgeschafft werden soll. — Nachher mein Testament, welches bei der Akademie niedergelegt ist, abzusenden. — Die Eingeschränktheit der Chinesen zeigt sich 1. an ihren Gemälden, die keinen Schatten weder im Portrait noch an Gebäuden leiden mögen; 2. an ihrer Schrift, welche wohl 80,000 Charaktere bedarf, um sich ganz verständlich zu machen, statt unserer 24; 3. dass sie nicht in andere Länder reisen; 4. dass ihre Religion (des Foe) ihr Oberhaupt ausserhalb China hat. — Dass wir Pflichten auf uns liegen haben (Obliegenheiten), zeigt der kategorische Imperativ bei jedem Falle des Gebrauchs unserer Freiheit. — Wenn von einem Buche (nicht einer *Farrago*, welche noch Redaction erfordert) als einem *opus* die Rede ist, so kann es in dreifacher Hinsicht einen Zweck haben, wodurch der Mensch gescheuter, klüger (geschickter) und weiser wird, d. i. in pragmatischer, technischer und moralischer Hinsicht. — die pragmatische Hinsicht ist die, welche die Basis der übrigen ausmacht. — Gesunde Organe und ein krankhafter Zustand im System der Organe. Brown's Lehrsystem, alles auf das Princip der sthenischen und asthenischen Complexion zurück zu führen, ist unitarisch. Das Boerhaave'sche (oder Hoffmann'sche) ist pluralistisch. In der organischen Natur, und zwar des Individuums sowohl als der Art ist beides in Wechselwirkung bei lebenden Wesen immer zu erstreben und durch Erregbarkeit immer erweckt zu werden. Aber der krankhafte Zustand ist positiv bestimmt nach der Art derselben; der Zustand des Kränkeldnen ist launisch und in Ansehung seiner Gefühle unbestimmt. — Bei Nicolovius (dem Verleger). Weil ich auf diesen ziehen will, so muss ich das Honorarium wissen. Heute nach

dem Essen zu fragen. — Von der Lehrmethode, die Denkungsart der Menschen gleich einer *ars veterinaria* (Vieh-Arzneikunde) zu behandeln, z. B. durch Ängstigung mit Fegfeuer und Hölle, und überhaupt auf Sinne, nicht auf Vernunft zu wirken. — Man kann auch die Mathematik philosophisch behandeln, aber nicht umgekehrt: nämlich um die Grenzen ihres möglichen Gebrauchs und des Zweckes derselben zu bestimmen. — Es ist nicht wahrscheinlich, dass ein Anderer suchen werde, den Lampe mir abspänstig zu machen, und ihn an seine Stelle für sich selber anwerben sollte. Denn er ist der Geschicklichkeit nach nur ein schlechter Bediente 1. weil er nicht lesen und nicht schreiben kann, 2. weil er, obzwar ohne, ja gar wider meine Bewilligung, beweibt ist. — Dass der Mensch thue, was das Gesetz ihm gebietet, kann von ihm gefordert werden: dass er es gern thue, nicht. — Von dem alten Streit über Natur und Gnade (Mystik). Verdienstliche und überverdienstliche Werke — von Menschen gegen Menschen; *o curas hominum!* Der Illuminatismus vom Mysticismus unterschieden, worin? — Eigentlich ist der Streit philosophisch und geht nicht von der Schwärmererei aus, sondern kann sie vielleicht herbeiführen. Willmanns konnte allenfalls zur Absicht haben, das eine sowie das andere Princip, durch die Entgegensetzung zweier Theorien, — sich beide vernichten zu lassen. — Man kann nicht besondere Gewissenspflichten annehmen: denn Gewissen ist die Lauterkeit und Festigkeit der sich selbst gethanenen Zusagen und Erklärungen. Hier wird nicht nach dem Object der Zusage, die ich mir selbst thue, ob es gut oder böse sey, gefragt, sondern nur nach der Zuverlässigkeit der Erklärung sich selbst Wort zu halten, gleich als ob eine höhere Macht zur Garantie aufgerufen wäre —. *Conscientia absoluta* ist hier der *hypothetica* contradistinguirt. Die Bedingung ist logisch, gehört nicht zur Moral oder Ästhetik. Festigkeit des Vorsatzes im Wort halten. — Bei der Helligkeit des weissen Papiers schwächt das Licht die Wahrnehmung der blassen Dinte

und macht die Buchstaben schmalere und verschwindend. In einer Prachtausgabe von Milton's verlorenem Paradies sind die grossen schwarzen Buchstaben, weil sie scharf abgeschnitten sind, auch durch ihre grelle Abstechung schneidend. Etwas Ähnliches ist in allem Contrast. — Ob es nicht gut wäre, den Herrn Rector Hamann zu bewegen, dass er seines seligen Vaters Übersetzung von Hume's natürlicher Religion, wenn sich ein Verleger dazu findet, in den Druck gebe? Denn die von Plattner hat gar nicht das Geistvolle in sich, was jene enthält“ u. s. w.

Diese geistige Thätigkeit, soweit der hinfällige Körper es nach einer unter so ausserordentlichen Anstrengungen durchrungenen Lebensbahn verstattete, regte den ehrwürdigen Greis auch auf seinem letzten Stadium zum achtzigsten Lebensjahre an. Von seinen amtlichen Geschäften war, nachdem er 1797 auch die öffentlichen Vorlesungen aufgegeben hatte, nur die Theilnahme an den Senatsverhandlungen verblieben. Aber persönlich konnte er nicht mehr im Senate erscheinen, doch wurden damals sehr viele und gerade die wichtigsten Geschäfte durch Abstimmung in einer herumgesandten verschlossenen Capsel (*Capsulatio*) entschieden. Indess waren mit der damaligen Stellung eines Mitgliedes im Senat der Universität Königsberg (wozu nur die ältesten zehn ordentlichen Professoren berufen waren, *Decemviri*) gewisse Emolumente aus Stiftungen, Legaten und Getreideeinnahmen verknüpft. Mit Kant war der älteste Professor der Theologie Dr. Reccard in gleichem Verhältnisse der Altersschwäche. Es bildete sich daher im Juni 1798 unter den jüngern Collegien, besonders auf Veranlassung des Kanzlers Prof. Dr. Holzhauser, die Ansicht, die beiden Senioren durch zwei Adjuncte unter den zunächstfolgenden ordentlichen Professoren zu ergänzen, um die Zahl der Decemvire bei den Versammlungen des Senats vollzählig zu erhalten. Dies nahm Kant für einen Eingriff in seine Rechte, den er bei

aller sonstigen collegialischen Nachgiebigkeit, da er früher häufig als Vermittler aufgetreten war, oder freiwillig auf streitige Ansprüche verzichtet hatte, gerade jetzt in seinem hohen Alter ernst abwehren zu müssen glaubte. Er gab im Juli 1798 seine sehr entschiedene Erklärung dagegen ab, die ich als seine letzte amtliche* und zugleich als ein selbst redendes Document seiner Charakterfestigkeit hier nicht vorenthalten zu dürfen glaubte.

„Es hat sich eine Neuerung in den Beschlüssen eines Theiles des akademischen Senats erhoben, wodurch eine Integrität desselben beabsichtigt wird, die mit sich selbst in geradem Widerspruche ist; nämlich ein Decret, die Stelle der beständig Ausbleibenden bei den Sessionen desselben durch Adjuncte zu ergänzen, welche für sich selbst stimmgebend seyn sollen, ohne doch Glieder des Senats zu seyn. Denn die Adjungirten, als *non Senatores*, können ganz andere Ansichten haben, als die des Senats. — Bisher ist es so gehalten worden, dass die, welche dem Consess nicht beiwohnen können, mittelst einer durch den akademischen Ministerialis verrichteten Capsulation ihre *vota* abgaben, und so waren sie authentisch. Was würde dann werden, wenn Stellvertreter, die nicht dasselbe Interesse für die Akademie haben, welches man den Senatsgliedern zutrauen muss, wie Miethlinge den Platz derselben einnehmen und diese Function nach ihrem eignen Kopfe verwalten sollten? — Nach demselben Princip der Vollzähligkeit des Senats im Consess würde auch der, welcher dem Senate zwar gewöhnlich beiwohnt, aber einmal durch Krankheit oder andere Verhinderung davon abgehalten wird, das Senatsgeschäft unkräftig machen. Da also die projectirte Substituten-Integrität an sich widersprechend, die durch Capsulation dagegen in Fällen der

* Die Originalschrift befindet sich jetzt im Nachlasse Kant's auf der königlichen Bibliothek. Mehrere Entwürfe zu derselben befinden sich unter den Memorienzetteln, dies zeigt, von welcher Bedeutung ihm die Angelegenheit galt.

Krankheit oder sonstiger Leibesschwäche nicht allein vergönnt, sondern auch zu dem Zwecke hinreichend und von Stiftung der Universität her immer so gehalten worden ist, so verweigere ich meine Einstimmung zu diesem neu ausgedachten Plane, indem die alte Einrichtung, so wie sie weise, auch zugleich die menschlichste ist.“

I. Kant.

Die Angelegenheit ging zur Entscheidung an das Preussische Etats-Ministerium, und diese fiel völlig zu Gunsten Kant's aus, mit neuer ehrender Anerkennung seiner amtlichen Verdienste. Sie lautet, Gerichtet an den Kanzler der Universität: „Friedrich Wilhelm, König u. s. w. Auf Eure allerunterthänigste Anzeige vom 28. Juli wollen wir Euch hiermit eröffnet haben, dass wir nicht gemeinet sind, denen Professoren Reccard und Kant, welche der Akademie viele Jahre hindurch mit Ruhm und Nutzen gedient haben, und zu denen wir das Vertrauen hegen können, dass sie, so viel es ihre Kräfte gestatten, auch darin fortfahren werden, Gehülfen für ihre akademischen Geschäfte beizuordnen, zumalen sie selbst darum nicht angesuchet haben. Der akademische Senat ist überdem hinlänglich besetzt, um alle vorkommende Geschäfte betreiben und wahrnehmen zu können, wenn gleich diese beiden Professoren den Sessionen nicht beiwohnen. Anbelangend die Rectorats-Führung, welcher beide nach Eurer Anzeige schriftlich entsagt haben; so wird es dem Senat sehr leicht werden, in der theologischen und philosophischen Facultät ähnliche Veranstaltungen zu treffen, als vor einigen Jahren wegen der Juristen-Facultät, wo Ihr euch eine geraume Zeit ganz allein im Senate befandet, genommen wurden u. s. w.

Königsberg den 31. Juli 1798.

Königl. Ostpreuss. Etats-Ministerium.

Graf Finkenstein. Graf Dönhoff.

v. Ostan.“

Wenn nun auch von selbst mit jedem der folgenden Jahre mehr diese Geschäftsthätigkeit auf ein einfaches *legi* oder blossе Namensunterschrift sich beschränken musste, so blieb es bei seinem allgemeinen hohen Rufe nicht aus, dass von Behörden und Privatpersonen nicht nur aus den entferntesten Theilen des Preussischen Staates, sondern auch aus dem Auslande Anfragen an ihn ergingen, um über wissenschaftliche Gegenstände, oder über bestimmte Individuen bald gutachtlichen Bericht, bald Rathschläge oder Empfehlungen, oft auch nur ein kurzes Ja als entscheidendes Urtheil abzugeben. Namentlich nach der Herausgabe der Rechtslehre und der Tugendlehre zeigte sich oft zu Kant, als dem angestaunten Urheber dieses Systems, ein unbeschränktes Vertrauen, in ihm den helfenden Rathgeber für alle Zustände und Verlegenheiten des Lebens, in ihm die sicherste Lösung aller Gewissensfragen und peinigenden Zweifel zu suchen. Dieser geistigen und moralischen Dictatur widmete er, soviel es ihm noch immer möglich war, seine Kräfte, und suchte durch Nachfragen, Berichterstattung von Seiten seiner vertrauteren Collegen (Kraus, Pörschke, Schulz, Gensichen, Hagen, Hasse) und jüngeren Umgebungen (Dr. Reusch, Dr. Motherby, Dr. Jachmann), durch eignes vielfaches Überlegen auf seinen Memorienzetteln (das häufige Durchstreichen in solchen Fällen gewährt jetzt noch den Beweis) nach bester Überzeugung zu helfen. Wählen wir nur ein Beispiel davon. Die Einimpfung der natürlichen Blattern spannte damals die Aufmerksamkeit des gesammten gebildeten Deutschlands und bahnte den Übergang zur Kuhpockenimpfung. Kant hatte sie in der Tugendlehre §. 6.* unter den casuistischen Fragen in Bezug auf die Pflicht der Selbsterhaltung aufgestellt. Der ordentliche Professor der Medicin J. C. W. Juncker zu Halle, welcher seit 1792 durch mehrere Schriften und ein besonderes Archiv für Beobachtungen und Erfahrungen über die natürlichen

* Werke Bd. IX, S. 275

Pocken sich bekannt gemacht hatte, legte ihm im Mai 1800 zur Begutachtung die Frage vor: ob und wiefern er die Einimpfung der Menschenblattern für sittlich oder unsittlich halte. Als Kant nicht sogleich antwortete, wiewohl er die Anfrage nach seiner damaligen Gewohnheit auf seinen Memorienzetteln durchdachte, wiederholte Juncker* am 27. Juni 1800 seine Bitte auf das inständigste, mit der Motivirung, dass einige der würdigsten Männer ihn dazu verpflichtet hätten, und dass er selbst diese pflichtmässige Rücksicht für sich zu beachten habe. Gleichzeitig wurde diese Frage vom Graf Fabian Emil Dohna auf Malmitz bei Sprottau kurz vor seiner Hochzeit in Bezug auf die Einimpfung seiner Braut (die die Einimpfung wünschte), an Kant gerichtet. Dieser nennt die Tugendlehre Kant's sein Handbuch und bittet ihn herzlich: „Lassen Sie mich wissen, was das Gesetz spricht, sobald als möglich. Vielleicht ist die Einimpfung schon geschehen, wenn Ihre Antwort kommt, aber schonen Sie mich nicht, ich will wissen, ob ich geirrt habe; doch werde ich suchen, es so lange als möglich aufzuschieben.“ Kant's abgesandte Antwort auf beide Anfragen ist nicht bekannt; im Entwurf dazu befindet sich auf einem Memorienzettel folgender Passus: „Heroische Mittel der Ärzte sind die, welche auf Tod und Leben, oder was eben so viel ist, auf die Gefahr des Patienten lebenslang krank zu werden, gewagt werden (auch nur eine Ansteckung beständig fürchten zu müssen). — Der weise Gebrauch solcher Mittel kann nicht von einzelnen Menschen, sondern muss von der Vorsehung erwartet werden, welche Krieg und Kinderpocken (und zwar absichtlich) gewollt zu haben scheint, um die grosse Vermehrung der Menschen hiedurch zu beschränken. — Ob dieses nun gleich, was den Krieg betrifft, kein den Menschen erlaubtes Mittel ist, so ist doch das zweite Mittel, nämlich das der Kinderpocken durch andere Menschen erlaubt: Dass nämlich die Regierung die Pockeninoculirung durch-

* Juncker's und Dohna's Briefe befinden sich im Nachlasse.

gängig anbefehle, da sie dann für jeden Einzelnen unvermeidlich, mithin erlaubt ist.“ Gegen die Kuhpocken erklärte sich Kant anfänglich auf das bestimmteste, verweigerte ihnen den Namen der Schutzblattern und meinte sogar, dass die Menschheit sich dadurch zu sehr mit der Thierheit familiarisiren würde und Gefahr liefe, sich eine Art von Brutalität (in physischem Sinne) einimpfen zu lassen. Er befürchtete auch, dass durch Vermischung des thierischen Miasmas mit dem Blute oder mindestens mit der Lymphe, dem Menschen Empfänglichkeit für die Viehseuche mitgetheilt werden könnte*.

Über seine abnehmende Geistes- und Körperkraft täuschte sich inzwischen Kant keinesweges. Schon seit 1799 äusserte er nicht selten gegen seine Tischgenossen: „Meine Herren, ich bin alt und schwach, Sie müssen mich wie ein Kind betrachten.“ Über den Tod sprach er seit dieser Zeit ohne Rückhalt, er fürchte ihn nicht und werde zu sterben wissen. Seine zunehmende Schwäche ohne besondere Krankheitsanfalle nöthigte ihn mit dem Jahre 1802 seine strenge Lebensordnung, von 5 Uhr des Morgens bis 10 Uhr Abends ausserhalb des Bettes zu seyn, aufzugeben. Anfänglich ging er nur eine Stunde früher zu Bette und fühlte seine Kräfte dadurch so ersichtlich gestärkt, dass er dieses Hülfsmittel bald verstärkte und schon um 8 Uhr Abends zu Bette ging, aber wie natürlich bald ohne den erwarteten Erfolg. Seine Füsse fingen an ihm ihren Dienst zu versagen, er fiel bald im Gehen, bald im Stehen, aber jedoch immer ohne Verletzung, so dass er jeden Fall belachen konnte, indem er naiv hinzufügte, er könne wegen der Leichtigkeit seines Körpers nicht schwer fallen**. Nur des Morgens liess er sich noch um die früher gewohnte Stunde wecken und auf den Stuhl bringen, wenn er oft auch vor Ermattung wieder einschlief. Er versuchte mit seinem treuen Genossen Wasianski im Sommer 1802,

* Wasianski a. a. O. S. 43.

** Wasianski a. a. O. S. 51—57.

nachdem er drei Jahre lang seine Spaziergänge eingestellt hatte, einige Ausfahrten nach einem Hufengute (dicht vor dem Steindammer Thore), das jener gemiethet hatte: aber sie waren ihm bald lästig, trotz dem dass er seinen sehnlichen Wunsch, wieder ruhiger und ununterbrochener schlafen und mit besserem Appetit essen zu können, dadurch einige Male wesentlich gefördert sah.

Im Winter von 1802 auf 1803 vermehrten sich seine körperlichen Beschwerden, es stellte sich ein förmlicher Lebensüberdruß ein, er wünschte die Herannäherung seines Todes: „er könne nicht mehr der Welt nützen und wisse nicht, was er mit sich anfangen solle.“ Unangenehme schreckhafte Träume, namentlich Bilder von Raub- und Mordanfall, verscheuchten seinen Schlaf, er verliess in der Nacht häufig trotz seiner Hinfälligkeit das Bett, wurde dann bisweilen von seinem Bedienten liegend auf der Erde getroffen, und konnte sich doch lange nicht entschliessen, seinen Diener in seinem Schlafzimmer schlafen zu lassen, „weil die Gegenwart eines Anderen ihn im Schlafe stören würde.“ Wasianski vermochte endlich ihn auch hiezu zu bewegen, und gegen die immer mehr steigenden Beängstigungen selbst Arzneimittel zu nehmen, gegen deren Gebrauch er sonst stark geeifert hatte. Auf die Feier seines letzten Geburtstags (22. April 1803), zu der er wie gewöhnlich eine grössere Zahl Tischgäste hatte einladen lassen, freute er sich mehrere Tage voraus: aber an dem Tage selbst, mit welchem er sein achtzigstes Lebensjahr antrat, war er abgestumpft und durch das Geräusch der grösseren Gesellschaft betäubt. Zwei Tage darauf schrieb er in sein Erinnerungsbüchlein: „nach der Bibel, unser Leben währet 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, 80 Jahre, und wenn's köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Seine drückenden Beängstigungen nannte er Blähungen auf dem Magenmunde, und sie wurden ihm im Mai 1803 so lästig, dass er selbst den Gedanken einer Reise ins Ausland fassen konnte, um von dieser Plage, wie er hoffte, befreit zu werden. Es wurde diese Reise, wie

natürlich bei seiner Körperschwäche, gleichfalls nur ein Traumbild, und erst in der Mitte des Juni entschloss er sich wieder zur Wiederholung einer Spazierfahrt nach dem nahen Landhause seines Freundes auf den Hufen, wobei ihm aber der Rückweg schon unerträglich lang schien. Nur noch wenige Male liess er sich zur Erneuerung einer solchen Reise von einer Viertelmeile bewegen und stets mit dem gleichen Erfolge des Verdrusses, zum letzten Male in den nicht einmal so weit entfernten Garten seines Collegen, des Consistorialraths Hasse, auf der Lomsee (einem Theile von Königsberg zwischen beiden Pregelarmen). Im September nahm seine Schwäche rasch zu, und das dadurch verursachte häufigere Fallen wiederholte sich so häufig, dass er nicht mehr allein gelassen werden konnte. Seine einzige noch lebende Schwester, Frau Theuerin, die Wittwe eines Handwerkers, nur sechs Jahre jünger als er, aber noch im vollständigen Besitze ihrer Geistes- und Körperkräfte, trat als Pflegerin in sein Haus. Zu verschieden an geistiger Cultur, hatten beide seit einem halben Jahrhunderte in keinem näheren Umgange gestanden, ausser dass Kant eine jährliche Unterstützung ihr gewährte. Auch jetzt konnte Kant sich nur allmählig an seine Schwester gewöhnen, wurde aber durch ihre grosse Aufmerksamkeit in der Pflege, verbunden mit einem bescheidenen zurückhaltenden Betragen zuletzt noch recht günstig für sie eingenommen. Im October verminderte sich auffallend die Sehkraft seines rechten Auges, die des linken hatte er schon fast zwanzig Jahre einge-
 büsst*, die Sprache wurde undeutlich. Seine Unruhe wurde ihm jetzt unerträglich, er konnte nur sehr wenig und mit grosser Anstrengung lesen und schreiben, während er noch im August dieses Jahres die feinste Schrift mit unbewaffnetem Auge gelesen hatte, wenn auch nicht auf lange Dauer. Sich vorlesen zu lassen, war ihm langweilig und

* Hasse, S. 42. Man sah es ihm nicht an, wenn man es nicht wusste, und er sprach nicht gern davon.

wurde ihm bald unausstehlich; die versuchte Hülfe, um durch eine Brille oder ein Leseglas ihm Unterstützung zu gewähren, missglückte völlig, denn mit jedem Tage vermochte Kant weniger zu lesen.

Am 8. October 1803 wurde er in Folge einer Indigestion von zu viel genossenem Englischen Käse (seiner Lieblingsspeise) von einem ersten Krankheitsanfälle ergriffen, der ihn fünf Tage im Bette hielt, und nach welchem er seine frühere Heiterkeit nicht mehr gewinnen konnte. Er liess zwar mit dem 13. Octob. wieder seine gewöhnlichen zwei Tischgenossen zu sich einladen, aber die Beendigung des Mahls wurde gegen seine frühere Gewohnheit jetzt von ihm selbst beschleunigt. Er vermochte fortan nicht mehr als nur die Stunden des Vormittags bis zum Mittag ausserhalb des Bettes zuzubringen. Sein College Medicinalrath Professor Dr. Elsner behandelte ihn ärztlich, und Kant nahm jetzt jede Arznei ohne Weigerung, wie er sich denn früher schon demgemäss geäussert hatte: „Ich will sterben, nur nicht durch Medicin; wenn ich ganz krank und schwach seyn werde, mag man mit mir machen, was man will, dann will ich Alles über mich ergehen lassen; nur keine Präservative nehme ich ein.“ Im December vermochte er kaum mehr seinen Namen zu schreiben, oder den Löffel beim Essen zu finden, seine Ausdrücke wurden von den sonderbarsten Metaphern entlehnt und konnten selbst von Wasianski, seiner täglichen Umgebung, oft nur nach vielem vergeblichen Umhertappen errathen werden. Und kam dennoch das Gespräch zufällig auf wissenschaftliche Gegenstände, namentlich aus der physischen Geographie und den Naturwissenschaften, so zeigten sich oft noch bewundernswerthe Geistesblitze, die den Umfang seiner früheren grossen geistigen Herrschaft verriethen.

Mit dem Januar 1804 wurde er theilnahmlos auch für seine liebsten Gewohnheiten, alle Speisen fand er ohne Geschmack, er konnte sich kaum mehr auf einem mit Kissen ausgefüllten Armstuhle erhalten. Er sprach fast gar nicht

und es war ihm auch gleichgültig, ob die Umstehenden sich unterhielten und ihn zu unterhalten sich abmühten. Nur eine unsägliche innere Unruhe schien ihn zu plagen, als wenn er noch jetzt das Bedürfniss nach Thätigkeit in sich fühlte. Seit dem 3. Februar nahm er keine Speisen mehr zu sich, und alle Triebfedern seines Lebens schienen erschlaft zu seyn, die Sehkraft war fast gänzlich erloschen. Sein Arzt Elsner, der gerade damals das Rectorat der Universität bekleidete, pflegte ihn zu einer bestimmten Stunde zu besuchen, um der verabredeten Gegenwart Wasianski's dabei stets versichert zu seyn. Als Kant seine Ankunft am 3. Febr. hörte, versuchte er mit grösster Mühe sich vom Stuhle aufzurichten, sprach von Posten, beschwerlichem Amte, grosser Dankbarkeit und wollte sich nicht niederlassen, da der Arzt noch nicht sass. Wasianski reimte endlich zusammen, dass Kant sich zur grössten Dankbarkeit verpflichtet fühle, dass Elsner als Rector ihn ungeachtet seiner hohen Stellung und vielen Geschäfte doch täglich besuche. Ganz recht, rief Kant aus, und mit erzwungener Kraft, aber unverkennbaren Zeichen eigener Freude setzte er hinzu: „das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen.“ Seit dem 7. Februar konnte er nicht mehr das Bett verlassen; am 9. Febr. fiel er in einen bewusstlosen Zustand, aus dem er nur auf Augenblicke erwachte, um mit der erloschenen Kraft rührende Zeichen des anerkennenden Dankes seinen nächsten Umgebungen zu geben. Auch diese verloren sich am 11. Februar, in der Nacht auf Sonntag den 12. Febr. schien das Gefühl von Durst ihn zu quälen, doch das mehrmalige Anbieten eines erquickenden Trankes lehnte er mit den letzten Worten seines Lebens „es ist gut“ ab. Um 11 Uhr Vormittags hauchte der grosse Mann seinen letzten Athemzug aus! -- * „Sein Tod war ein Aufhören des Lebens und nicht ein gewaltsamer Act der Natur!“

* Wasianski, S. 169–217.

Sein Kopf wurde vom Professor Knorr in Gyps abgeformt, und seinen Schädel beschrieb der Prosector Dr. Kelch* als eine sehr merkwürdige Form, welche sich durch die regelmässige Bildung der einzelnen Theile und durch die Menge der an ihm stark ausgeprägten Erhabenheiten auszeichnete. „Die hohe, breite und eckige Stirne, die bis zur Kronnaht stark ausgezeichneten Spurlinien, die gerade Richtung des Oberdachs des Schädels, die zu beiden Seiten stark hervorragenden Erhöhungen der Seitenwandbeine, die allmähig sich nach hinten wölbenden Schläffflächen und auf ihnen befindlichen Erhabenheiten, der Eindruck und die Abplattung am Hinterhaupte und das stark nach hinten sich wölbende Hinterhauptsbein gaben dem Schädel Eigenheiten, die man in diesem Zusammenreffen schwerlich an einem andern wiederfinden wird. Die an ihm befindlichen Erhabenheiten vermehrten durch ihre übereinstimmende Höhe und Umfang, die Regelmässigkeit seines Baues, und die ansehnlichen Durchmesser lassen auf einen beträchtlichen Raum seiner Höhle schliessen.“ — Sein Körper war so ausgetrocknet, dass er selbst bei den Ärzten allgemeines Staunen erregte, die kaum jemals einen so abgezehrten Leichnam gesehen zu haben vermeinten. Er selbst scherzte schon einige Jahre vorher nicht selten darüber, indem er von sich rühmte, das Minimum der Muscular-Substanz erreicht zu haben.

Die Nachricht von seinem Tode, so lange sie auch erwartet wurde, machte in der Stadt einen unbeschreiblichen Eindruck, und man kann sagen auf alle Classen der Bewohner, denn Kant wurde seit länger als dreissig Jahren als das Kleinod des Landes bewundert und verehrt. Überall war man gewohnt, nur mit ehrerbietiger Hochachtung von ihm zu sprechen, und seine öffentliche Erscheinung auf den Spaziergängen und in grösseren Kreisen zog augenblicklich die Aufmerksamkeit auf ihn. Jedermann von

* Über den Schädel Kant's, ein Beitrag zu Gall's Lehre, Königsberg, 61 S. 8.

den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen wünschte noch einmal die Leiche zu sehen, welche als die leblose Hülle des hervorragendsten Geistes unter seinen Zeitgenossen dalag. Kant selbst hatte früher gewünscht, ganz einfach in aller Stille am frühen Morgen begraben zu werden; es finden sich noch mehrere Papierblättchen darüber in seinem Nachlasse. Aber Wasianski, als der Curator seines Nachlasses, wich davon ab, weil Kant, auf eine seiner an ihn gerichteten Anfragen über diese Bestimmung keinen besondern Werth auf ihre Ausführung gelegt hatte. Am 28. Februar wurde in einem feierlichen Aufzuge der Studirenden*, dem sich zuerst seine näheren Freunde und Tischgenossen und dann ein überaus zahlreiches Gefolge aus allen Ständen anschlossen, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, die Leiche aus dem Trauerhause nach der Dom- und Universitätskirche geleitet, und hier am Eingange derselben von dem Curator der Universität und dem akademischen Senate empfangen. Hier fand die Todtenfeier durch die Ausführung einer Himmel'schen Trauer-Cantate (ursprünglich auf den Tod Friedrich Wilhelm II. componirt) und zwei Reden von Seiten der Studirenden statt, worauf die Leiche in der am Chor der Kirche benachbarten Todtengruft (Professorengewölbe) beigesetzt wurde. Der akademische Traueractus erfolgte acht Wochen später, am 23. April, am Tage nach seinem Geburtstage, weil dieser auf einen Sonntag fiel. Die Rede wurde vom Consistorialrath Dr. Wald gehalten, der nach Mangelsdorf's Tode (1803) neben seinen Lehrämtern in der Theologie und der Orientalischen Literatur auch das der Geschichte und Beredtsamkeit übernommen hatte.

Versuchen wir nun am Zielpunkt seines ruhmwüdig

* Die Todtenfeier hat E. G. A. Böckel, einer der Unternehmer und Redner aus der Reihe der Studirenden (gegenwärtig Generalsuperintendent im Grossherzogth. Oldenburg), beschrieben und mit den dichterischen und rednerischen Beilagen, Königsberg 1804, 48 S. 8. herausgegeben. Vergl. Wasianski 216—24. u. Borowski, S. 202—5.

durchgeführten Lebens ein Gesamtbild seines Charakters zusammenzustellen, um auch hier nach dem unverfälschten Berichte treuer Augenzeugen* den Eindruck des Mannes und des Lehrers lebhafter vor die Augen zu führen, während seine Schriften den reinsten Spiegel seines Geistes und Scharfsinns uns vorhalten. Sein Körper schien von der Natur das Gepräge der Schwächlichkeit als charakteristischen Typus empfangen zu haben. Von schwachem Knochenbau, von noch schwächerer Muskelkraft war er kaum fünf Fuss gross; seine Brust war sehr flach und fast eingebogen; der rechte Schulterknochen hinterwärts etwas verrenkt. Die übrigen Theile des Körpers befanden sich in günstigem Verhältnisse zu einander. In seinem nicht sehr grossen Kopfe zog sein sanftes und doch lebhaftes Auge unwiderstehlich an, sowohl beim Lehrvortrag wie in der Privatunterhaltung. Staatsrath Nicolovius** erinnerte noch als hochbetagter Greis mit wahren Feuer sich des unaussprechlichen Eindrucks, den Kant's strahlendes blaues Auge beim ersten Empfang auf ihn gemacht hatte; Borowski, Jachmann und Reusch bezeugen gleich lebhaft seinen ergreifenden und eindringenden Blick. Seine Haare waren blond, seine Gesichtsfarbe frisch und seine Wangen behielten noch im höheren Alter eine gesunde Röthe. Sein Gehör zeichnete sich durch Schärfe und Feinheit aus, so wie überhaupt alle seine Sinne einer besonderen Stärke und lebhaften Empfindung theilhaftig waren. Ungeachtet

* Pörschke, Professor der Dichtkunst an der Universität Königsberg, Schüler und Amtsgenosse Kant's, war in der letzten Lebensperiode desselben sein häufiger Tischgenosse gewesen und konnte von einem sieben u. zwanzigjährigen Umgange mit Kant sprechen. Ein treues Denkmal seiner Verehrung setzte er in seinem letzten Lebensjahre in einer Rede an Kant's Geburtstage (am 22. Apr. 1812), die Herbart im Königsberger Archiv, Jahrgang 1812, S. 536—544 abdrucken liess, und die ich hier benutzt habe. Eben daselbst Jahrg. 1811, S. 1—21 ist Herbart's eigene Rede bei einer solchen Gelegenheit im Jahre 1810 abgedruckt. Vgl. Jachmann a. a. O. S. 46 u. flg. u. S. 152 flg.

** In einem Briefe an mich aus dem Juni 1838.

des schwachen Baues seiner Brust hielt seine schwache Stimme bis zu den siebziger Jahren eine bedeutende Anstrengung aus, und wurde oft von ihm sehr kräftig erhoben. Sein Geist beherrschte seinen Körper auf eine wunderbare Weise und liess ihn bei den grossartigsten ununterbrochenen Anstrengungen die schwächliche Beschaffenheit desselben ganz vergessen. Er beobachtete aber sehr genau seine körperlichen Zustände (man müsse sich mit seinem Körper einzurichten wissen, pflegte er zu sagen), nahm sie oft zum Gegenstande geselliger Unterhaltung, und dadurch wusste er in Verbindung mit seinem regelmässigen und einfachen Leben bedeutendere Krankheitsfälle bis in sein hohes Alter von sich abzuhalten. Denn es war sein fester Wille, nicht blos seine Theorie, durch den ernst gefassten Vorsatz sich seiner krankhaften Gefühle bemeistern zu können. Und was er einmal nach vorher erwogener Überlegung als *Maxime* sich festgestellt hatte, in welcher Beziehung es auch seyn mochte, das beobachtete er unverbrüchlich treu bis in sein hohes Alter, ohne jemals auf den Abweg zu gerathen, mit der *Maxime* selbst zu unterhandeln und zu kürzen.

Sein Herz war sanft und wohlwollend, und sein Gemüth wird von seinen treuesten Freunden in verschiedenen Lebensperioden mit voller Übereinstimmung ein wahrhaft kindliches genannt. Mit offenem, frischem, munterem und rein auffassendem Sinn gab er sich vertrauensvoll hin, mit aufrichtiger Achtung ehrte er die verschieden gestalteten Kräfte und Eigenschaften in jedem Menschen, und eine seltene Bescheidenheit zierte ihn bei so hoch überragendem Talente in der Beurtheilung der Verdienste anderer. Seine Urtheile über verdienstvolle Männer, seine Bescheidenheit und Hochachtung alles Würdigen und Edlen mussten ihm aller Herzen gewinnen. Er suchte in Jedem lieber das Gute als das Schlechte auf. Aber auch seinen Schülern, die in näheren Umgang mit ihm gezogen wurden, strebte er gleiche Gesinnungen einzufliessen. Mit lebendiger Lernbegierde, die bei ihm aus dem stets weiter strebenden und

sich immer erneuernden Geistesvermögen entsprang, suchte er so im Umgang mit gediegenen Männern aus den verschiedensten Ständen und Fächern, wie in innigerer Vertrautheit mit der Natur die grosse Masse von Kenntnissen und Erfahrungen zu gewinnen, welche er für seine weit umfassenden Lehrpläne benutzen wollte. Seine nie ermattende Liebe der Natur liess ihn alle ihre Werke mit Herzlichkeit umfassen. Von der Fürsorge der Thiere für die Jungen sprach er oft mit Rührung: wer ihn nicht kannte, hätte ihn selbst für empfindelnd halten können.

Gegen seine Collegen handelte er stets human und zuvorkommend; jüngere Gelehrte unterstützte er mit Rath und That und suchte ihr Fortkommen auf die angemessenste Weise zu befördern, um Talent und Neigung derselben durch die Hinweisung in den geeigneten Wirkungskreis höher zu entwickeln. Seine Bescheidenheit gegen Gelehrte von grossem Rufe artete beinahe in Schüchternheit aus. Kästner missdeutete daher einen innigen ehrerbietigen Brief Kant's an ihn aus dem ganz verfehlten Standpunkte einer versuchten Täuschung, und äusserte sich darüber unwürdig gegen andere Gelehrte und selbst Amtsgenossen Kant's; aber er fand in seinem noch geistvolleren Göttinger Collegen Lichtenberg die trefflichste Widerlegung, der keine Gelegenheit vorbeiliess, von Kant mit der grössten Verehrung zu sprechen.

Kant ehrte die Freiheit in der Forschung und im Selbstdenken. Er bildete sich in den Jahren seiner Kraft nie ein, die Bearbeitung einer Disciplin erschöpfen zu können, und duldete solch eitles Ruhmsprechen auch von seinen Anhängern nicht. Er verabscheute jede Art von Schmeichelei, sowie seine lautere Wahrheitsliebe ihn zum entschiedensten Feind jeder Unwahrheit machte. Nur erst als das Selbstbewusstseyn seiner Geisteskraft zu erlöschen begann, konnte eine ähnliche Äusserung von dem Abschlusse der philosophischen Kritik durch ihn auch von ihm gehört werden. Früher schien er sich sogar vor der Ruhe des Geistes zu fürchten, welche durch Vollendung herbeigeführt würde.

Oftmals erklärte er sich gegen seine näheren Umgebungen, z. B. gegen Pörschke, ihm sey der Gedanke einer Ewigkeit ohne Fortschreiten der Geistesentwicklung, die ununterbrochene Einerleiheit, und wäre sie auch hohe Glückseligkeit, ein schrecklicher Gedanke! Er verliess die Schule nie, er lernte immer fort, er erneuerte sich täglich. Seine Vorlesungen hielt er sehr pünktlich. Er sass auf einer geringen Erhöhung hinter einem kleinen Pulte. Er sprach die ganze Stunde hindurch, aber es war kein förmlicher Vortrag zum vollständigen Nachschreiben, sondern er führte täglich den Process des Philosophirens und Reproducirens der eigenen Gedanken seinen Zuhörern vor. Sein Auge glänzte dabei; auf seiner Stirne ruhte der Tiefsinn und die Milde auf seinem Munde. Seine Stimme war im Vortrag sehr leise und erforderte die angestrengteste Aufmerksamkeit, ihn vollständig zu hören und zu vernehmen, wobei die Schwierigkeit blieb, den Zusammenhang des oft scheinbar abreissenden Fadens festzuhalten. In seinen Vorlesungen überbot er oft noch den Geistesreichthum, der in seinen Büchern herrscht. In seinen Tischgesellschaften selbst hat er einen unermesslichen Ideenreichthum verschwendet; er warf oft massenweise geniale Gedanken aus, deren er nachher selten sich mehr bewusst war, oder deren weitere Ausführung und vollständigere Begründung er verschmähte. In ihm erkannte man, wie Kindlichkeit und Genialität oft mit einander nahe verwandt sind; sein Geist trug neben den herrlichsten Früchten zahllose Blüthen, welche oft nur auf Augenblicke ergötzen und nützen sollten. Ein Versinken in seine einmal angeeigneten Kenntnisse, ohne den ferneren Fortschritten in den Wissenschaften zu folgen, fand bei ihm niemals statt. Seine unerschöpfliche Heiterkeit, die ungetrübte Aussicht in die Zukunft, die hohe Verehrung der in Gesellschaft nur auf ihn Hörenden, welche jeden Andern bis zum Übermuth verwöhnt hätten, regten ihn zur rücksichtslosen Mittheilung und nie stockenden Gesprächigkeit an, wobei er durch seine über alle Gegenstände ausgebreiteten Kenntnisse und durch sein willig,

fast immer treu reproducirendes Gedächtniss unterstützt wurde.

Unter den glücklichen Menschen seiner Zeit war er einer der glücklichsten, so lange noch nicht die Altersschwäche die rastlose Thätigkeit seines Geistes unterdrückt hatte. Kant blickte hoffnungsvoll in die Zukunft, es werde sich das Menschengeschlecht immer mehr veredeln; sein menschenfreundlicher Sinn und seine Religiosität erhielten in ihm die Meinung von wachsender Veredlung der Menschheit: es müsse im Plane des Weltregierers liegen, die Menschen zu höherer Vollkommenheit zu führen. — An dem öffentlichen Gottesdienste nahm er höchst selten Theil, in den späteren Jahren fast nur bei amtlichen Handlungen. Die vollgültige Erklärung dafür liegt in seiner Ansicht von der christlichen Religion, die er nur als ein höchst wichtiges Staatsbedürfniss erachtete. Die christliche Glaubenslehre verehrte er mit der unumwundensten Hochachtung. Die Bibel erklärte er für das beste vorhandene Leitmittel zur Gründung und Erhaltung einer Landesreligion, die auf wahrhafte Weise Seelenbesserung bezwecke; sie reiche noch auf unabsehbare Zeiten aus zur Unterweisung im öffentlichen Religionsdienste. Mit wie ernstem Tadel er die Richtung angriff, Zweifel gegen die Geheimnisslehren des Christenthums im Volksunterricht und in populären Schriften auszustreuen, haben wir oben bei der Darstellung der Verhältnisse seiner Schriften über die natürliche Religion erörtert; er nannte es geradezu einen unbescheidenen Unfug.

Die Beredtsamkeit erklärte er für eine gefährliche und täuschende Kunst, er nannte sie die Sophistik des Überredens, und es scheint ihm eine saure Arbeit geworden zu seyn, als er einmal während seines zweiten Rectorats zu einer Anrede an das Etats-Ministerium bei der akademischen Geburtstagsfeier des Königs Friedrich Wilhelm II. verpflichtet war. Der Entwurf zu derselben ist noch vorhanden, aber man sieht es dem vielfachen Durchstreichen und der Erneuerung durchstrichener Worte an,

dass es eine mühsam errungene Arbeit ist — und für ihn selbst eine völlig werthlose. Die Musik achtete er für entbehrlich, und schien im höhern Alter am meisten noch für Militairmusik sich zu interessiren. Öffentlicher Aufführung von geistlicher Musik oder Concerten wohnte er äusserst selten bei, und in den letzten achtzehn Jahren wohl gar nicht mehr. Zum letzten Male scheint er der Trauerfeier beigewohnt zu haben, mit welcher die Königsberger Judenschaft Moses Mendelssohn's Tod ehrte. Bei dieser Gelegenheit gab er zugleich sein allgemeines Urtheil über die Trauermusik, indem die gehörte wegen ihrer unaufhörlichen Klagetöne ihm missfallen hatte: „Das ist Nichts, eine Trauermusik muss freilich mit der Trauer anfangen, dann aber muss sie belebend sich erheben, am wenigsten darf sie das Gemüth beängstigen.“

In der schönen Literatur gehörte die Satyre zu seiner Lieblingserholung, wenn sie keine persönliche Richtung nahm. Ausgezeichnete humoristisch-satyrische Schriften konnte er zu wiederholten Malen lesen, wie Butler's Hudibras, den Don Quixote, Lichtenberg's Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, Swift's Märchen von der Tonne u. s. w. Diese Vorliebe bestimmte auch seine Neigung für Juvenal, neben welchem er im späteren Alter nur noch Horaz und aus alter Anhänglichkeit Lucrez aus den Römischen Dichtern zu lesen pflegte. Unter den Deutschen Dichtern ging seine Kenntniss nicht weit über Haller, Wieland, Lessing und Bürger hinaus, da das Erscheinen der Meisterwerke Goethe's und Schiller's ihn im Andrange der Studien seines Systems und der Herausgabe seiner Kritiken verloren traf, und späterhin die Stumpfheit des Alters ihm die Empfänglichkeit dafür benommen hatte. Von Schiller kannte er nur die ihm näher liegenden philosophisch-ästhetischen Abhandlungen. Solche philosophische Schriften, die sein System erläuterten oder vertheidigten oder mit scharfen Angriffen gegen dasselbe auftraten, liess er grösstentheils unbeachtet. — Unter den praktischen Philosophen verblieb er vorzugsweise bei den

Engländern und Franzosen bei Locke, Pope, Hume und Hutcheson, bei Montaigne und Rousseau. Aber die Hauptlecture für die Erholung und Auffrischung des Geistes bildeten in den späteren Jahren naturwissenschaftliche, selbst medicinische Werke und besonders Reisebeschreibungen, die er roh aus dem Laden seines Verlegers Nicolovius entlehnte und nach vollendeter Lecture wieder zurücksandte. In seinen früheren Jahren, wo er noch regelmässig den Kanter'schen Buchladen, den damaligen Sammelplatz der Königsberger Gelehrten, besuchte, pflegte er das gesammte Messgut zu durchgehen, um eine allgemeine Übersicht über den ganzen literarischen Ertrag eines Jahres zu gewinnen. — Erholungsspiele, unter denen er in früheren Jahren dem Billard den Vorzug gegeben, später ausschliesslich nur das L'hombrespiel sich verstatet hatte, indem er dasselbe für eine Seelenmotion erklärte, gewährten ihm in den letzten Jahren gar keine Zerstreung mehr, und wurden entschieden von ihm abgelehnt.

Im bürgerlichen Leben erklärte er sich für die unverkürzte Entwicklung eines reinen Freiheitssinnes, er sprach es als ein Recht der Menschheit an, sich allein anzugehören. Dennoch unterwarf er sich mit strengem Gehorsam in der politischen Ordnung den Befehlen der gesetzlichen Obrigkeit, und nicht selten hörte man ihn mit erhobener Stimme den Ausspruch des Apostels Paulus als Vorschrift empfehlen „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat.“ Dass er dabei mit seinen Lehren selbst in Conflict gerathen sey, wie neuere Anschuldigungen vermeinen, lässt sich weder nach der genaueren Kenntniss seiner Werke, noch nach seinen bedeutsamen Erfahrungen aus seinem Zeitalter behaupten. Er durchlebte Revolutionen mannigfacher Art und hat sie in seinem Geiste überwältigt: er ging als der treueste, biederste Vaterlandsfreund aus seinen Untersuchungen hervor und hat Tausende getreuer Patrioten durch seine Vorträge und Schriften gebildet, die selbstbewusst, wie ihr Lehrer, zum sittlich kräftigen Handeln befähigt waren, und die danach streb-

ten, das in ihnen angezündete Licht der Selbsterkenntniß weiter leuchten zu lassen!

Die Gesetze der herkömmlichen Ordnung dehnte er selbst auf die Formen des geselligen Lebens aus, wenn sie nur nicht geschmackwidrig waren; er erklärte sich bei jeder Gelegenheit wider die „Singularität“ (auffallende Abweichung). Seine Strenge hierin konnte fast bis zur Schwachheit ausarten, obgleich dabei nur ein menschenfreundliches Wohlwollen zum Grunde lag. Denn er wollte, dass jeder Mensch innerlich und äusserlich seine Bildung vollenden sollte, weil auch die letztere zur Erreichung vernünftiger Zwecke im Leben unentbehrlich, folglich auch Pflicht wäre. — Kant war gross und bewundernswürdig durch seinen Geist und den Umfang seines Wissens: doch nicht minder gross und erhaben steht er da durch seinen Charakter, die Festigkeit seines Willens, seine Wahrheitsliebe, seine ächte Humanität. Kant lebte, wie er lehrte!

VI.

Seine Lebensweise im Hause und in geselligem Umgange.

Die Regelmässigkeit der Lebensordnung war für Kant ein so heiliges Gesetz, dass er seit seinem Eintritt in ein selbstständiges amtliches Leben, das wir mit der ordentlichen Professur im Jahr 1770 annehmen müssen, wohl nur in sehr wenigen Ausnahmefällen davon abgewichen ist. Des Winters wie des Sommers stand er pünktlich um 5 Uhr Morgens auf, indem sein Diener Lampe, den er seit dieser Zeit in seine Dienste nahm und über dreissig Jahre behielt, ihn mit unerbittlicher Strenge wecken musste, selbst wenn er noch ein längeres Bedürfniss des Schlafs vorschützen wollte. Mit soldatischer Pünktlichkeit führte der Diener diesen Befehl aus, und Kant konnte ihn einstmals nach dreissig Jahren in Gegenwart seiner Tischgenossen befragen, ob er sich auch nur einmal in dieser Zeit ein halbes Stündchen vorbehalten hätte. Er erhielt die gemessene Antwort „Nein“. Nach dem Aufstehen rauchte er eine Pfeife Tabak und trank zwei Tassen sehr schwachen Thee, obschon er den Kaffee zwar sehr liebte, aber für seine körperliche Beschaffenheit für nicht zuträglich hielt. Dann arbeitete er bis zum Anfang der Vorlesungen, gewöhnlich 7 oder 8 Uhr, und nach Beendigung der Vorlesungen um 9 oder 10 Uhr ging es sofort wieder zur Arbeit bis 12 $\frac{3}{4}$ Uhr, wo er sich zum Essen ankleidete. Verstatteten ihm der Sonntag oder Ferien Befreiung von den Vorlesungen, so blieb er ununterbrochen den ganzen Vormit-

tag am Arbeitstische. Bis dass er eine eigene Ökonomie sich einrichtete, von der wir bereits oben gesprochen haben, ass er in einem öffentlichen Speisehause, welches er aber sogleich wechselte, als er bemerkte, dass Leute sich dort eindrängten, um ihm an der Tafel ihre Einwürfe vorzulegen und auch dort zu den Pflichten des Lehramtes zu nöthigen. Er wollte bei Tische sich von allem abspannen, was den Geist anstrengte, und hier, nach seinem Ausdrücke, dem Körper seine Ehre geben. Leute aus allen Ständen waren ihm bei der Mittagstafel lieb, wenn sie nur nicht ihren Stand besonders hervorzuheben oder irgendwie mit Würde und Sprache zu affectiren sich anmaassten. Die Speisen mussten einfach, aber gut zubereitet seyn, der Wein von reiner Beschaffenheit; in den früheren Jahren trank er nur rothen, in den späteren nur weissen Wein. Bei der Tafel wünschte er keine Eile, und rühmte stets das *coenam ducere* der Römer. Die Unterhaltung sollte in einfachem ungekünstelten Tone fortgeführt werden, so dass Kant bisweilen durch den eignen Gebrauch von Provinzialismen seine Mitgäste zur Nachahmung des ungebundeneren Tones aufzumuntern schien.

Nach dem Mittagstische ging er unausgesetzt eine Stunde lang spazieren früher mit Collegen und Studirenden, im höheren Alter (seit 1785 etwa) stets allein, weil er im Gehen nicht sprechen wollte, da es seine Brust zu sehr anstrenge. Auch das schlechteste Wetter machte hiefür keine Ausnahme, nur bei Schnee und Eis liess er sich durch seinen Bedienten begleiten, und machte dann bei glattem Wege den von ihm benannten Trampelgang, d. i. er hob die Füsse hoch auf und machte äusserst kleine Schritte, um nicht zu fallen. Nach der Rückkehr vom Spaziergange* verrichtete er die vorkommenden häuslichen Geschäfte, und

* Er besuchte gewöhnlich den nach ihm benannten Philosophengang oder Philosophendamm, und als dieser ihm wegen der vielen Bettler lästig wurde, die er selbst durch reichlichere Gaben wie gewöhnlich zur bestimmten Stunde seines Spazierengehens dorthin gezogen hatte, den Gang nach

las dann die neu zugesandten literarischen Novitäten oder die Journale, Literatur- und politischen Zeitungen, unter denen die letzteren ihn auch bisweilen bei den Vormittagsarbeiten unterbrechen konnten: denn oft hatte er einen wahren Heisshunger nach der Politik. Darauf ging er noch im Zimmer auf und ab, um über die Vorlesungen des nächsten Tages oder schriftstellerische Arbeiten nachzudenken, schrieb die eingefallenen Gedanken auf Memorienzettel und ging dann zwischen 9 und 10 Uhr (im Sommer bisweilen ein wenig später) zu Bette. Für den Schlaf hatte er nur sieben Stunden bestimmt, und gerade die von ihm vor und nach Mitternacht festgesetzten Stunden hielt er für die Basis alles Wohlbefindens. Mittagsschlaf erlaubte er sich niemals, sowie auch keinen Zwischengenuss von Speisen, so dass es nicht wundern darf, wenn Kant bei seinem schwächlichen Körper eine starke (die einzige in 24 Stunden) Mahlzeit zu sich nahm. Sein Getränk war ausserdem reines Wasser; Bier trank er nie, hielt es für schädlich, nannte es wohl auch geradehin ein langsam tödtendes Gift, dem man viele Todesfälle bei noch kräftigen Männern zuzuschreiben habe.

Seine Kleidung war in den früheren Jahren zierlich, aber niemals luxuriös; sie blieb auch in den späteren stets anständig gewählt, und in ihrem Zuschnitte musste nie etwas Auffallendes bemerkt werden. Reinlichkeit in der Kleidung wurde von ihm streng beobachtet, so lange er die Schwächen des Alters mit Selbstbewusstseyn beherrschen konnte. Erst in den letzten drei Jahren legte er wohl nicht selten Einspruch gegen den gewöhnlichen Wechsel der Leibwäsche ein, weil er ihm beschwerlich wurde, und suchte das Unnütze desselben zu seiner Rechtfertigung für sich nachzuweisen, weil er nicht in Schweiss gerathe,

dem Holländischen Baum und von dort nach dem Steindammer Thor (geradezu, ohne die Rundtheile zu umgehen) und über den Steindamm nach seiner Wohnung. In den letzten Jahren beschränkte er sich vorzüglich auf den Königsgarten.

Den Degen trug er so lange, als die Gewohnheit des achtzehnten Jahrhunderts ihn für Beamte nöthig fand; dann legte er ihn aber sehr gern als ein lästiges und ihm entbehrliches Anhängsel ab. Nur bei dem Hute wechselte er nicht die Mode; den einen trug er über zwanzig Jahre lang (einen kleinen dreieckigen) und gebrauchte zuletzt dessen niedergeschlagene Krämpe als Augenschirm beim Lesen*.

— Seine häusliche Einrichtung empfahl sich, als er der Besitzer eines nicht grossen zweistöckigen Hauses wurde, das er allein bewohnte, durch musterhafte Einfachheit. Das obere Stockwerk bewohnte er selbst, im unteren befand sich der Hörsaal. In seiner Wohnung gelangte man durch ein unverziertes Vorhaus in ein grösseres Zimmer, die sogenannte Putzstube, welche ein Sopha, einige mit Leinwand überzogene Stühle, einen Glasschrank mit einigem Porcellan, ein Bureau mit seinem Silber und dem vorrätigen Gelde und das von Kant oft beobachtete Thermometer enthielt. Aus diesem Zimmer kam man in das entlegnere kleinere Studirzimmer, in welchem zwei einfache Tische, ein Sopha, einige Stühle, eine Commode und abermals ein Thermometer und ein Barometer die einzigen Geräthe waren. Dicht dabei befand sich das noch kleinere Schlafzimmer mit einem einzigen gegen die Einwirkungen des Lichtstrahls stets verdeckten Fenster, das auch im Winter nicht geheizt wurde, während er das Studirzimmer selbst bei kälteren Sommertagen erwärmen liess. Der Putzstube gegenüber lag das Speisezimmer, das nur das nothdürftigste Ameublement hatte.

Die strenge Beobachtung eines regelmässigen häuslichen Lebens scheint vorzüglich von ihm als ein Hinderniss betrachtet worden zu seyn, in den Ehestand zu treten. Denn über die Frauen sprach er in den späteren Jahren zwar sel-

* Diese Reliquie Kant's, stark durchlöchert, wurde für den dreifachen Preiss eines neuen für eine Sammlung in England auf der Versteigerung des Nachlasses erstanden. Näheres über die Kleidung findet sich bei Jachmann S. 108—110.

ten, aber stets mit grosser Achtung, wenn gleich er auch von seiner früheren Ansicht nicht abliess, ihnen im Allgemeinen die Herrschsucht vorzuwerfen. Den Ehestand hielt er für ein nothwendiges Bedürfniss, aber Aufmunterungen dazu, die sich auf seine Person bezogen, konnte er nicht ertragen. Entweder verbat er sich nachdrucksvoll, ihn mit Heirathsanträgen zu verschonen, oder er verliess auch mit Unwillen eine Gesellschaft, in welcher man den unpassenden Scherz bis zu einem zudringlichen Vorschlag getrieben hatte*. Dessenungeachtet stand er in den mittleren Jahren zweimal nahe daran, sein eheloses Leben aufzugeben. Das erste Mal gewann seine Neigung eine junge, schöne und sanfte Wittwe, die zum Besuche ihrer Verwandten nach Königsberg gekommen war. Doch seine besonnene Rechtlichkeit verlangte von ihm die sorgfältigste Prüfung seiner Einnahmen und Ausgaben, um durch die genaue Abwägung derselben gegen einander zu ermitteln, ob er auch im Stande wäre, einen Haushalt durchzuführen: und während dieser Verzögerung seines Antrags entschloss sich die Wittve zu einer anderweitigen Verheirathung. — Späterhin fand er noch einmal ein besonderes Wohlgefallen an einem jungen Mädchen aus Westphalen, das als Gesellschafterin einer in Preussen begüterten Edelfrau hieher gekommen war. Durch eine ähnliche Verzögerung des Aussprechens seiner Wünsche erfolgte die Rückreise des Mädchens in ihr Vaterland früher, als Kant zum festen Beschlusse kam. Dies änderte jedoch nicht Kant's Ansichten über sein Verhältniss zum weiblichen Geschlecht. Er suchte im Gespräche nicht die auf, welche durch ihre Bildung glänzen wollten, sondern er gab denen den Vor-

* Der Hospitalprediger Becker, ein schwacher gutmüthiger Mann, wollte Kant noch in seinem 70. Lebensjahre verheirathen, liess dazu eine Empfehlungsschrift unter dem Titel Raphael und Tobias drucken und überbrachte sie Kant selbst, indem er die Hoffnung aussprach, dass der Inhalt dieser Abhandlung ihn noch zur Ehe bewegen würde. Kant bezahlte die Druckkosten und trug mit der heitersten Laune diese Geschichte seiner Tischgesellschaft vor.

zug, die durch eine gute gesunde Vernunft, durch Natürlichkeit, Heiterkeit und häuslichen Sinn seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er konnte wohl bisweilen in ein genaueres Gespräch über Haus- und Küchenwesen sich mit ihnen einlassen, so dass ihn einst eine von ihm hochgeschätzte Frau darüber zurechtwies, da es ja gerade so klänge, als ob Kant die Frauen nur für geborene Köchinnen ansehe. Aber Kant war mit einer gewandten und feinen Erwiederung gleich bei der Hand. Er suchte auf das subtilste auseinander zu setzen, dass Kenntniss des Küchenwesens und die Leitung desselben jeder Frau wahre Ehre gebe: denn durch Erfreung und Erquickung des von der Tagesarbeit ermüdeten Mannes verschaffe sie sich selbst wahre Freuden für ihr Herz, erzeuge erheiternde Tischgespräche, und befördere so die Bildung des Gemüthes und das Glück des Hauses. Und diese lebhaft vorgetragene Auseinandersetzung verschaffte ihm an diesem Abende einen glänzenden Sieg über das Herz der anwesenden Damen, die von ihren Gatten augenblicklich das Zeugniß einforderten, der Classe der vom Philosophen geschilderten Frauen anzugehören.

Ausserhalb Königsberg war sein gesellschaftlicher Umgang sehr beschränkt. In den mittleren Jahren seines Lebens besuchte er während der Ferien bisweilen wohl das gastliche Haus des Barons v. Schrötter auf Wohnsdorf, des Vaters der beiden geschätzten Preussischen Staatsmänner, des Staatsministers wie des Kanzlers von Preussen, in welchem er für das behagliche Leben der Gäste sehr zweckmässig gesorgt fand, so dass jeder ungestört seinem Hange nachgehen konnte. Ein einziges Mal folgte er der Einladung des ihm sehr befreundeten Husaren-Generals von Lossow auf dessen bei Insterburg gelegenes Landgut. Aber die Provinz Ostpreussen hat er niemals verlassen, wenn er auch mehr als sieben Meilen bis Pillau gemacht hat. — Das Haus des Oberförsters Wobeser in Moditten, eine Meile von Königsberg gelegen, damals ein häufiger Sammelplatz für die ausgezeichneten Köpfe Königsbergs, wurde von ihm

gleichfalls viele Jahre hindurch jährlich auf einige Tage bis auf eine Woche lang besucht*. Der Oberförster, ein durch seine Biederkeit allgemein geachteter Mann, wurde von Kant nach seinem Charakter sehr hoch gehalten, und galt ihm als das Musterbild für seine Darstellung des Deutschen Charakters in der Anthropologie, wozu er auch für den Englischen und Französischen Charakter die Typen von seinen nächsten Bekannten entlehnte, für jenen von seinem oben geschilderten Freunde Green, für diesen vom Kaufmann Laval, einem Associé des sehr achtbaren Handelshauses Toussaint.

Einen regelmässigen Briefwechsel unterhielt er mit seinen älteren Freunden nicht, am häufigsten noch mit dem Geheimen-Oberfinanzrath Wlömer zu Berlin, dessen schon oben unter seinen Jugendfreunden gedacht ist, und der 1797 verstarb. Die Correspondenz vernachlässigte er im Allgemeinen sehr gern, sobald sie nicht ein amtliches Geschäft betraf, oder eine wesentliche Hilfsleistung von ihm in Anspruch nahm, die er für zweckdienlich angebracht hielt. In diesen beiden Fällen liess er auf die Antwort nicht lange warten. Sonst klagte er oft in ärgerlichem Tone über die ausgedehnte Correspondenz, als eine lästige Folge der Celebrität. Und in der That wurde ihm nicht selten zugemuthet, viel Postgeld für die unverschämtesten Anforderungen, für alberne Angriffe seiner Lehren und für Tröstungsbedürfnisse aller Art auszugeben, wo ein Eingehen auf den Inhalt Versündigung an seiner Zeit und seinen Geldkräften gewesen wäre. Von der Anknüpfung eines Briefwechsels mit Sieyes hat sich nach genauerer Prüfung keine Spur gefunden; sie hatte nur in dem Wunsche eines Französischen Consularbeamten in Preussen gelegen, der davon sich Vortheile für Preussen, wohl nur in Bezug auf den Handelsverkehr versprach.

* In Moditten schrieb Kant seine Betrachtungen über das Schöne und Erhabene.

Zu seinem persönlichen regelmässigen Umgange wählte Kant, wie ich bereits in den früheren Abschnitten durch einzelne Beispiele dargelegt habe, Männer aus den verschiedensten Ständen, und begründete dies selbst durch die entsprechende Ansicht, dass ein praktischer Philosoph nur auf solche Weise zu einer umfassenden Menschenkenntniss gelangen könne. Die sehr geachteten Kaufleute Green*, Motherby, Hay, Jacobi, Toussaint, die Buchhändler Kanter und Nicolovius, mit welchen Kant in genauem Verkehr stand, boten noch überdies häufig Gelegenheit, in ihren Häusern fremde Kaufleute, Schiffscapitaine mit ausgebreiteten Reiseerfahrungen, durchreisende Gelehrte kennen zu lernen, mit denen der vielfach bewanderte Philosoph seine Kenntnisse und Erfahrungen vortheilhaft austauschen konnte. Doch verlangte er späterhin von den fremden Gelehrten, dass sie ihn vorher besucht haben mussten, wenn sie in Gesellschaften gelegentlich mit ihm sprechen wollten, und lehnte geradezu die Einladung seiner Freunde ab, wenn er vorher von der Anwesenheit und dem Zwecke eines solchen Reisenden gehört hatte, indem er hinzusetzte, „ich glaube diesen Männern eben nicht willkommen oder auch nur etwas interessant zu seyn.“ So geschah es z. B. bei Nicolovius mit Graf Friedrich Leopold von Stollberg, als dieser auf seiner Durchreise nach Petersburg Königsberg berührte. Auf der Rückreise besuchte Stollberg Kant, und nun sahen sich auch beide in einer Stollberg zu Ehren gegebenen Gesellschaft bei ihrem gemeinschaftlichen Verleger Nicolovius.

Recht häufig besuchte auch Kant die Gesellschaften bei Hippel, Scheffner, Bancodirector Ruffmann, seltener bei Borowski, wobei ich noch an die oben bereits genannten Häuser des Grafen von Kaiserling, des Generals Meyer, des Oberpräsidenten Freiherrn von Schröt-

* Seit Green's Tod besuchte Kant keine Abendgesellschaft mehr, da er sonst regelmässig den Abend am Sonnabend bei Green zugebracht hatte.

ter, der Generale Graf Henkel, von Brünneck und Herzog von Holstein-Beck, erinnere. Überall erschien er als der Mittelpunkt geistvoller und liebenswürdiger Unterhaltung, so dass man nie den abstracten Denker in ihm ahnen konnte, der die grösste Revolution in der Philosophie hervorgerufen hatte. Abstracte Ideen wurden von ihm in anziehendem Gewande selbst grössern gemischten Gesellschaften dargeboten, und mit grösster Klarheit suchte er jede von ihm behauptete Meinung auseinanderzusetzen, wobei sein anmuthsvoller Witz eine reizende Abwechslung in den Zusammenhang der Gedanken einführte. Bisweilen war sein Gespräch mit leichter Satyre gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene harmlos hervorbrachte*. Selbst den Kindern seiner Freunde wusste Kant's menschenfreundliche Milde Liebe und Verehrung abzugewinnen, so dass der Tag, an welchem Kant in ihrer Eltern Hause das Mittagsmahl einnahm, für ein Festtag galt. Die Knaben prüfte er über ihre Fortschritte in dem Unterrichte, wobei jedoch seine oft halbe Stunden lange Unterhaltung mit den Kindern die anziehendste Hingebung zu dem alten lieben und stets so freundlichen Manne erzeugte, wie ein vor mir liegender Brief eines hochgeschätzten Beamten aus der Erfahrung seines eignen Lebens bekundet.

Mit gleicher Liebenswürdigkeit zeigte sich Kant als Wirth in seinem eignen Hause, nachdem er hier 1787 einen vollständigen Haushalt eingerichtet hatte. So oft er nicht ausserhalb seines Hauses speiste, hatte er täglich in der Regel zwei Tischgäste bei sich, höchstens fünf, die er aus der Zahl der oben genannten Männer, oder seiner Collegen und ehemaligen Zuhörer wählte. Die gewöhnliche Mahlzeit bestand aus drei Gerichten, einem Nachtschüssel und zwei Flaschen Wein, wobei er aber die seltne

* Elisabeth v. d. Recke über C. F. Neander's Leben und Schriften, Berlin 1804, 8. S. 109 u. flg. Sie hatte Kant im Kayserling'schen Hause längere Zeit kennen gelernt.

Aufmerksamkeit bewies, dass er bei jedem seiner häufiger eingeladenen Gäste sich die Lieblingsspeise merkte, um sie dann für ihn anrichten zu lassen, wenn er wieder eingeladen wurde. Die ceremonielle Höflichkeit des Nöthigen fehlte bei seinem Tische gänzlich, jeder Gast musste nach seinem Belieben zulangen und sich von allem Zwange befreit fühlen, um so wie in seinem eigenen Hause zu leben. Mit kräftigem Appetite langte er zu, denn er hatte vier und zwanzig Stunden Pause im Essen gemacht: daher suchte er jeder Verzögerung zum Anfang des Mittagmahls zu entgehen und sah es ungern, wenn die Gäste nach 1 Uhr auf sich warten liessen. Gelehrte Gespräche, die zu tieferer Begründung verleiten konnten, suchte er bei Tische absichtlich zu vermeiden. Politik, allgemeine literarische Gegenstände, sein und seiner Freunde Briefwechsel, die Neuigkeiten der Stadt* und des Landes sollten den Stoff zum Gespräch geben. Aber auch dabei müsse man häuslicherisch verfahren, nicht Alles auf einmal zum Besten geben, durch längere Debatte jeden Gegenstand von allen Seiten besprechen, war eine häufig von ihm wiederholte Regel. Keine Windstille dürfte in der Unterhaltung eintreten, womit er das Stocken des Gesprächs bezeichnete. So verstrich die Zeit von 1 bis 3 Uhr, nicht selten bis 4 und 5 Uhr unter der heitersten Erholung, und doch verliess keiner unbelehrt den Tisch, so lange sein Geist in frischer Kraft die Unterhaltung leiten konnte. Vergleichung der Völkerkunde und der Sprachkunde war eine Lieblingsmaterie des Philosophen, wenn die laufenden Gegenstände der Tagesunterhaltung erschöpft waren. Dabei kam es allerdings oft mehr auf humoristische und witzige Auffassung, als auf gründliche Erledigung der Sache heraus. Mögen einige Beispiele davon hier stehen: „Poltron ist eigentlich *pollex truncatus* (ein abgeschnittener

* Nur den Gesprächen, die auf grobe Laster der Menschen sich bezogen, wich er gern aus, als wenn die Erwähnung ihrer schlechten Handlungen den Anstand in der Unterhaltung sittlicher Menschen verletzte.

Daumen). Die, welche zu Rekruten enrollirt wurden, schnitten sich aus Furcht vor dem Soldatendienste den rechten Daumen ab, um das Pulver nicht auf die Pfanne legen zu können und folglich zum Dienste unbrauchbar zu werden, und davon hiessen sie *pol-troncs* d. i. Poltrons.“ Oder bei dem Persischen Religionsverhältnisse zwischen Ormuzd und Aryman erklärte er das letztere Wort Deutsch „arger Mann“, weil die Persische Sprache als stammverwandte viele Deutsche Wörter habe. Bisweilen artete es auch in blosses Wortspiel aus, „weil man an der Mittagstafel nicht alt werden (d. h. sich anstrengen) sollte“, wie die Vergleichung eines Frauenzimmers mit einer Thurmuhr, die eine seyn soll, um alles pünktlich auf die Minute zu verrichten, und doch wiederum keine seyn muss, um nicht alle Geheimnisse laut zu verkündigen, oder mit einer Schnecke, die häuslich seyn soll und doch wiederum keine Schnecke, um nicht alles Ihrige an ihrem Leibe zu tragen.

Unter den bekannten Tischfreunden, die noch nicht genannt sind, kamen häufig vor, ausser den Professoren Kraus, Pörschke, Rink, Hasse, Hagen, Gensichen, Schulz, der Regierungsrath Vigilantius, ein durch seine Gelehrsamkeit wie durch seinen trefflichen Charakter ausgezeichneter Rechtsgelehrte, auf dessen Einsicht Kant ein unbedingtes Vertrauen setzte, die beiden Gebrüder Jachmann, von denen der jüngere noch als Schulrath in Königsberg lebt, der Prediger Wasianski nach des jüngeren Jachmann's Abgang von Königsberg (1794) Kant's Geschäftsführer*, der Prediger und Rector Wannowski, der Ober-Stadtinspector Brahl, Pfarrer Sommer, Criminalrath Jensch u. m. a. Zu den jüngsten Tischgenossen gehörten die Söhne seines Freundes

* Kant rieth Scheffner seinem Beispiele zu folgen, indem er Wasianski mit den Worten rühmte: „Sie glauben es nicht, wie vortrefflich es ist, einen Freund gefunden zu haben, dem man sein ganzes Hauswesen überlassen kann, mit voller Überzeugung, er werde es wie sein eigenes verwalten.“ Scheffner's Leben, S. 400.

Motherby, von denen der ältere nach Niederlegung seiner ausgebreiteten ärztlichen Praxis als Gutsbesitzer in der Nähe von Königsberg noch lebt, die Söhne seines Collegen Reusch, der ältere als Professor der Medicin 1813 verstorben, der jüngere gegenwärtig Ober-Regierungsrath und ausserordentlicher Bevollmächtigter bei der Universität Königsberg, der Kaufmann Gädecke, Associé seines Freundes Jacobi u. s. w.

Für seine Tischgenossen, die er näher kennen gelernt hatte und seiner Empfehlung würdig fand, zeigte er sich äusserst thätig, wo er nur irgend etwas für sie wirken, oder sie zu dem Zielpunkte führen konnte, an dem sie in einen ihren Kräften und Talenten angemessenen Wirkungskreis traten. Dies haben Hamann, Borowski*, beide Jachmann, Brahl und viele andere zu ihrer eignen Ehre mit inniger Dankbarkeit bekannt. Ein neues Document liefert die jüngst erschienene Biographie des geheimen Staatsraths Nicolovius, die sein jüngster Sohn, Professor Alfred Nicolovius zu Bonn bearbeitet hat. Hier heisst es S. 62 aus einem Briefe Kant's, den er im December 1793 an Nicolovius schrieb, welchen er (nach dessen Rückkehr aus Italien und Stollberg's Hause) einige Male als seinen Tischgenossen kennen gelernt und früher als seinen Zuhörer geachtet hatte: „Ihr Vorsatz, von Ihren erworbenen Kenntnissen in Ihrem Vaterlande Gebrauch zu machen, vorher aber meine Meinung von der Art, wie dieses auf eine sichere Ihnen selbst vortheilhafte Art geschehen könne, zu erfahren, ist mir ein Beweis von Ihrer gründlichen, durch Reisebelustigung nicht, — wie es wohl sonst geschieht — für Amtsgeschäfte verdorbenen Denkungsart. Was ich, nach der von Ihnen erklärten Abnei-

* Von Hamann oben an verschiedenen Stellen. Der Erzbischof Borowski gesteht in der Biographie S. 131 offen ein: „Ich selbst verdanke ihm allein die gute Richtung, die er meiner irdischen Laufbahn gab: mehre Andere von meinen frühern Bekannten gleichfalls.“

gung gegen ein theologisches Amt, zur Basis eines sichern, obgleich anfänglich kleinen Einkommens vorschlage, ist ein Schulamt. Erschrecken Sie darüber nicht; das Bedürfniss des Publicums, die Schulen dem Fortrücken in der Cultur des Geschmackvollen angemessener zu machen, wird immer stärker gefühlt, und ein Mann, wie Sie, würde hierin bald Epoche machen. — Vor allem scheint mir zu Ihrer Absicht rathsam zu seyn, den Magistergrad zu erwerben; weil es sich wohl zutragen könnte, dass irgend eine Professur, die Ihnen convenirte, hier vacant würde.“

Aber eine Eigenthümlichkeit Kant's machte sich bemerkbar, dass er auch bei der gespanntesten Fürsorge für kranke Freunde, nach der Nachricht von ihrem Tode, uur ungerne das Gespräch auf die persönlichen Beziehungen derselben übergehen sah. Daher besuchte er auch nicht leicht einen gefährlichen Kranken, wenn gleich er wohl dreimal des Tages nach seinem Befinden sich erkundigen liess. Nur bei Dr. Trümmer, seinem vertrauten vieljährigen Freunde, machte er eine Ausnahme, da er ihn noch zweimal vor seinem Tode sah. Als Hippel gestorben war, um dessen Krankheitszustand er auf das angelegentlichste besorgt gewesen war, äusserte er auf die in seiner Gegenwart erhobene Klage über den grossen Verlust mit kurz abgebrochenen Worten: „Es wäre freilich Schade für den Wirkungskreis des Verstorbenen, aber man müsste — den Todten bei den Todten ruhen lassen.“ In andern Fällen äusserte er auch wohl scheinbar trocken nichts weiter als „es ist vorbei!“

Besuche, die ihm von vornehmen Leuten oder von Durchreisenden überhaupt aus reiner Neugierde gemacht wurden, um ihn nur als eine Merkwürdigkeit des Ortes gesehen und in ihren Taschenbüchern verzeichnet zu haben, brachten ihn stets in ärgerliche Aufwallung. Als er aber selbst seine Hinfälligkeit merkte, eine Unterhaltung zu leiten sich nicht fähig fühlte, wollte er in diesem Unvermögen doch nicht von Fremden erkannt werden. Er gab daher nur äusserst ungerne nach, einen solchen Besuch

anzunehmen, und ging dann, nachdem er durch den Bedienten hatte andeuten lassen, ihn nicht aufzuhalten, mürrisch in sein Vorzimmer, stellte sich gestützt an den Tisch, und erwiderte auf die ihm gemachten Complimente: „Was sehen Sie doch an mir alten, abgelebten, hinfälligen und schwachen Mann“?! — Ausnahmen liess er damals nur noch gelten, sobald die Männer an sich einen Werth besaßen, wie er im Jahr 1802 noch sehr freundlich den Französischen Gesandten Otto bei dessen Durchreise durch Königsberg empfing, da ihm dieser wegen des mit Lord Hawkesbury in Londen abgeschlossenen Präliminarfriedens (Oct. 1801) in vortheilhaftem Andenken stand.

Die Wohlthätigkeit übte er gewissenhaft als eine Pflicht gegen die Menschheit, daher aber auch nach reiflich erwogenen Grundsätzen, von denen er nicht abwich. Zwecklose Almosen erschienen ihm immer als eine verschuldete Beförderung der Schlechtigkeit unter den Menschen. Die vielfach gemachten Versuche mit Namensähnlichkeit sich ihm als Verwandte aufzudrängen, wies er mit entschiedenem Ernste zurück. Aber seine wirklichen Verwandten unterstützte er auf das mildthätigste, so wie sie ohne ihre eigene Schuld in Dürftigkeit gerathen und aus derselben sich nicht mehr durch eigene Kraft emporheben konnten. Als sein einziger Bruder, der oben erwähnte Prediger zu Alt-Rahden in Curland, im Febr. 1800 gestorben war, setzte er dessen Wittwe und Kindern sofort eine jährliche Pension von 200 Thlrn. aus. Kleinere Unterstützungen erhielten seine Verwandten in Königsberg, wöchentliche Beihülfen manche verschämte Arme, so dass Kant in den letzten Jahren gegen 400 Thlr. jährliche Unterstützungsgelder durch Wasianski auszahlen liess, d. h. eine Summe, die fast den vollen Jahresbetrag seines Gehaltes erreichte.

Um dies bewerkstelligen zu können, nebst der Führung seines anständigen Haushaltes, mussten die Zinsen seines allmählig gesammelten Vermögens die wichtigste Beihülfe gewähren. Wie arm er in seiner Jugend gewe-

sen, haben die ersten Abschnitte dieser Biographie gezeigt, in wie späten Jahren er erst zu einem besoldeten Amte gelangte, erkannten wir im vierten Abschnitte. Die erste Grundlage zu seinem Vermögen wurde durch die thätige Beihülfe seines Freundes Green gelegt, indem eine Wechselschuld für Kant in seinem Hause niedergelegt wurde, die zu sechs Procent verzinst, theils durch diese Zinsen, theils durch neue Zuschüsse sich bald ansehnlich mehrte. Diese Zuschüsse waren vorzüglich die Ausbeute seiner literarischen Arbeiten, obgleich er erst seit der Herausgabe der Kritik der reinen Vernunft (also etwa seit 1780) regelmässig Honorar erhielt. Die früheren Schriften waren zum grössten Theile auf seine Kosten gedruckt, oder hatten ihm mindestens keine baare Einnahme gebracht. Weniger trugen zur rascheren Vermehrung seines Wohlstandes die Honorare für seine Vorlesungen bei, weil er die Hälfte seiner Vorträge öffentlich las und bei den Privatvorträgen doch viele Ausfälle kamen. Aber sein haushälterischer Sinn und sein Abscheu vor Schuldenmachen hatten ihm auch feste Grundsätze in Bezug auf den Erlass des Honorars zur Richtschnur gegeben, und die dabei in seiner vieljährigen amtlichen Wirksamkeit gemachte Erfahrung hielt er oft seinen vertrauteren jüngeren Collegen, wie dem Professor Kraus, zur Beachtung vor: „die Studirenden*,“ sagte er, „werden durch diese tadelnswerthe Nachsicht verschwenderisch und gewissenlos; wenn sie den Lehrer verabsäumen und betrügen, so lernen sie auch andere Menschen betrügen. Der zum ordentlichen Zahlen angehaltene Zuhörer wird dadurch gewissermaassen immer auch zum Fleiss genöthigt. Wer dagegen durch lässige Nachsicht die Privatvorlesungen vernichtet, der bringt die Universität selbst in einen elenden Stand; umsonst opfert Niemand in der Welt seine Kräfte auf“. Wenn nun die Honorare, die überdies mit dem Jahre 1795 gänzlich aufhörten, auch nicht zur Vermehrung des Vermögens wesentlich beitrugen,

* Voigt Biograph. von Kraus S. 437.

gen, so halfen sie ihm doch unzweifelhaft schon früher, den eigenen Haushalt nach seinen bescheidenen Wünschen einrichten zu können. Das Vermögen vergrösserte sich inzwischen so günstig, dass er bei einem sorgenfreien Alter ungestört die Freude geniessen konnte, seine arme Familie reichlich zu unterstützen, und seinem Dankbarkeitsgefühl für geleistete treue Dienste in seinem Testamente vollen freien Lauf zu lassen. Sein Wohlwollen äusserte sich aber in der That in der vollkommensten Übereinstimmung mit seinen festgestellten Maximen, so dass er in Wahrheit einst von sich sagen konnte: „Wer mir noch in meinen letzten Augenblicken eine gute Handlung vorzuschlagen weiss, dem will ich danken*!

* Nach den mir durch den Hrn. Stadtgerichtsdirector (gegenwärtigen Oberlandesgerichts-Präsidenten) von Keber gefälligst mitgetheilten Actenstücken betrug das gesammte von Kant nachgelassene Vermögen 21,539 Thlr., über dessen Disposition Kant durch ein beim akademischen Senat niedergelegtes Testament vom 14. Decbr. 1801 verfügt hatte. Davon erhielt sein treuer Geschäftsführer Prediger Wasianski als Legat den zwanzigsten Theil mit 1076 Thlrn. und abermals nach einer handschriftlichen Anordnung vom 29. Mai 1803 ein Legat von 2000 Thlrn. Für Professor Gensichen war ein Legat von 500 Thlrn. und seine Bibliothek bestimmt, die indess nach der obigen Beschreibung seiner Arbeitsweise nicht zahlreich war, etwa aus 500 Bänden bestand, von denen fast die Hälfte philosophischen Inhalts von den Verfassern als Geschenke oder als gewidmete Werke an Kant eingesandt waren. Seiner vieljährigen Köchin hatte er ein Vermächtniss von 666 Thlrn. 20 Sgr. bestimmt, seinem zweiten Bedienten Johann Kaufmann (oder wie ihn Kant aus feiner Rücksicht auf seine Freunde aus dem Handelsstande stets nur Johannes nannte) für die treue Pflege in der Krankheit ein Legat von 250 Thlrn. Ein Capital von 3500 Thlrn. in landschaftlichen Pfandbriefen hatte er niedergelegt, um seiner kinderlosen Schwester, der Frau Theuerin ein lebenslängliches Einkommen von 100 Thlrn. sicher zu stellen. Den Rest der Zinsen mit 40 Thlrn. sollte sein vormaliger Bediente Lampe lebenslänglich beziehen. Derselbe war nach dreissigjährigem Dienste, da seine Trunksucht und Untreue trotz zahlloser Ermahnungen Kant's und Versprechen seinerseits ihn nur täglich mehr hatte sinken lassen und ihn sogar verleitet hatte, selbst Hand an seinen Herrn zu legen, plötzlich am 31. Jan. 1802 aus dem Dienste entlassen. Kant äusserte sich sehr ungerne darüber, nur einmal stiess er gegen Wasianski die Worte aus: „Lampe hat sich so vergessen, dass ich mich

schämen muss daran zu denken.“ Aber Kant vergass die vieljährigen Dienste auch seines gesunkenen Bedienten nicht. Er hatte in seinem Testamente ihm ein beträchtliches Legat zugedacht; dafür setzte er ihm einen Jahresgehalt von 40 Thlrn. lebenslänglich aus, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, niemals Kant's Haus mehr zu betreten: sollte er dies einmal wagen, so würde unwiderrufflich ihm dieser Jahresgehalt entzogen werden. Einzelne Hindeutungen auf Lampe haben oben die Memorienzettel gegeben. — Den Rest seines Vermögens von 12,727 Thlrn. 23 Sgr. bestimmte er zu gleicher Hälfte an die Kinder (2) seines verstorbenen Bruders und an die zurückgebliebenen Kinder seiner Schwestern und deren Nachkommen, deren es damals sechs gleichberechtigte gab. Dieselben erhielten auch nach dem Tode der Frau Theuerin und des Lampe das zu deren lebenslänglichen Subsistenz ausgesetzte Capital von 3500 Thlrn. zu gleichen Theilen. Die Disposition seines Testaments hatte er oftmals umgearbeitet, dieselbe Intention ist stets in der Richtung der Vererbung an die Blutsverwandten und für treugeleistete Dienste beibehalten; aber die Sicherstellung in der festen Ausführung seines Willens machte ihm Sorgen, die er durch Hülfe seiner rechtsgelährten Freunde Vigilantius und Jensch zu beseitigen suchte. Vier Entwürfe zu diesem Testamente, von seiner eignen Hand geschrieben, haben mir unter den nachgelassenen Papieren Kant's vorgelegen. —

VII.

Ehrende Auszeichnungen. Abbildungen.

Kant's Zeitalter war nicht das Jahrhundert der Orden und der Titel für Gelehrte. Er besass keinen. Ihm genügte der einfache amtliche Titel des Professors, den er aber für seine Schriften auch nicht einmal bedurfte, denn hier gewöhnte er seine denkenden Leser mit dem einfachen Immanuel Kant die gebührende Ehrerbietung für das Studium des Inhalts zu verbinden.

Der Berliner Akademie der Wissenschaften, schon 1763 durch ein ehrendes Accessit bekannt, als Moses Mendelssohn den Preis gewann, wurde er im Todesjahre Mendelssohn's (1786) als ordentliches auswärtiges Mitglied beigesellt. Von der Petersburger Akademie der Wissenschaften erhielt er das Patent eines ordentlichen auswärtigen Mitgliedes vom 28. Juli 1794 ausgestellt. Es ist auf Pergament ausgefertigt, an dem das grosse rothe Siegel in einer goldenen Capsel sich befindet*. Die ehrenden Ausdrücke sind in würdiger Einfachheit gefasst: „*virum celeberrimum suis titulis condecorandum.*“ Als Präsident der Akademie hat die bekannte Fürstin Catharina Daschkow sich unterzeichnet, als ihr beständiger Secretär Johann Albert Euler d. jüngere. Nur bei wichtigeren amtlichen Geschäften und öffentlichen Erklärungen bediente sich Kant wohl bisweilen der Hinzufügung dieser Ehren zu seiner amtlichen Würde. — Durch Graf Var-

* Es wird auf der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg aufbewahrt.

gas wurde er im Jahre 1798* ehrerbietig eingeladen, als eines der zwanzig auswärtigen Mitglieder der Italienischen Akademie zu Siena beizutreten. — Bei dem neu errichteten National-Institute der Wissenschaften zu Paris wurde er als einer der ersten Ausländer zum auswärtigen Mitgliede vorgeschlagen, aber die Ernennung hat er nicht mehr erlebt.

Mit welcher ehrenden Anerkennung Kant's Verdienste und Auctorität in ganz Deutschland, in Dänemark und Schweden, selbst in Holland, England und Frankreich betrachtet wurden, haben die Briefe und die Biographie an den geeigneten Stellen gelehrt. Zahlreiche Dedicationen reifer Schriften würdiger Männer und die enthusiastisch dargebotenen Erstlinge neu auftretender Schriftsteller dienen als anderweitige Beweise einer selten so allgemein verbreiteten literarischen Ehrerbietung. Es kann hier darauf nicht ankommen, die Sömmerring, Garve, Erhard, Stäudlin, Reinhold, u. s. w. in ehrenhafter Reihe aufzuzählen. Es reicht aus, daran erinnert zu haben, dann wird es aus den noch vorhandenen vielen Briefen erklärlich, dass es mehr als eine gewöhnliche Höflichkeitsformel war, wenn er allgemein mit der Anrede „Verehrungswürdigster Weiser“** oder „hoher Weiser Mann“ begrüßt wurde. Noch weniger dürfte es der Mühe verlohnen, die vielen gelungenen und misslungenen Gedichte aufzuzählen, mit denen bei Kant's Leben und nach seinem Tode seine hohen Verdienste um die Wissenschaften gefeiert worden sind. Nur das eine interessante Denkmal des Holländers Hieronymus van Bosch vermag ich nicht unerwähnt zu lassen, der in 328 lateinischen Hexametern die *ethica philosophiae criticae* besang, sie seinem für Kant's Philosophie begeisterten Freunde Paul van Hemert widmete und an Kant unter dem 6. Juli 1799 einsandte***.

* Der Brief ist vom 4. April datirt und abgedruckt bei Rink, Mancherlei zur Gesch. d. metakritischen Invasion, S. 168—170.

** Briefe des gegenwärtigen Oberhofpredigers Ammon, Erhard, Schütz in Jena u. s. w.

*** Abgedruckt bei Rink Mancherlei u. s. w. S. 135—154. und S. 167.

Unter den berühmtesten Männern Königsbergs stand Kant schon als Privatdocent viele Jahre. Daher nahm der Buchhändler Kanter sein Bildniss in einem Ölgemälde als eine der zwölf Zierden seines damals von dem gesammten gelehrten Publicum zahlreich besuchten Ladens auf. Es ist das älteste Originalgemälde, dem Kant gegessen hat, und wurde von einem mittelmässigen Königsberger Portraitmaler Namens Becker als Brustbild in Lebensgrösse ausgeführt*. Es befindet sich gegenwärtig im Buchladen der Handlung Gräfe und Unzer und trägt unverkennbar die jugendlichen Züge der Kant'schen Physiognomie an sich, nur wohl etwas zu sehr verschönert. Nach einer schlechten Copie dieses Gemäldes ist der geringe Kupferstich von Schleuen in dem 20. Bande der allgemeinen Deutschen Bibliothek aus dem Jahre 1773 gemacht, worüber Kant's eigener Brief vom 25. Oct. 1773 an Nicolai zu vergleichen bleibt, den ich in der ersten Abtheilung dieses Bandes (S. 70—71.) habe abdrucken lassen. Dieselbe Grundlage dient zugleich, jedoch in einer noch schlechteren Ausführung, dem Kupferstich von Liebe vor dem 39. Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, bei welchem Portrait kaum noch von einigen Zügen der Ähnlichkeit die Rede seyn kann.

Eine neue Basis zur gelungeneren Abbildung Kant's gab einer seiner geschätztesten Freunde Heinrich Collin**, mit dem er oft im Hause seines Freundes Motherby zusammenkam und der damals eine Fayencefabrik besass. Er verfertigte eine Thonpaste *en medaillon* im October 1782, zu der Kant im Juni dieses Jahres gegessen hat, wie es namentlich auf einigen Abdrücken angeführt ist. Diese Paste wurde in verschiedenen Farben der *terra sigillata* angefertigt, sie wurde auf Vasen aus Fayence eingesetzt. Borowski und Reusch halten sie für sehr äh-

* Vergl. Hamann's Schriften, Bd. III, S. 385. und Baczko Nachrichten über Herder in den Beiträgen zur Kunde Preussens, Bd. IV, S. 173.

** Borowski S. 177.

lich, Hamann wollte dies zuerst nicht einräumen*, aber einige Wochen später muss er doch in einem Briefe an Hartknoch vom 21. Dec. 1773 eingestehen: „Es ist viel Ähnlichkeit in dem Medaillon, aber ich weiss nicht was Verfeinertes im Ausdrucke. Doch vielleicht liegt die Schuld an meinen dummen Augen oder dem darin lauschenden Schalk.“

Nach dieser Paste wurde die erste Medaille von Abramson gearbeitet, welche auf Kosten einer grösseren Anzahl von Studirenden in Gold ausgeprägt, ihm im März 1784 überreicht wurde. Sie zeigt** auf dem Avers das Portrait Kant's mit der Umschrift „Emanuel Kant;“ auf dem Revers den schiefen Thurm von Pisa mit herabhängender Richtschnur und Senkblei, am Fusse liegt eine bewachende Sphinx, mit der Umschrift „*perscrutatis fundamentis stabilitur veritas*“ und dem falschen Geburtsjahr „*Nat. MDCCXXIII.*“ Das falsche Jahr 1723 befindet sich auch auf mehreren Exemplaren der Collin'schen Paste, die mir vorgelegen haben, und ist auf diese Weise mit hinüber genommen. Kant's Freude über diese Ehrenbezeugung von Seiten seiner Schüler wurde durch diesen Irrthum etwas gedämpft*** und auch noch späterhin oft gerügt. Das goldene Exemplar dieser Medaille wurde von Kant kurz vor seinem Tode an Wasianski, und von diesem wiederum in ähnlichem Zustande an den jetzt auch bereits verstorbenen Medicinalrath Professor Unger verschenkt.

Bald darauf kam der Jüdische Künstler Joseph Lowe aus Königsberg auf den Gedanken, Kant um einige Sitzungen für eine neue Abbildung zu bitten. Kant willigte

* Werke Bd. VI, S. 295, Brief aus dem November 1773, der spätere Brief ist vom 21. Decemb.; S. 305.

** Ich habe diese Medaille und die beiden anderen auf Kant geschlagenen in einer wohlgelungenen Nachbildung von Wagner jun. in Berlin als anziehende Beilage dieser Biographie beigefügt.

*** Hamann's Werke Bd. VII, S. 132. Borowski, S. 95.

darein, aber das Portrait wurde leider eine verzerrte Caricatur, auf dem der Künstler die Unverschämtheit hatte, „*ad vivum pinxit 1784*“ zu setzen, obgleich er selbst gegen den damit höchlich unzufriedenen Kant* naiv genug geäußert hatte: „es gefällt mir selbst nit.“ Etwas hat sich Lowe später selbst verbessert für die Zeichnung zum Kupferstich von Clar im Jahre 1820, zu Enslin's Preussischer Chronik hinzugefügt und dann in vielen Abdrücken durch Kauf und Beilagen zu andern Werken vervielfältigt. Aus Lowe's Carricatur sind indess in der Zwischenzeit sehr viele Nachbildungen und noch widrigere Copien (wie die zu Füllehorn's Skizze) hervorgegangen, die hier am füglichsten verschwiegen werden.

Collin's Paste ist auch vorzugsweise von V. H. F. Schnorr zur Zeichnung für Bause's Kupferstich in gr. 4. 1791 benutzt worden, der als Kupferstich in der bekannten Manier recht brav ausgeführt ist, aber in der Ähnlichkeit viel weniger als jene Paste darbietet. — Nach derselben ist ferner Lips' Kupferstich copirt vor dem ersten Bande des Jenaischen Literatur-Repertoriums.

Das gelungenste Ölgemälde lieferte der Maler Döbler aus Berlin, ein Schüler des bekannten Portraitmalers Edmund Francis Cunningham, der auf einer grösseren Reise sich längere Zeit in Königsberg aufhielt. Ihm sass Kant 1791, also in dem Zeitpunkte seiner höchsten geistigen Blüthe, und noch im vollen Besitze seiner genialen Kraft; das Bild wurde Eigenthum der hiesigen Todtenkopfloge. Es ist ein Brustbild und in halber Lebensgrösse und bis jetzt zur Veröffentlichung noch nicht copirt gewesen. Da ich es in Übereinstimmung mit den noch lebenden Zeitgenossen Kant's für das treueste Bild halte, so habe ich mit geneigter Erlaubniss der Besitzerin eine Copie anfertigen lassen, die von dem wackeren hiesigen Maler Stobbe eben so geistvoll aufgefasst, als von Karl Barth

* Hamann, VII, S. 147, 188, 191; Jacobi's Werke IV, Abth. 3. S. 174; 188; 191.

trefflich gestochen, zur wahren Zierde dieser Biographie gereichen wird. Das Fac-Simile habe ich mit Absicht aus derselben Zeit genommen und die Lateinischen Schriftzüge neben den Deutschen noch besonders bemerkbar machen wollen.

Gleichzeitig befand sich ein anderer Berliner Maler aus Berlin Vernet, ein Schüler der Anna Dorothea Therbusch, in Königsberg und beschloss auch hier sein kurzes Leben. Er malte Kant und mehrere andere Gelehrte, aber mit sehr gemeiner Auffassung. Nach seinem Gemälde wurden mehrere kleine Copien für Kupferstiche genommen, wie z. B. ein Portrait in 8. von dem Berliner Kupferstecher J. F. Bolt 1794. Aber sie streifen an die Lowe'sche Carricatur, wie auch die Nachbildung von Lehmann, Königsberg 1836, 4. und der Abdruck derselben vor den Preussischen Provinzialblättern Jahrgang 1837. In dieselbe Kategorie gehört auch Bil's Lithographie, welche Kant am Pulte stehend abbildet.

Eine neue und recht ansprechende Abbildung lieferte Puttrich für den Kupferstecher Berger in Berlin, um die ganze Figur Kant's auf einem Spaziergang vorzustellen; sie ist in lavirter Manier und in gr. 8. im November 1798 bei Unzer erschienen.

Das würdigste Denkmal seiner Abbildung besitzt indess die Königsberger Universität in seiner Marmorbüste, welche Hagemann (starb bereits 1806), ein ausgezeichnete Schüler des älteren Schadow, gearbeitet hat. Der verstorbene Geheime-Regierungs- und Baurath Dr. Müller und ein Verein von Verehrern und Freunden Kant's gaben dazu die Kosten her*, vorzüglich die Freunde Kant's, die seit dieser Zeit durch ein jährliches Festmahl an seinem Geburtstage das unsterbliche Andenken des Meisters ehren und durch gleichgesinnte Männer die gelichteten Reihen ergänzen. Einem solchen Festmahl verdankt auch diese Ausgabe seiner gesammelten Werke die erste Ver-

* Scheffner's Leben, S. 306.

anlassung, wie Rosenkranz in der Gesamtvorrede schon darauf hinwies. Friedrich Hagemann kam deshalb 1802 nach Königsberg, und Kant meinte treuherzig gegen den Künstler bei den Sitzungen: „so alt und hässlich, wie er nun wäre, dürfe er ihn eben nicht machen.“ Die Büste ist treu und der Physiognomie und dem Charakter des Philosophen entsprechend ausgeführt. Sie musste noch einmal von Hagemann in Marmor für von Hess in Hamburg, einen Verehrer Kant's, ausgeführt werden. Auf seines Freundes Scheffner Veranlassung wurde fünf Jahre nach Kant's Tode das nicht mehr zum ferneren Gebrauch bestimmte Professorengewölbe an der Domkirche in eine *Stoa Kantiana*, einen bedeckten Spaziergang für die auf dem Hofe des Universitäts-Gebäudes befindlichen Lehrer und Studirenden, verwandelt. Kant's Sarg wurde auf dem östlichen Flügel versenkt und über denselben diese Büste Kant's aufgestellt. Der Untersatz der Büste aus grauem Marmor hat die Inschrift *Immanuel Kant. Sapienti Amicorum Pietas.* Die Grabstätte selbst zeigte die Aufschrift auf einem Steine: *Sepulcrum Immanuelis Kant nati a. d. X. Calend. Maji a. MDCCXXIV., denati prid. Id. Februar. a. MDCCCIV. hoc monumento signavit amicus Scheffner MDCCCIX.* Die ganze *Stoa Kantiana* erhielt das Distichon zur Inschrift:

„Hier von den Geistern umschwebt ehrwürdiger Lehrer der
Vorzeit,

Sinne dass Jüngling auch Dich rühme noch spätes Geschlecht.

Die feierliche Einweihung geschah durch einen akademischen Actus am Geburtstage Kant's, dem 22. April im Jahre 1810. Herbart, Kant's würdiger Nachfolger, hielt die Weihrede*. Späterhin ist die Büste, um sie von je-

* Schon oben angeführt und besonders abgedruckt mit der Abbildung des Grabmahls und dem Bolt'schen Bildniss Kant's in „Kant's Gedächtnissfeier zu Königsberg am 22. Apr. 1810, Königsbg. 1811. 8.; Vgl. Scheffner's Leben, S. 306—10. und A. Hagen, der Dom von Königsberg, Abth. II, S. 291—95.

der Gefahr einer Beschädigung zu befreien, in dem *Auditorium maximum* (nach dem Ausbau desselben im Jahr 1821) aufgestellt, die einzige Büste eines Gelehrten, die hier ihren Platz gefunden hat; die *Stoa Kantiana* ist aber bis jetzt ihrer Bestimmung erhalten. Ein neues dankenswerthes Denkmal hat die Universität Königsberg durch die Gunst des hohen Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichts im Januar 1842 zur Erinnerung an den verdienstvollen Lehrer als Geschenk erhalten. Es ist eine kleine sitzende Statue Kant's in Bronze, von 2' 8'' Höhe. Sie ist von dem Bildhauer Adolf Bräunlich unter der Leitung seines Meisters Rauch gearbeitet und in der Giesserschule Lequine's gegossen; ciselirt ist sie von Rautenstein, einem Schüler von Coué. Die Gesichtszüge sind der Büste von Hagemann entlehnt. Kant ist in antikem Costum, in sitzender Stellung, mit seiner inneren Welt in sinnigem Verkehr. Diese Statue wurde am Todestage des Philosophen, am 12. Febr. 1842 aufgestellt, zu dessen jährlicher Feier vermittelt einer Preisbewerbung unter den Studirenden um die beste Arbeit (jährlich abwechselnd in Lateinischer oder Deutscher Sprache) der verstorbene Regierungsrath Schreiber eine Stiftung von mehr als 2000 Thlrn. Capital gemacht hat. Ihr Platz ist gleichfalls im *Auditorium maximum*, innerhalb des durch Schranken abgeschlossenen Theiles, in welchem die Universitätslehrer bei öffentlichen Verhandlungen ihren Sitz haben.

Nach der Hagemann'schen Büste hat Fr. Loos eine Medaille auf Kant prägen lassen, die als Kunstwerk unter den drei unbezweifelt den ersten Rang einnimmt. Sie hat auf dem Avers das Portrait in der Gestalt der Büste mit der Umschrift *Immanuel Kant Nat. D. XXII. Apr. MDCCXXIV. Obiit D. XII. Febr. MDCCCIV.*

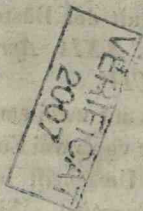
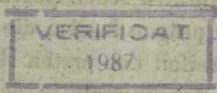
Auf dem Revers befindet sich ein Genius mit zwei emporgehaltenen Fackeln auf einem Wagen, der von zwei Eulen durch die Wolken gezogen wird. Die Umschrift ist „*Lucifugas Domuit Volucres Et Lumina Sparsit*“. Sie ist die zweite auf der beigelegten Medaillentafel.

210 EHRENDE AUSZEICHNUNGEN. ABBILDUNGEN.

Eine dritte Medaille hat gleichfalls Abramson nach dem Tode Kant's bearbeitet. Der Kopf ist schlecht gezeichnet und gegen die frühere Abbildung auf der ersten Medaille nur nach der Vernet'schen Zeichnung nicht glücklich verbessert. Der Avers giebt das Portrait mit der Umschrift *Immanuel Kant Nat. MDCCXXIV*; der Revers stellt die Minerva dar und die ihr entgegenfliegende Eule mit der Umschrift *Altius Volantem Arcuit*. Unten steht *Denat. MDCCCIV*. Die Abbildung ist die dritte auf der beigefügten Tafel.

Ein ganz gefälliges Bildchen, auf Elfenbein von Meckelburg, einem Königsberger Maler, in Pastellfarben gemalt, wurde am 28. September 1804 im Namen von 48 Studirenden dem damaligen Rector der Universität mit der Bitte überreicht, es in das grosse Matrikelbuch einheften zu lassen, das seit der Gründung dieser Hochschule (1544) noch gegenwärtig in einem mächtigen Bande besteht: das Bild hat nach dem Wunsche seinen dort gebührenden Platz gefunden, vor der Einzeichnung der Studirenden während seines ersten Rectorats.

Gypsabgüsse von Mittersperger aus Königsberg, und nach denselben von Quittschreiber und mehreren Künstlern in Berlin und Leipzig am Anfange des laufenden Jahrhunderts gefertigt, waren ohne allen künstlerischen Werth und hatten nicht das geringste Verdienst in Bezug auf Ähnlichkeit. —





VERIFICAT
2017

VERIFICAT
2017

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARA
BUCUREȘTI